DIE SCHWEIZ

SWITZERLAND by — VON — LA SUISSE par

H. ZSCHOKKE

Carlsruhe im Kunst-Verlag

Die

klassischen Stellen

der

Schweiz

und deren Hauptorte

in Originalansichten dargestellt,

gezeichnet von Gust. Adolph Müller, auf Stahl gestochen von Henry Winkles und den besten englischen Künstlern.

Mit Erläuterungen

von

Heinrich Zschokke.

GEWERBE-VEREIN

Erste Abtheilung.

Karlsruhe und Leipzig,
Kunst-Verlag.

Wien, Karl Gerold. Prag, Gottlieb Haase Söhne.
Bern, J. J. Burgdorfer. Karlsruhe, W. Creuzbauer'sche Buch- und Kunsthandlung.

1838.

G/71/521

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Klassische Stellen der Schweiz.

Mit Erläuterungen

von

Heinrich Zschokke.

Sr. Durchlaucht

dem regierenden Fürsten von

Hohenzollern-Hechingen

Friedrich Hermann Otto.

Durchlauchtigster Fürst und Herr!

Zu den Bildern aus dem schönen Vaterlande eine Art Cicerone-Dienstes zu übernehmen, ließ ich mich leicht verführen. Wer spricht nicht gern von dem, was er liebt, mit dem, der es liebt, und den man selber liebt! Meine Gedanken also waren bei Ew. Durchlaucht; meine kleinen Commentare wurden zu Briefen. — Sollt' ich itzt die wahre Zuschrift zurückbehalten und nicht Jedem, dem es zu wissen beliebt, öffentlich sagen, mit welcher Verehrung ein Republikaner einem Fürsten Deutschlands ergeben ist?

Schon der Seltenheit willen soll das in Tagen des politischen Fanatismus geschehn, selbst auf die Gefahr hin, von Zeloten in Acht und Bann erklärt zu werden. Ich wollte, wir hätten aus den Zeiten der Religionskriege, die unsern Zeiten nicht ganz unähnlich sind, Beispiele der Freundschaft zwischen einem protestantischen Fürsten und einem Priester des alten Glaubens, oder umgekehrt. Solche Beispiele wären ein schönes Zeugniß mehr, daß es nie an Gemüthern fehlte, zur Ehre der Menschheit sey es gesagt, die ein erhabneres Interesse, als das flüchtige Interesse des Jahrhunderts mit einander gemein hatten. Es sind die, welche inmitten des Lebens schon sind, was Andre erst im Tode werden; ungetäuscht durch Schurzfell, Chorrock und Purpur; voller Achtung gegen Staats- und Kirchenformen, ohne in den Krücken

des gesellschaftlichen Lebens das Höchste, nämlich das Ziel der gesellschaftlichen Ordnungen, zu finden. Wer sich immer den engen, beklemmenden irdischen Schranken, dem Glück des Nächsten, des Niedrigsten, des Erhöhtesten, weiht, aber, über die Schranken hinaus, in Gott, mit Gott, dem Vergänglichen fern, lebt, wie Sie, mein durchlauchtigster Fürst, der übt, unter Schmerzen und Seeligkeiten der Welt, ächte Weltentsagung, — nicht Entsagung ihrer Freuden, sondern ihres blendenden Scheinwerthes. Wo Sie, mein Fürst stehn, dahin streb' ich, und darum zollt Ihnen seine unwandelbare Verehrung und Liebe

Ew. Durchlaucht

Kloster Muri
9. April 1834.

ergebenster
Heinrich Zschokke.

Einleitendes Vorwort.

Gern erfüll' ich den Wunsch, mit einigen Erläuterungen die schöne Reihenfolge der Bilder zu begleiten, welche unter dem Grabstichel trefflicher Künstler entsprangen. Der Anblick derselben weckte in mir oft große Erinnerungen auf, und erneuerte jenen Wechsel erhabener oder trauriger Empfindungen, die mich einst inmitten der dargestellten Landschaften bewegt hatten. — Ich glaub es wohl, dem Leser mag wenig daran gelegen seyn und zuletzt, fürcht' ich, selbst an den erläuternden Glossen wenig. Aber auch der Verfasser derselben wagt dabei nicht viel. Die Bedeutungslosigkeit seiner Noten kann sich dießmal füglich hinter der Glorie ihres Textes verbergen, oder durch sie verklären. Und mehr noch, je welcher diese Bilder beschaut, wird sich durch Fantasie und Gefühl unendlich leichter und tiefer in sie hineinleben, als mit Hülfe eines Drittmanns, der Ciceronedienst verrichtet.

Wie für eigene Bewohner, behält die Schweiz aber auch für Fremdlinge ihr ewiges, hohes Interesse. Wer einmal die malerische Anmuth dieser Thalgelände, oder die erhabenen Einsamkeiten ihrer Gebirgswelt sah, gibt die Erinnerung um Vieles nicht hin. Und wer sie nicht sah, bewundert gern noch das romantische Hochland und die Eigenthümlichkeit seiner Völkerschaften, in den von Künstlern, Dichtern und Reisenden gegebenen Abschattungen.

Nicht bloß, daß hier eine andere Natur athmet, andere Sitten gelten, andere Staatengebilde bestehen, als im übrigen Welttheil, macht den engen Flächenraum von kaum 900 Geviertmeilen dem Lustwanderer, Maler, Naturforscher und Staatsmann anziehend, sondern die milde und wilde Pracht der Natur, die seltsame Paa-

rung dieser alterthümlichen und neuen Sitten, und der Odem der Freiheit, welcher durch die zwei und zwanzig Republiken weht, bringt den eigenthümlichen Reiz.

Der Halbmond des Jura, vom Genfer= bis zum Bodensee und die gegenüberstehende Riesenwand vergletscherter Alpen, welche fast das Ganze umspannen, haben wenig Aehnliches mit der Nacktheit der öden Cevennen, mit der Unsicherheit der Apenninen oder mit den finstern Karpathen und unwirthlichen Pyrenäen. — Bis zur Linie des ewigen Schnees in frisches Grün und dunkle Waldung gehüllt, und mit Dörfern und Hütten überstreut, bilden die Schweizer=Alpen, unter strahlenden Eismeeren und flatternden Wasserfällen, das eigentlichste Prachtstück des ungeheuern Gartens, in welchem Liebliches und Grauenvolles aller europäischen Himmelsstriche vermählt wohnt. Drunten Italiens wollüstiger Hauch zwischen Weinbergen, Cypressen und Feigengebüsch; droben der starre Winter von Grönland, aber auch dieser noch mit Blumen umkränzt, wo die Massen des ewigen Eises einen Raum von beinahe 50 geographischen Geviertmeilen bedecken, und den Ländern Europens die größten Ströme und Flüsse zusenden.

Die landschaftlichen Schönheiten allein haben aber wohl die Schweiz nicht zum Liebling der Europäer und Amerikaner gemacht; vielleicht mehr noch das bequeme und sicherheitsvolle Wandern darin und das freundliche Wesen des Volks. Man sucht in einem Garten Lebensgenuß, keine halsbrechende Gefahren, oder Abentheuer mit Räuberbanden, Schleichhändlern und Banditen. Gang= und fahrbare Straßen durchschlängeln die höchsten Gebirge, und in rauhen Einöden derselben, die keinen Strauch mehr erzeugen können, bieten Gasthäuser den Gaumseeligen dennoch die Leckerbissen der Unterwelt, die Weine Frankreichs und Italiens, an. Wo Berggipfel eine unermeßliche Aussicht über die Länder gewähren, winken Lustörter, wie z. B. 5550 Fuß über dem Meere auf dem Rigi, oder 3966 Fuß hoch, auf dem Weißenstein von Solothurn, oder sogar 8140 Fuß erhaben, auf dem Faulhorn des Berner Oberlandes; anderer nicht zu gedenken, die noch im Werke sind, oder der vielen fröhlichen Heilstätten auf hohen Bergen, mit Bädern, Gesundbrunnen und Molkenkuren.

Uebrigens besitzt kaum ein europäisches Land bessere Sicherheitspolizei, mit geringern Kosten, als eben die Schweiz. Ueberall ländliche Wohnungen, vereinzelt, inmitten ihrer herumgelegenen Grundstücke; Dörfer, Weiler, einzelne Höfe fast überall nur eine

halbe oder viertel Stunde von einander entfernt; in täglichem Verkehr verwandte Nachbarschaften, wo Jedermann, klein und groß, sich kennt und nennt; — wie würde da verdächtiges Gesindel Gelegenheit finden, sich anzunisten? oder wie könnte da ein Unbekannter nur vorübergehen, dessen Signalment die männliche und weibliche Neugier nicht sogleich aufnähme? Schon, wer nicht in gleicher Ortschaft und Nachbarschaft wohnt, und wäre er auch Bürger des gleichen Landes, heißt ein Fremder.

Allerdings, auch andere Länder Europens haben ihre eigenthümlichen Reize; ihre Seen, ihre Wasserfälle, Gebirge und üppigen Thalgelände. Aber nirgends ist Alles in dem Maaße zusammengedrängt, wie hier; so überraschend durch schnellen Wechsel und doch in so kolossalem Maaßstabe. Oder wo sieht man, England ausgenommen, das tiefe, erquickende Grün der Wiesen und Matten; die seladongrünen Wellen der Ströme, wenn sie gebadet aus den Seen hervortreten; oder der Seen weiten Spiegel, mit einem Kranz von Dörfern, Städten, prächtigen Villen und einsamen Wohnungen der Ufer umschlungen und zitternd das Bild der himmelhohen Alpen, wie aus einem durchsichtigen Abgrund, zurückgeben?

Vielleicht nur tragen die Berge Thibets das Gepräge jener Größe und Majestät, mit welchen die helvetischen Alpen, bei ihrem ersten Anblick, das Gemüth bewegen. Denn selbst die Cordilleras der Anden erregen so großartige Wirkungen nicht. Obwohl der Chimborasso Südamerika's noch 5000 Fuß höher, als der Montblanc ist, erscheint er im Hochthal von Quito doch nur 9 bis 10,000 Fuß über demselben erhaben, während der Montblanc seinen Silbergipfel aus einer Höhe von 13,766 Fuß im Genfersee spiegelt und noch 11 bis 12,000 Fuß über das Thal von Chamouny hinwegschaut; oder das Finster-Aarhorn sich im Thunersee erblickt, das 11,454 Fuß tief unter ihm liegt. Selbst Alexander von Humbold, dieser Fürst unter den naturforschenden Reisenden, anerkennt dieß, und sagt: „der Chimborasso und Cotopaxi, von den Hochebenen Licom's und Mucalo's aus betrachtet, scheinen nicht so groß, wie der Col du Geant oder Col du Cramont, welche de Saussure gemessen.“

So versteht man, was der unsterbliche Johannes Müller von der Gewalt des Eindrucks spricht, welchen die Erscheinung der schweizerischen Gebirgsmassen bewirkt. „Je näher man“, sagt er: „den hohen Alpen kömmt, um so mehr dringt in die Ge-

müther ein ungewöhnliches Gefühl der Größe der Natur, der Gedanke ihres den Anfang des menschlichen Geschlechts weit übersteigenden Alters, und ein gewisser Eindruck von ihrer unbeweglichfesten Gründung, dringt uns das melancholische Nichts unserer körperlichen Form auf; zugleich aber erhebt sich die Seele, als wollte sie ihren höhern Adel der todten Größe entgegensetzen«.

So mannigfaltig, wie die Gestaltungen der Thäler und Gebirge, sind auch die Sitten von deren Bewohnern, und der Betrachtung eines denkenden Geistes nicht minder würdig, als jene. Kein Wort hier von den wunderlichen bunten, oft theatralischen, oft niedlichen Trachten des Volks. Man kennt sie aus unzähligen Abbildungen. Nichts von den berühmt gewordenen Kuhreihen der Hirten, die, wie fröhlich ihre Weise seyn möge, nur in der Stille der hohen Einöden, im begleitenden Geläute der Heerdenglocken und des Felsen-Wiederhalls, ihre wunderbare Bedeutung, und jene rührende Feierlichkeit empfangen, die, wie jeder Naturton, im reinen Einklang mit der ganzen Gebirgsnatur lebt. Nichts hier von den Spielen der athletischen Sennen, ihrem Ringen und Schwingen, und Weitschleudern zentnerschwerer Steine; oder von Winzerfesten am Leman, von Sonderbarkeiten althergebrachter Feiertage anderer Gegenden, von ungewöhnlichen Uebungen und Bräuchen bei Geburt, Ehe und Tod.

Das Alles mag Neugier, Ohr und Auge der Reisenden im Vorbeigang ergötzen. Aber nicht diese Einzelheiten sind es, welche die Bewohnerschaft der helvetischen Hochlande, neben andern Nationen, auszeichnen. Denn auch die übrigen Länder haben ihre auffallenden Lebensweisen, seltsamen Gewohnheiten und Gebräuche. Sondern, daß, auf einem Flächenraum des Erdbodens von so mäßiger Ausdehnung, ein so greller Abstich der verschiedenartigsten Zustände alles gesellschaftlichen Daseyns neben einander besteht, wie sonst nur zwischen Nationen und Nationen gefunden wird, dieß erblickt man nicht leicht.

Der Fremdling glaubt sich, schon von Kanton zu Kanton, nicht bloß in andre Staaten, mit andern Religionsübungen, Gesetzen, Münzen, Maaßen und Gewichten versetzt; nein, oft schon von Thal zu Thal, zu andern Völkern gekommen, deren Sprachen, deren Mundarten, deren Trachten, Wohnungen, Beschäftigungs-

weisen, Kulturstufen, Charakter, ja, deren Nationalphysiognomieen sogar, auffallend von einander abweichen. Er gibt sich vergebliche Mühe, zum weitern Fortkommen, ein schweizerdeutsches Wort aufzufassen und dem Gedächtniß einzuprägen; in der nächsten Nachbarschaft versteht man ihn schon nicht mehr. Gleichwie man hier in kurzer Frist alle Climate Europens, beim Besteigen des Hochgebirgs, durchwandert, vom warmen Odem des südlichen Himmels bis zum tausendjährigen Eis der Polarländer; so kann man auch in wenigen Tagreisen alle Gesittungsstufen der europäischen Welt durchschreiten, vom feinen Ton großer Hauptstädte, bis zur Lebenseinfalt des gastfreundlichen Nomaden, welcher, ohne Kunde von der übrigen Welt, arm an Begriffen und Bedürfnissen, sich inmitten der Entbehrungen und Gefahren seiner vergessenen Hochthäler glücklich preißt.

In der That ist die Bevölkerung der Schweiz nur aus Trümmern vieler Nationen zusammengesetzt, welche, in Stürmen längstvergangener Zeitalter untergegangen, ihre Ueberbleibsel zwischen diesen Felsen liegen ließen. Hier wohnten gewiß schon Menschen, ehe sich ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, aus Italien hetruscische Flüchtlinge ins Gebirg retteten. Aber spätere Flüchtlinge siedelten sich neben den frühern an; ihre Enkel, ihre Sprachen leben beisammen noch in den rhätischen Hochthälern fort; in andern Gegenden Ueberbleibsel jener nordischen Cimbern und Teutonen, die Marius schlug, und deren Verwandtschaft mit den Völkern Scandinaviens heute noch durch Aehnlichkeit des Menschenschlags, der Namen, und alterthümlichen Sagen in der Schweiz, wie in Schweden, beurkundet wird. Anderer Orten findet man wieder Spuren von Hunnen, die zum Untergang in den catalaunischen Feldern gezogen waren. Hier wurden die ansäßigen Römer, nach Erlöschung ihrer Weltherrschaft, Leibeigene der Allemannen, Burigunden und Gothen, bis auch diese hier wieder von der Eisenfaust der Franken gleiches Loos empfingen.

Alle diese Völkertrümmer, mit ungleichen Sprachen, Sitten und Einrichtungen, lebten vereinzelt in dem weitläuftigen Labyrinth von tausend Thälern fort, oft ohne Gemeinschaft, fast ohne Kunde von einander, oft durch unübersteigliche Bergketten geschieden. Hier tönte in verschiedenen Mundarten die Sprache des alten Thusciens, dort Galliens, hier des italischen Lombarden, dort der alten Deutschen fort. Diese Sprachen werden auch heute noch, wenn schon nicht mehr in erster Ursprünglichkeit, geredet. Ich

selbst hörte, inmitten romantischer Ortschaften, Wörter und Redeweisen, die, längst verschollen, nur noch in dem halbtausendjährigen Sang der Nibelungen bewahrt sind. Mit allen Bergvölkern haben die Schweizer aber jene herben Gurgellaute gemein, welche vom Einfluß des Klima's auf die Werkzeuge der menschlichen Stimme erzeugt worden zu seyn scheinen. Merkwürdig, doch in seinen Ursachen noch unerforscht, ist der Umstand, daß von Westen der Schweiz nach Osten hin, von Wallis durch die Alpenkantone bis zum Bodensee, in den nämlichen deutschen Wörtern die Selbstlauter allmälig sich umwandeln; daß westwärts der I-Ton und Ü-Ton statt des A und O vorherrscht, allmälig durch Zürich und Appenzell zum vorherrschenden A wird, mit Verdrängung von jenem, und zuletzt gegen Schwaben und Bayern zum breiten oa und oä sich dehnt.

Die ebenen Länder des Welttheils, welche, unter beständigen Kriegen, von Heeren fremder Völker durchfurcht, oder vom wachsenden Handelsverkehr mit immer neuen Bedürfnissen, Mitteln und Lebensweisen bereichert wurden, konnte sich keine herkömmliche Form alter Sitte dauernd erhalten. Anders war es im wald- und seereichen Hochland, in jenen der übrigen Welt lange unbekannten Thälern, woselbst die alterthümlichen Römerstraßen längst von Tannenwäldern bewachsen waren und erst ein später Kunstfleiß dem Waaren-Durchzug neue Bahnen brach. Dahin wagte sich lange Zeit nur selten des Reisenden Neugier; und nur selten drangen, und nie mit Glück, fremde Kriegsschaaren dahin, wo Berge und Ströme selber für das Volk zu Streitern wurden.

Kein Wunder, wenn sich Art und Weise der Vorwelt, unvermischter mit Fremdartigen, daselbst auf die Enkelschaft fortpflanzte, und bei der einförmigen Beschäftigung mit Landbau und Viehzucht, selbst unter ewigen innern Fehden der einzelnen Häuptlinge, Grafen, Baronen und Aebte, treu bewahrte. Jede Thalschaft hielt mit angestammter Ehrfurcht die von den Alten überlieferten Stiftungen, Bräuche und Satzungen, und mit stolzer Eifersucht die ererbten Rechtsame fest. Sogar schon Verwandlung von Farbe und Schnitt des Kleides ward eine Verletzung gewohnter Zucht und Ehrbarkeit, und fiel, als Anzeichen eitler Leichtfertigkeit, dem verfolgenden Spott der Menge anheim.

Inzwischen konnte doch ein Land, in der Mitte des Welttheils, in der Nähe der regsamsten Nationen gelegen, sich unmöglich dem Einfluß der Alles ändernden Zeit und der Weltbegebenheiten ganz entziehen. Leise und mittelbar wirkte, was auswärts ge-

schah, auch auf das innere Leben dieser kleinen Völkerschaften zurück, und so wurde die Entwickelungsgeschichte der europäischen Menschheit, unabhängig von den Schicksalen der übrigen Völker, ja fast unbeachtet von ihnen, auch auf diesem Boden durchgespielt.

So bauten sich, hier wie anderswo, nach den ersten Jahrhunderten des jugendlichen Christenthums, fromme Verkünder des Evangeliums einsiedlerisch in den Wildnissen des Gebirgs an, wo sie, bei freiwilliger Armuth, bei Gebet und Arbeit, die ersten Saaten edlerer Gesittung auswarfen. Die Nachwelt erhob sie in den glänzenden Rang der Heiligen. Ihre hölzernen Bethütten verwandelten dann die Nachfolger, mit irdischer Prachtliebe, hier, wie überall in Europa, in Palläste, reich an Gütern und Herrenrechten. Noch zeugen davon die Abteien St. Gallen, Einsiedeln, Disentis, Muri und die große Fülle anderer Klöster.

Nach dem Sturm der Kreuzzüge, in welchem Zürich, Basel und andere Städte, vermittelst Waarenzuges über die Alpen, die ersten Blüthen ihrer spätern Gewerbigkeit und Macht entfalteten, bildete sich auch in der Schweiz das mittelalterliche Ritterthum innungsmäßig aus. Noch jetzt sind Geschlechter vorhanden, wie die Hertensteine oder Bonstetten, deren Ahnen an deutschen und welschen Thurnieren in Jahrhunderten prangen, zu denen empor nur die wenigsten Stammbäume Deutschlands ragen mögen. Aber mit den Fortschritten der Bildung, mit wachsendem Reichthum der Städte, erlosch auch hier die alte Herrlichkeit des Adels. Noch beurkunden tausend Burgen und Schlösser, deren Gemäuer und Thürme an Felsen und Klippen umherhangen, die verschwundene und ruhmlose Größe der Ritterschaft helvetischer und rhätischer Lande.

Sobald in den tiefern und höhern Thälern die Bevolkerung stieg, wuchsen die einsamen Bauerhöfe und Weiler zu ausgedehnten Ortschaften und stattlichen Flecken aus einander. Wo sonst wenige Familien gehauset hatten, breitete sich deren zahlreiche Nachkommenschaft auf dem unbenutzten Gut der Altvordern aus, und drängte die Waldungen zurück. Noch jetzt tritt man in Schweizerdörfer, deren sämmtliche Einwohner fast alle von gleichem Stamm, nur zwei oder drei Familiennamen unter sich haben. Um die Menge der Leute gleiches Namens zu unterscheiden, ist daher gewöhnlich, sie mit Benennungen zu bezeichnen, welche von ihren Wohnorten, Begangenschaften, körperlichen Zuständen, oft noch von wunderlichern Dingen entlehnt sind.

Das Bedürfniß der Freiheit, um ein Leben voller Entbehrungen, Gefahren und Arbeiten auf unwirthlichen Felsengründen erträglich zu finden, und der gesunde Natursinn eines abgehärteten Volks, welches des Himmels Unbill, aber nicht so leicht der Menschen Willkühr ertragen kann, erleichterte oder lösete früh die Banden mittelalterischer Knechtschaft. Dorf- und Thalschaften gestalteten sich allgemach, unter Schutz und Gunst der Städte und Abteien, von denen sie erobert, oder durch Kauf und Erbschaft erworben waren, zu besondern Gemeinwesen, mit eigenthümlichen Rechtsamen. Manche derselben begannen zuletzt Wettkampf des Gewerbfleißes mit kleinern Städten. Wohlstand, Reichthum, bessere Erziehung der Jugend, begleitet von schweren Schicksalen des Landes, brachten endlich die Umwandlung aller Verhältnisse, in denen wir jetzt den Landmann und Patricier in voller Gleichheit bürgerlicher Rechte erblicken. Enkel vormaliger Leibeigner stehn heut hochgeachtet, oft ruhmvoll an der Spitze des Staats, der Kirche, oder der Heerschaaren und Großgewerbe.

Hinwieder ists nicht selten, Namen weiland hochgeborner Freiherren und Grafen oder andrer edeln Häuser des Schweizerlandes, von Nachkömmlingen getragen zu sehen, die der erlauchten Abstammung kaum bewußt, ihr väterliches Feld mit Pflug und Karst, im Schweiß des Angesicht's bauen. So herrschten in alter Zeit Grafen von Rore weit umher, längs den Strömen der Aare und Reuß. Noch um die Mitte des neunten Jahrhunderts saß Graf Landolin, nach Frankensitte, an seinem Thurm Rore bei Aarau, auf der Malstätte, das Volk zu richten. Die Macht aber auch dieses Hauses ging in den Jahrhunderten gesetzloser Fehden verloren. Mit abnehmendem Wohlstand des Geschlechts sank selbst endlich der Name in die Dunkelheit der tiefern Stände unter. Noch besteht jedoch im Kanton Solothurn ein altes Fideicommis, von welchem, so lange ein Rudolf von Rore vorhanden ist, derselbe Genuß haben soll. Es ist schwer zu sagen, welchen Ursprung dieß Vermächtniß gehabt habe, aus dem sich noch heut der gebeugte Stolz zu verkünden scheint. Aber es fehlt nicht an zahlreichen Nutznießern unter den Landleuten, welche den edeln Namen tragen. Und nicht nur die Söhne, sondern sogar die Töchter werden „Rudolf von Rore" getauft, um vom vielzersplitterten Erbe ihren Jahrstheil zu empfangen. Viele altadeliche Geschlechter findet man solcher Art unter den Bauern; wie die von Arx, die Prevost oder de Präpositis in Bünden u. a. m.

Diese Andeutungen können zum Theil das Gewirr der verschiedensten Sprachen, Sitten, Trachten, Bauarten u. s. w., der schweizerischen Völkerschaften erklären. Das Gepräge ihrer Abstammung und des Alterthums hat sich aber am reinsten in jenen abgelegenen Thälern der höchsten Gebirge bewahrt. Dort, in der Nachbarschaft unvergänglicher Schneewüsten, wohnt der Mensch, im Schatten seiner Felsen und Tannenwälder, an Abgründen und stürzenden Strömen, einfach, roh und gutmüthig, kenntnißlos und unbeholfen, gleich denen, die da vor Jahrhunderten saßen. Er weiß nicht von den nützlichen Verbesserungen der Wirthschaft, nicht von den Lebensbequemlichkeiten, welche den Bewohnern milderer Gegenden Vortheil, oder Vergnügen, schaffen. Selbst die Geräthschaft seines Hauses und Feldes ist noch so kunstlos und schwerfällig, wie am ersten Tage ihrer Erfindung.

Im schroffen Gegensatz stehen dazu die Gelände, welche sich vom Jura hinweg, wellenförmig, Hügel an Hügel, Berge an Berge, zum Alpengebirge hinanstufen. Sie sind mit hoher Sorgfalt gebaut, und, zur Belebung geselligen Verkehrs, mit einem Netz zahlreicher Landstraßen übersponnen. Hier regt sich Gewerbsfleiß nebenbuhlerisch gegen den brittischen, und Wetteifer mit Deutschland und Frankreich in Pflege und Erhebung von Wissenschaft und Kunst. Hier führen kleine Städte berühmtere Namen, als viele der größern in andern Reichen des Welttheils. Die rauhe Sprödigkeit herkömmlicher Lebensweise ist durch Anmuth späterer Sitten gemildert. Doch schimmert gern noch der ehrwürdige Rost alter Zeit durch den glänzenden Firniß der neuen.

Das Kleinbild der Schweiz und ihrer innern Mannigfaltigkeiten zu vollenden, darf auch ihre politische Gestaltung nicht ganz übersehen werden. Ein Volk von zwei Millionen Seelen lebt in 22 unabhängigen Staaten, von ungleicher Größe, getrennt. Sie wurden bisher durch nichts, als einen lockern und zweideutigen Vertrag zusammengehalten. Hier kennt man keine gemeinsame Bundesregierung, sondern unter dem Namen „Vorort“ führt eine der Regierungen, von Bern oder Zürich oder Luzern, zweijährigwechselnd, in allgemeinen Angelegenheiten den diplomatischen Briefverkehr mit dem Auslande und den höchsten Behörden der Kantone. Erst was die meisten von diesen letztern bewilligen,

darf der Vorort vollstrecken. Hier steht im Mittelpunkt Aller keine gesetzgebende Gewalt über dem eidgenössischen Staatskörper, oder über Interessen und Selbstherrlichkeitsrechten sämmtlicher einzelnen Staaten erhaben. Sondern jeder Kanton sendet den Abgeordneten, mit bestimmter Vorschrift für jeden Gegenstand, zu einer „Tagsatzung" oder Bundesversammlung ab, in welcher die Stimme des größten der Kantone mit dem kleinsten derselben, einerlei Gültigkeit trägt. Es wird da nur unterhandelt; ein neues Gesetz ist nur ein neuer Vertrag der Souveraine, deren Minderheit sich dem Willen der Mehrheit unterziehen soll. Einen festern Verband Aller zu einem kraftvollen, großen Ganzen zu knüpfen, zeigen die Wenigsten dieser kleinen Republiken Geneigtheit. Auch nur den geringsten Theil ihrer hoheitlichen Selbstständigkeit zu opfern, scheint ihnen zu viel. Daher Schwanken und Ohnmacht Aller, und immer unter ihnen genährter Unfriede.

Vor dem schicksalschweren Jahre 1798 glichen mehr oder minder die sämmtlichen Kantone reichsstädtischen Aristokratien, worin patrizische Familien sich allmählig die oberste Gewalt über unterthänige Gebiete und über städtische Mitbürger angeeignet hatten. Die staatsumwälzerische Waffenmacht Frankreichs drang aber in jenem Jahre gegen die Schweiz vor. Mit Nachdruck den Weltüberwindern zu widerstehen, hoben die Regierungen damals selber die Unterthanenschaft des Volkes auf, damit dasselbe, gleich an Rechten mit den Bürgern der Hauptorte, begeistert für sie kämpfe. Das ungerüstete Land ward aber damals ein Raub des Feindes, welcher, ohne Rücksicht auf Geschichte, Sitte und Bedürfniß der kleinen Staaten, diese in eine einzige helvetische Republik verschmolz. Was der Natur des Volks widerstrebte, ging in Gesetzlosigkeit und bürgerlicher Verwirrung zu Grunde. Napoleon Bonaparte schlichtete endlich mit Weisheit den Hader der Kantone und ihrer Parteien in der Vermittlungsakte vom Jahre 1803. Durch Herstellung der Selbstständigkeit und glimpflich-beschränkten Souverainetät der Kantone führte er, ohne Mühe, zu deren freigesprochenen Bewohnern die Ruhe zurück. Da sah die Schweiz eilf Jahre lang die Wunder des Friedens und der staatsbürgerlichen Freiheit. Der Geist der Nation und ihr Wohlstand entwickelte sich in dem kurzen Zeitraum mächtiger, als zuvor im Laufe eines ganzen Jahrhunderts.

Dieß Glück verschwand aber mit dem Jahre 1814 wieder, als die Könige Europens siegreich in Frankreich eindrangen, und die ihrer reichsstädtischen Hoheit verlustigen Patricierfamilien in

der Schweiz nach Wiedereroberung des vormaligen Ansehns lüstern wurden. Begünstigt von einem Durchzug fremder Heerschaaren, vom Einfluß ausländischer Gesandten und von der Bestürzung des Volks, nahmen sie ihre alten Plätze ein, zerrissen die Vermittlungsakte, schlossen unter sich einen neuen Bundesvertrag, an Haltungslosigkeit dem ältesten ähnlich, und ließen dem Volk, mit dem Schein staatsbürgerlicher Freiheit, das Wesen der Unterthänigkeitsverhältnisse. Wie aber von Jahr zu Jahr, mit übelberechneten Willkühren, Verfügungen und Gesetzen, in den meisten Kantonen die Aristokratie immer nackter aus den demokratischen Verschleierungen hervortrat, erhoben sich bei Anfang des Jahres 1830 eins ums andre die Völkerschaften, und forderten Wiedererstattung der ihnen schlau oder gewaltsam geraubten, stets theuer gebliebenen bürgerlichen Rechte. Die Hälfte aller Kantone, den weit aus größten Theil der schweizerischen Gesammtbevölkerung umfassend, änderte ihre Staatseinrichtungen, ohne Bürgerkrieg. Nur die Stadt Basel zerfiel mit ihrer Landschaft in blutigen Fehden; im Neuenburgischen erhob sich ein fruchtloser Aufstand gegen die bestehende Ordnung; das alte Land Schwyz ließ sich, im Zank mit seinen äußern Bezirken, späterhin wieder aussöhnen, nachdem es schon bereit stand, vereint mit Basel, allgemeinen Bürgerkrieg zu entzünden. Die Tagsatzung von 1833, freudig von der Nation unterstützt, stellte, über 20,000 Bajonette gebietend, durch Gerechtigkeit und Milde, den Landfrieden her.

Allein die im hohen Alpengebirg gelegenen Kantone, wie Appenzell, Bünden, Wallis, Uri, Unterwalden, Glarus, Zug, deßgleichen im Jura Neuenburg, haben, auch nach jenem Reformjahre 1830, ihre herkömmlichen Staatsordnungen unverändert beibehalten. In allen diesen Hirtenländern bestehen die demokratischen Einrichtungen der Vorwelt fort, in welchen, neben der Macht der Geistlichkeit, einzelne vornehme Geschlechter herrschen; das Volk aber, in Landesgemeinden versammelt, sein selbstherrliches Recht üben darf. Nur Neuenburg, wo der König von Preußen erbliche Fürstenrechte besitzt, behauptet sich in rein aristokratischer Gestalt.

Alle Freistaaten der Eidgenossenschaft, die ihre Verfassungen verbesserten, die bildungsreichsten, gewerbigsten, und bevölkertsten, gleichen sich jetzo mehr oder minder in ihren neuen Grundgesetzen, in der Rechtsgleichheit ihrer Bürger, in der Erwählung ihrer Gesetzgeber und Richter durchs Volk, in der Trennung der Staatsgewalten, in der Freiheit des Handels und Gewerbes, des Ge-

wissens und der Presse, in der Oeffentlichkeit der richterlichen und gesetzgeberischen Verhandlungen, in der Untersagung fremder Kriegsdienste, oder fremder Orden und Gehalte für Personen in Staatsämtern.

Die Verwandlungen des Innern dieser Republiken bringen unvermeidlich Verbesserung auch des mängelvollen Bundesvertrages der Schweiz; doch nur allmählig, wie vorauszusehen ist. Denn das Schöne und Gute hienieden steigt nur von Stufe zu Stufe dem Vollendetern entgegen; das Böse allein kömmt im Sturmschritt.

So steht gegenwärtig die Schweiz da. Die Mannigfaltigkeit ihrer Staatsgebilde, wie sie aus Bedürfnissen des Volkslebens, oder aus Nachwirkungen früherer Zeitalter hervortraten; der Einfluß so verschiedener Gesetzgebungen auf Wohlstand, Geist und Denkart der Bevölkerungen, ist des Studiums von Weltweisen, Staatsmännern und Fürstensöhnen würdig.

Diese Eidgenossenschaft der Freien, inmitten großer Monarchieen; diese Felsenburg, welche seit Jahrhunderten eine Scheidemauer von zwei eifersüchtigen Mächten Europens war; dies Vaterland so vieler großen Männer, welche Europa dankbar ehrt, dies Vaterland der Zwingli's, der Le Forts, Haller, Euler, Geßner, Johannes Müller, de Saussure, Rousseau, Pestalozzi — wer könnte sie alle nennen? — diese Zufluchtsstätte der Verfolgten, wo vertriebene Fürsten und Gelehrte, Priester und Laien, Edelleute und Republikaner, ohne Unterschied Schirm und Obdach fanden, — sie verdient das Kleinod des Welttheils zu heißen und zu bleiben. Selbst nicht Napoleons Ehrgeiz und Eroberungsgeist wagte ihre Vernichtung; seine Klugheit bewahrte sie, während er die ältesten Throne brach.

I.

Rhätien oder Graubünden.

Was die gesammte Schweiz in ihrem Umfang Schönes, oder Schreckliches, an Wundern der Natur, oder Seltsames an Schicksalen und Sitten der Völkerschaften zeigt, das steht wieder in einem einzigen ihrer Kantone mit den schroffsten Gegensätzen zusammengedrängt. Auf einem Flächenraum von kaum anderthalb hundert Geviertmeilen erblickt man, wie nirgends, ein verworrenes Labyrinth der Thäler, von den höchsten Bergen eingezäunt. Schon Dietrich von Verona, der große Gothenkönig, hieß dies Land ein Netz (retia), aus Gebirgen gestrickt.

Ich rede vom Freistaat der drei Bünde im hohen Rhätien, oder dem eidgenössischen Kantone Graubünden. Er hat, wie wenige Länder unsers Welttheils, seine eigne Geschichte; eine Geschichte von beinah drittehalb tausend Jahren, reich an ausserordentlichen Ereignissen, gewaltsamen Verwirrungen und großartigen Thaten, wie man allein nur in Republiken zu finden gewohnt ist.

Hier ist, mögte ich sagen, eine eigne Schweiz in der Schweiz; sey es in Rücksicht der in einander verschlungenen Alpenverkettungen oder der mannigfaltigen Völkerschaften, die Thal um Thal, mit einander weder Herkunft, noch Sprache, noch Glauben, noch Gesittungsstand gemein haben.

Die Berge strecken sich meistens jäh und kühn, in wildem Formenwurf, vom Thalboden in die höchsten Lüfte. Ihre äußersten Gipfel glänzen unter ewigem Schnee, mehr denn 11,000 Fuß über dem Spiegel des Meeres. In den Schluchten und Zwischenräumen der Urfelspyramiden dehnen sich droben Schneefelder und Eiswüsten aus. Man zählt da 241 Gletscher. Nur scheue Gemsen ziehen darüber; einsame Bären, Wölfe und Murmelthiere

kennen in benachbarten Felsen ihre Höhlen; Lämmergeier und Steinadler schweben über den stummen Einöden am Himmel.

Unterhalb der Eismeere breitet sich dunkelgrün der Teppich der Alpenwiesen aus, nur im höchsten Sommer von Viehheerden besucht. Spannhohe Weidengesträuche Lappland's erheben sich in der Nähe des unvergänglichen Winters. Erst weiter abwärts beginnt kräftigeres Pflanzenleben, und Bäume erheben sich. Aber es sind nicht die Bäume der mildern Gegenden, sondern Lerchtannen und Cedern Sibiriens, Arven, mit Zapfen voll eßbarer Zirbelnüsse.

Die Thalgegenden hinwieder gleichen an Anmuth oft den lieblichsten der Schweiz; oft denen Tyrols an rauher Majestät. Zwar zeigen die Halden des Gebirgs breite und tiefe Narben, welche die Wuth der Bergströme seit Jahrtausenden hinterlies, aber nicht so oft, wie im Tyrol, weite Strecken kahler Felsen, alles Wiesenschmucks und aller Wälder beraubt, in schauerlicher Nacktheit. Manche jener Bergströme sind schon seit undenklicher Zeit versiegt, oder haben sich zwischen Klippen andre Bahnen gewählt. Doch verrathen noch ihren ehemaligen Ausfluß in's Thal viele gegen den Fuß des Gebirgs sanft anschwellende Hügel; kegelförmige Anhäufungen herabgeschwemmten Felsenschuttes, nun seit Jahrhunderten schon mit fruchtbarem Erdreich, Wiesen und Gebüschen bekleidet.

Auch in der Mitte der Thäler werden zuweilen deren Ebnen plözlich von schroffen Hügeln unterbrochen. Ein Wäldchen, eine Burgruine, darauf ein Kreuz für die Andacht hingepflanzt, schmückt malerisch die plözliche Anhöhe. Es sind Reste uralter Bergstürze, als sich, von den Kämmen und Firsten der Alpen, Felsenmassen löseten, in Tagen, von denen kein Sterblicher mehr weiß.

Der Wechsel der Landschaftsgebilde in den rhätischen Thälern stellt sich so reich dar, wie irgendwo in der Schweiz; aber oft weit überraschender, und großartiger. Ein Tag genügt, um von den Rebengeländen, Kornfeldern, Obsthainen und Kastanienwäldern des wärmern Himmelsstrichs in die Eisgefilde Spitzbergens überzugehn; ein bloßes Wenden des Antlitzes genügt, sich von einer Gegend voller wollüstigen Behaglichkeit in die des Entsetzens zu verlieren. Das Schöne und Grausenhafte ist fantastisch zusammengereiht. Stundenlange Wildnisse, auf Klippen-Wegen, zwischen Felsblöcken, Tannenwäldern, donnernden Giesbächen, und schwindelerregenden Höhen und Abgründen, versetzen in ein lachendes Thal voller Heerden, Hütten und Dorfschaften. Die

Fluren weiter, üppiger Gegenden, unter dem mildesten Himmel, sind von gewaltigen Strömen zerrissen. Am Rande der Wolken schimmmern Kirchen und einsame Höfe im Himmelsglanz zwischen Saatfeldern und Wiesen. Im Thalgrund aber, bald links, bald rechts, bald am Fuß, bald an den Rippen der Berge, erheben Burgen romantisch ihre alten Gemäuer und zerfallenen Wartthürme. Man zählt solcher Denkmale längstvergangener Adelsherrlichkeit bei hundert und achtzig verschiedene. Nur noch einige derselben haben sich bewohnbar erhalten.

Den Zauber des erstaunlichen Wechsels zu vergrößern, werden selbst Zeit und Witterung dienstbar. Die Physiognomie der Landschaft kann sich an einem Tage binnen wenigen Stunden verwandeln. Wir bewundern noch bei reinem Himmel das colossale Prachtbild der Gebirgs-Landschaft mit ihren zahllosen Ortschaften, Höfen, Kirchen und Ruinen. Alles schwebt da wie auf Luft mit Duftfarben gemalt. Das Auge verliert sich in der schönen Hügelwelt bis zu den veilchenblauen Fernen, zum Silberlicht der Schneeberge. Plözlich aber verengert sich das unermeßliche Gemälde. Es beginnt trübes Wetter, die brennenden Farben verlöschen. Rechts und links rücken die Berge zusammen; von einer Felswand zur andern über das Thal spannt sich, wie graues Zelttuch, tiefes Wolkengehänge. Im Schatten desselben ruht eine kleine Welt. Das Thal ist zu einem niedrigen, langen Wundersaal geworden, Firsten, und Grathe, und Eisberge sind verschwunden. Alles ist enger, traulicher; und das Entfernteste, auf täuschende Weise, in die Nähe gezogen.

Sollt' ich den Charakter der bündnischen Gebirgslandschaften mit wenigen Worten zeichnen: so mögt ich sagen, die Natur athme hier nur in prächtiger Wildheit, in feierlicher Anmuth, ihren wunderbarsten Launen hingegeben. Selbst im Lächeln wohnt noch eine Majestät, bei der die Seele dessen zittert, der es zum erstenmal erblickt.

Ich nannte Rhätien vorhin eine Schweiz in der Schweiz. Die Schweiz ist ein Verein von 22 Freistaaten; Rhätien aber ein Bund von 26 Republiken. Völkerschaften wohnen neben Völkerschaften, die selten von einander erfahren, wenig mit einander verkehren, getrennt durch Hochgebirge mit unübersteiglichen Felskämmen. Einige sprechen italienisch, andre deutsch; andre Uraltladinisches, andre Aramaunisches, oder Romanisches, welches sich aus Jahrhunderten vor unsrer Zeitrechnung erhalten haben mag, da der rhätische Volksstamm der Hetrusken vor den Grausamkeiten der Galen aus Italien in diese Wildnisse floh. Inmitten der Gegenden, wo

die romanische Zunge herrscht, in deren rauhen Klängen und Wörtern auffallende Verwandtschaft mit der Sprache des pyrenäischen Basken hervorsticht, tritt man in ein Hochthal allemannischer Ansiedler. Aber deren alterthümliches Deutsch mahnt an die Zeitalter der Minnesänger. Jede jener Sprachen spaltet sich, nach den Thälern, wieder in besondere, oft stark abweichende Mundarten. Doch beginnt sehr allmählig die deutsche Zunge allgemeiner zu werden; in vielen Ortschaften ist sie gebräuchlich, wo noch Namen vieler Dinge romanisch geblieben sind.

Von allen Ländern der Schweiz ist, nach dem Wenigen schon, was hier ein flüchtiger Wink angedeutet hat, vielleicht keins der Aufmerksamkeit und Wißbegier, oder auch nur Neugier des Reisenden, würdiger, als das Bündnerland. Für den Staatsmann breitet es eine bunte Musterkarte republikanischer Verfassungen und Gesetzgebungen aus; für den Sprachforscher und Liebhaber des Alterthums einen Schatz von unversehrten Ueberbleibseln verschwundner Nationen und ausgestorbner Redeweisen. Der Geognost und Bergmann wandelt da im Gebilde des Urgebirgs neuen Entdeckungen entgegen; die Berge verschließen Gänge edler und unedler Erze, davon die Wenigsten angebaut sind; kein Kanton, ausser dem von Bern, umfaßt so viele und verschiedene Heilquellen und Gesundheitsbrunnen. Dem Botaniker blüht in den wenig durchforschten Hochalpen eine seltne Flora; der Forstmann tritt in Wälder, die er nur dem Namen nach kennt und sieht sich von Gesträuchen umgeben, welche allenfalls noch am Polarkreis grünen. —

Aber keine Schweizer-Gegend war bisher weniger gekannt und besucht, als die rhätische Gebirgswelt mit ihren Wundern und Seltenheiten. Und doch verketten hier tausendjährige Verbindungsstraßen Italien mit dem Norden. Schon jene zwei räthselhaften Säulen auf dem höchsten Punkte der Straße, welche über den Julier-Berg führt, 7,260 Fuß über dem Meere, deuten auf einen Verkehr der Menschen in Tagen, die aller Geschichtskunde entzogen bleiben. Es wohnt in diesen Hochthälern ein gutmüthiges, gastfreundliches Volk, an Freiheitsliebe, Biedersinn und Tapferkeit keinem andern der Eidgenossenschaft weichend. Der Großtheil der Reisenden, welche durch Graubünden gehn, eilt aber nur auf gewohnten Poststraßen den Geschäften nach, über die Alpen her

und hin, und die Uebrigen, welche des Vergnügens oder der Wissenschaft willen die Schweiz besuchen, wollen nur das von Frühern Gepriesene sehn; in kurzer Frist möglichst Vieles; und dabei nicht jene Genüsse und Bequemlichkeiten vermissen, an die sie gewöhnt sind, welche die Industrie der Gasthöfe überall in der Schweiz, selbst in abgelegnen Erdwinkeln, gewährt.

Bünden ist aber gegenwärtig von mehreren prächtigen Landstraßen in verschiedenen Richtungen durchschnitten; einige derselben gelten als Meisterwerke der Kunst. Aus den Ebenen von Maienfeld und Chur, von Deutschland und der Schweiz her, geht eine Hauptstraße durch das romantische Dombeschg, über die schauerlich-schöne Via mala, und die folgenden Hochthäler, bis zur Nachbarschaft der Gletscher, denen der Hinterrhein entquillt; dort spaltet sie sich in eine Fahrstraße über den berühmten Splügnerberg nach Chiavenna, und in eine noch bequemere über den Bernhardin zum Lago maggiore. Auf der Höhe des letztern 6580 Fuß erhaben, quillt ein Sauerbrunnen. Die Behaglichkeiten der Gasthöfe mangeln nirgends mehr längs dem Wege. Selbst über den Julier in's hohe Engadin schlängelt sich eine mildansteigende, geräumige Fahrstraße.

Jedes dieser Werke, deren Sicherheit und Kühnheit neben Wasserfällen, Abgründen und Lauinen die Seele des Wandrers mit Erstaunen füllt, bricht der Aufklärung, dem Kunstfleiß und Wohlstand eben so viele neue Bahnen zu Völkerschaften, welche, seit Jahrhunderten, abgeschieden von der Welt, die Fortschritte der Zeitalter nicht kannten und selbst von der Freiheit nicht jene goldnen Früchte erndteten, die sie andern Nationen spendete.

Der Mehrtheil des Volks lebt indessen freilich noch zwischen den Schätzen seines Vaterlandes, die er nicht sieht, in Dürftigkeit; aber in der Gewohnheit derselben zufrieden. Unwissend und abergläubig tritt der Sohn der Hochalpen in die Fußtapfen seiner Väter, vor jeder Neuerung scheu. Nicht einmal die gemeinsten Handwerke werden für ihn hinreichend getrieben. Man kauft von umherstreichenden Schweizern, Italienern und Deutschen, was etwa für Haus und Familie unentbehrlich seyn mag. Hier fehlt noch meistens jene Sauberkeit der Wohnungen und Kleider, die im größten Theil der Schweiz so gefällig anspricht. Diese Selbstvernachläßigung des Aeußern, diese Unreinlichkeit der Gebäude und Wohnzimmer, dieser Mangel der Ordnung und des Geschmacks ist aber nicht immer die Wirkung der Noth und Armuth, sondern jener trägen Gleichgültigkeit gegen das Anständige und Schöne,

welche denen eigen zu seyn pflegt, die, in roher Genügsamkeit mit sich und ihrem Thun, um das Wohlgefallen Andrer wenig bekümmert sind.

Doch wachsender Verkehr mit Fremden, Beispiel einzelner Familien von besserer Bildung, haben auch hierin schon bedeutende Umwandlungen gewirkt. Die Einverleibung des vormals selbstständigen Bündens, als Kanton, in die Eidsgenossenschaft, weckte andern Geist auf in vielen Thälern. Das Gemeinleben mit den Schweizern konnte nicht ohne Einfluß bleiben. Eine Menge Verbesserungen drangen in den kleinen Staat ein. Die Hauptstadt des Ländchens führte ihre Verschönerung aus; wissenschaftliche Anstalten und Verbindungen erhoben sich; elende Bergwege wurden zu breiten Chausseen; Gemeinsinn rief zur Schöpfung bessern Jugendunterrichts an, der in manchen Gegenden fast ganz gefehlt, in den meisten den traurigsten Zustand hatte; öffentliche Blätter erweiterten den Ideenkreis des Volks. Aber alle diese Vortheile wuchsen doch vorzüglich nur der deutschen Bevölkerung des Landes zu. Die romanischen und ladinischen Gegenden, so wie selbst die Deutschen in abgelegnen Thälern des Gebirgs, verharren noch steif in herkömmlichen Verhältnissen, Sitten und Entbehrungen. Sie werden es lange noch.

Jener Mangel der Schulbildung und Geistesentwickelung im Volk, neben dem natürlichen Mutterwiz desselben, ist um so auffallender, da vielleicht im ganzen Lande kein Thal, ja kaum eine größere Ortschaft vorhanden ist, in welcher nicht irgend eine Familie von edlerer Erziehung wohnt. In den Häusern derselben findet man städtische Sitte, Weltton, Bücher, Alles was das Leben veranmuthigen kann. Bei der unbedingten Rechtsgleichheit aller Einwohner genießen die Mitglieder solcher Familien durchaus kein bürgerliches Vorrecht. Ja, sie können manchem Nachbar sogar an Größe des Vermögens nachstehn. Und doch wirkte ihr Beispiel selten zur Nachahmung des Bessern, und, was auch nicht verschwiegen werden darf, sie selbst wollten dazu wohl nicht immer wirken.

Gewöhnlich sind es Geschlechter, deren Söhne in frühern Zeiten durch auswärtigen Kriegsdienst in Frankreich, Piemont, Spanien u. s. w. mehr Wohlstand und Kenntniß erwarben, als ihre übrigen Landsleute. Kamen sie zurück, wählte man sie, dieser Ueberlegenheit willen, in Staatsämter, wo sie der Gelegenheiten genug fanden, besonders in den ehemaligen Unterthanenlanden Veltlin, Cläven und Worms, ihre Reichthümer zu mehren.

SOURCE OF THE INN — DER URSPRUNG DES INN, IM ENGADIN — LA SOURCE DE L'INN

AM MALOJA

Ihre Kinder ließen [illegible]
Anstalten erziehen, auch [illegible]
Dadurch sicherten sie [illegible]
Einfluß im Lande [illegible]
eine Stiftung höherer [illegible]
gen, wo jeder ohne [illegible]
gewinnen können.

Allein, seit Vereinigung mit der [illegible]
anders gestaltet. Die [illegible]
ren gegangen, und der [illegible]
Fremden hat aufgehört. In [illegible]
höhere Kantonalschule für alle [illegible]

Wirklich hat Bünden [illegible]
schäftsmännern, an [illegible]
altdemokratischer Kanton der [illegible]
Sprecher, Guler, Juvalta [illegible]
beiden Salis-Marschlins, [illegible]
in der Schweiz einer dauernden [illegible]
Gaudenz Salis-Seewis hat [illegible]
schen Namen erworben. Er starb, als Greis von 71 Jahren, am 29 Jänner 1834 zu Malans im Zehngerichtenbunde.

So bietet dies Land, welches an Contrasten so reich ist, auch noch den schneidendsten Gegensatz in der geistigen Lebensentfaltung seiner Bewohner zur Schau: die Blüten der edelsten Gesittung neben der Rohheit, Unkunde und Gedankenarmuth des Halbwilden.

1.

Der Ursprung des Innstroms im Lugni-See am Maloya-Berg.

Steht der Wandrer in der ehmaligen Unterthanenprovinz der Bündner, Chiavenna, die izt unter Oesterreichs Scepter dem lombardischen Königreich einverleibt ist: so sagen ihm Himmel und Erde, Pflanzen, Sprache, Bauart und Sitte des Volks, er wandle in Italien. Feigen drängen sich aus den Gemäuern hervor. Ueppige Weinreben umranken die Geländer und [illegible], oder flechten malerische Laubgewinde zwischen Maulbeer- und Mandelbäumen; während Citronen und Pomeranzen [illegible]

Ihre Kinder ließen sie von Hauslehrern in= oder ausländischer Anstalten erziehen, auch Universitäten besuchen und Reisen machen. Dadurch sicherten sie der eignen Nachkommenschaft den politischen Einfluß im Lande, gleichsam erblich, zu. Sie hüteten sich daher, eine Stiftung höherer Lehranstalten im Lande selbst zu begünstigen, wo jeder ohne große Kosten wissenschaftliche Bildung hätte gewinnen können.

Allein, seit Vereinigung mit der Schweiz, hat sich auch dies anders gestaltet. Die Unterthanenlande der Republik sind verloren gegangen, und der Söldnerverdienst in den Heeren der Fremden hat aufgehört. In der Stadt Chur blüht nun eine höhere Kantonalschule für alle Jünglinge des Landes.

Wirklich hat Bünden aber nie Mangel an gewandten Geschäftsmännern, an Gelehrten und Schriftstellern gehabt; kein altdemokratischer Kanton der Schweiz besaß deren so viele. Die Sprecher, Guler, Juvalta, Campell der ältern Zeiten; die beiden Salis=Marschlins, die Tscharner der neuern, genießen in der Schweiz einer dauernden Achtung. Nur der Dichter Hans Gaudenz Salis=Seewis hat vor allen andern einen europäischen Namen erworben. Er starb, als Greis von 71 Jahren, am 29 Jänner 1834 zu Malans im Zehngerichtenbunde.

So bietet dies Land, welches an Contrasten so reich ist, auch noch den schneidendsten Gegensatz in der geistigen Lebensentfaltung seiner Bewohner zur Schau: die Blüten der edelsten Gesittung neben der Rohheit, Unkunde und Gedankenarmuth des Halbwilden.

1.

Der Ursprung des Innstroms im Lugni-See am Maloya-Berg.

Steht der Wandrer in der ehmaligen Unterthanenprovinz der Bündner, Chiavenna, die izt unter Oesterreichs Scepter dem lombardischen Königreich einverleibt ist: so sagen ihm Himmel und Erde, Pflanzen, Sprache, Bauart und Sitte des Volks, er wandle in Italien. Feigen drängen sich aus den Gemäuern hervor. Ueppige Weinreben umranken die Geländer und Ulmen, oder flechten malerische Laubgewinde zwischen Maulbeer= und Mandelbäumen; während Citronen und Pomeranzen die Lüfte

durchwürzen und wildes Lorbeergebüsch zwischen Felsen hervorquillt. Ein Dorfthurm hebt neugierig hinter dem Kastanienwald sein Haupt hervor. Eine weiße Kapelle schimmert halbversteckt aus den Gesträuchen des Hügels. Und fragt man nach der Ferne des nächsten Ortes, tönt es melodisch: „Un oretta!“ aus schönem Munde.

Aber nur eine Tagreise bergauf, längs den Ufern der Maira, zur Höhe des Bergpasses, welcher über die Maloya in's Thal vom Engadin führt, und man steht schon am Rande der bewohnten Welt. Das Leben der Natur ist erloschen. Todte Eismassen decken ihr Grab. Rechts steigt eine silberbleiche Pyramide über das Gewölk empor. Es ist der 11,210 Schuh hohe Muretto. Links dehnt der Septimer die Zacken seines Felsenkammes zwischen großen Schneelagern aus einander. Dort nun, oberhalb der Maloya noch, zwischen den Trümmern verwitterter Serpertinfelsen und zerstörter Gletscher, erscheint ein dunkles, kleines, stilles Gewässer, Lago di Lugni genannt. Es ist ein Bergsee; klar und kalt; Urne eines Flußgottes. Der Innstrom, oder Oen entspringt daraus. Ohnweit von hier sind auch die Quellen des Hinterrheins, in schauerlicher Gegend, die mit dem Namen des Paradieses geschmückt wird, vermuthlich des verlornen. Auch die Maira rinnt in der Nachbarschaft aus den Eisgewölben vor.

Von hier macht der Inn seinen Lauf 70 Meilen weit, bis er, bei Passau, seinen Wasserschatz in die Donau stürzt. Dort rauscht er aus dem Gebirg, als großer Strom daher, genährt von hundert Gletschern, deren Sohn er ist. Neben ihm erscheint die Donau als geringer Seitenfluß. Sie hat, bis zur Vereinigung mit ihm eine mindere Länge. Und doch raubt sie ihm dort den Namen, den er, bis zum Gestade des schwarzen Meers zu tragen, mehr verdiente, als sie den ihrigen. Wohl mancher Vergessene hat die große That vollbracht, mit deren Lorbeern bekränzt ein Dritter zur Nachwelt geht.

Um den Lugni-See waltet Todesstille. Dann und wann wird sie vom Wiederhall fernen Lauinen-Donners, oder von einem schneidenden Windzug gestört, der zwischen dem Geklüft der Felsen seufzt. Je höher man in die breiten Schneegefilde hinaufsteigt, die kein Sommer hinwegthaut, je ernster wird das Gemüth dessen, der hier allein noch in der unermeßlichen Einsamkeit zu athmen wagt. Man ist rings von den Schrecken einer ungeheuern Zerstörung belagert. Da scheint nie Leben gelächelt zu ha-

ben. Man steht auf den Ruinen einer Welt. Der stumme Tod hat da seinen ewigen Thron. Unter ihm breitet sich das weiße Leichentuch der Natur über Alles aus. Wo es der Sturm aber stellenweis zerrissen hat, liegt das Gerippe und schwarze Felsengebein des Erdballs entblöst. Die starren Gipfel, Firsten und Zinken des Gebirgs, welche in seltsamen Gebilden umherstehn, gleichen riesigen Grabmalen. Nirgends Bewegung über dem Weltleichnam. Nur eine fahle Wolke schleicht am Himmel und zieht über die Eiswüsten einen bläulichen Schatten nach.

Kein andres Schauspiel erzeugt in solchem Maaße das Gefühl grauenvoller Erhabenheit; etwa noch das Weltmeer im Kriege mit dem Orkan. Dieß spiegelt uns noch Leben, aber das Entsetzliche des Lebens, ab. Doch in den Einöden des ewigen Eises über den Wolken, wo kein Halm vom Felsen nickt, wo nichts laut ist, als der eigne Pulsschlag, wo im Anblick allgemeiner Vernichtung uns das Gefühl eigner Vernichtung überwältigt, da tritt uns der Weltentod in entsetzlicher Majestät entgegen.

Streift man aber die ersten Wirkungen der furchtsamen Einbildungskraft ab, und betrachtet das Reich der Gletscher mit dem Forscherblick eines de Saussure von Genf, eines Hugi von Solothurn, so offenbart sich die schöpferische Herrlichkeit Gottes auch inmitten der hocherhabnen Wildniß. Dem Scheintode der Natur entblüht ein andres Leben. Dem Eise entsprossen unbekannte Pflanzen. Die Gletscher athmen. Die Firnen bewegen sich. Man steht in einer Welt neuer Wunder.

Jene leuchtenden Eishüllen der höchsten Alpengipfel heißen Firnen. Ihre Massen haben eine Dicke oft von mehreren hundert Schuh Tiefe. Ihr Schnee, von dem sie bedeckt liegen, ist graupenartig, körnigt; die Körner sind erbsengros, unzusammenhängend. Das abschmelzende Wasser derselben sickert durch die untern Körnerlagen und vermehrt das Firneneis drunten. Die Linie dieser Firnen beginnt erst in einer absoluten Höhe von 7 bis 8000 Fuß.

Verschieden von den Firnen sind die Gletscher, die zwischen Bergschluchten (bis zu 3200 Schuh Meereshöhe) in die Thäler niedergehn können. Der auf ihnen ruhende Schnee ist leichter und lockrer, ohne Aehnlichkeit mit dem der Firnen; eben so ihr Eis. Es ist dieß, zumal am Rande der Gletscher, ein Gefüge fest in einandergreifender Krystalle. Sind diese durch den Herabsturz der Eisblöcke aus den Höhen, oder vom Sonnenstrahl etwas gelöst, fallen sie, unter dem Schlage des Hammers, wie zerbröckelndes Mauerwerk, von einander. Risse und Spalten des Gletschereises

schimmern himmelblau und blaßgrün. Je mächtiger die Eismassen, je tiefer die Bläue derselben.

Der Sonnenstrahl des Sommers schmelzt die Oberfläche der Firnen und Gletscher nur leicht ab. Desto stärker wirkt die natürliche Wärme des Erdballs gegen die untere Seite der gewaltigen Eiskrusten. Da bilden sich weite, höhere und niedrige Eisgewölbe, bis sie von der Schwere ihrer eignen Lasten zusammenbrechen. Das verkündet ein Donnergeräusch, welches dumpf durch das Gebirg dröhnt. Die zerrissenen Eismassen, von ihrem Gewicht gezogen, senken sich an den Halden abwärts nieder und kriechen gegen das Thalgelände vor. Dann zeigen sich an den Oberflächen jene langen, tiefen Querspalten und Eisschlünde, in welchen, wann sie trügerischer Schnee verschleierte, schon mancher Gemsjäger sein unerwartetes Grab gefunden hat. So wandeln, im leisen und steten Wechsel, die Firnen von den unersteigbaren Höhen herunter; werden Gletscher der untern Regionen, und zerfließen und verdünsten im wärmern Luftkreis zwischen Blumen und Kräutern. Wieviel alljährlich die Firnen der Höhe an Mächtigkeit zunehmen, soviel verliert in der Tiefe das abschmelzende Gletschergehänge.

Bekanntlich speien Flüsse und Seen die Leichname der Unglücklichen wieder aus, die in deren Wellen den Tod fanden. Eben so das Gletschereis. Es wirft jedesmal nach einigen Jahren die Gebeine der Menschen und Thiere, welche in seinen Rissen und Spalten verschwunden waren, wieder auf seiner Oberfläche an das Tageslicht. Doch nur das Knochenwerk uud Gerippe; das Fleisch daran hat der Gletscher gänzlich verzehrt.

Noch eine andre Seltenheit. Todtes Laub, oder Insekten, welche ein Wirbelwind mit sich aus der bewohnten Welt emporgerissen und über den Schnee der Firnen und Gletscher verstreut hat, sinken allmählig darin unter. Aber wenn von den schroffen Wänden und Spitzen des verwitternden Gebirgs ungeheure Steinblöcke und Felsplatten auf eben diesen Schnee herabfallen, sinken sie nicht hinunter in ihm. Sie wehren nur den Sonnenstrahl ab, daß er, so weit sie reichen, den Schnee nicht schmelzen mag, während derselbe ringsum vergeht. So steigen dann wachsende Eissäulen, von breitem Gestein bedeckt, da und hier seltsam empor. Krystallene Thürme, 40 bis 80 Schuh hoch, von einem Felsen gekrönt, unterbrechen die Einförmigkeit der bleichen Ebnen, und stürzen wieder prasselnd zusammen, das Schauspiel der allgemeinen Zerstörung zu vergrößern.

Mancherlei andre außerordentliche Erscheinungen begegnen dem Wanderer in diesen erhabnen Wüsten, wo seine verwegne Kraft oft

schnell in der dünnen, reinen Luft verlischt und er schon nach wenigen Schritten der Erholung bedarf; wo der vom Schneespiegel zurückgeworfne Sonnenstrahl sein Auge mit Blindheit schlagen, und die entblößte Haut seines Körpers in kurzer Zeit verbrennen kann; wo jeder Schall schnell erstirbt und ein Pistolenschuß kaum stärker, als das Knallen einer Peitsche vernommen wird.

Am räthselhaftesten ist das sogenannte Guxen in dieser wunderbaren Eiswelt. Zuweilen senken sich vom Himmel jählings die Wolken herab. Dann erhebt sich eben so plötzlich ein verworrenes Getöse. Ringsum wildes Gebrüll eines Sturms. Aber dieser hat keine bestimmte Richtung. Die Winde aller zwei und dreißig Weltgegenden scheinen wirbelnd und tobend in einem einzigen zusammenzukochen. Der Tag verfinstert sich. Man athmet dichten Schneestaub, der von Höhen und Tiefen herunter und hinaufgefegt wird. Das Rasen der Luft dauert einige Stunden. Dann Friede. Während aber die ganze Atmosphäre über dem Gletscher in diesem Aufruhr steht, waltet auf allen Seiten in der Nachbarschaft stilles Wetter. Niemand ahnet im ganzen Umkreise das Mindeste von dem furchtbaren, örtlichen Orkan.

In den Thälern und Ebnen der tiefern Schweiz kennt man dies Guxen der Gletscher-Regionen nicht, wohl aber eine Luftbegebenheit andrer Art, das sogenannte Wetterschießen. Es ist dies ein dumpfes, stoßweißes Schallen in der Luft, wie von entfernten Kanonenschüssen. Oft glaubt man wirklich nur diese zu hören, wie aus einer Schlacht. Anfangs fallen deren in einer Minute lebhaft mehrere hinter einander; dann wiederholen sie sich seltner und seltner. Nie im Winter, sondern immer nur im hohen Sommer und Herbst vernimmt man dieß Wetterschießen, und gewöhnlich Nachmittags oft bis nach Mitternacht; nie bei einem Gewitter, sondern immer nur bei heiterm Himmel. Jedesmal trübt sich nachdem die Luft und es erfolgt Regen.

Die Flora des ewigen Schnees ist freilich arm; doch bewegt sich auch hier noch das stille Leben der Crypogamen. Flechten verbreiten ihre Farben über das Getrümmer des Urgebirgs. Da erscheint noch die Lycanora (miniata) und Sphäria (confluens); oder auch in den Felsenrissen eine Oxytropis, 10,000 Schuh über dem Meeresspiegel, welche man bisher nur in Norwegen kannte.

Nicht selten sieht man weite Strecken des Firnenschnees rosenfarben glänzen; in andern Gegenden wieder im lichten Goldgelb. Lange glaubte man, er sey vom abgeflognen Staube gewisser Steinflechten geröthet oder vergoldet. Erst Hugi von Solothurn, der

kühne Erforscher der Eiswelt, entdeckte, daß das Rosenlicht vom blühenden Leben der Palmella nivalis ausgehe. Es ist dies ein gallertartiges Pflänzchen, welches etwa anderthalb Linien tief sich zwischen dem gekörnten Schnee der Firnen einsenkt, und oberhalb an der Luft sich gabelförmig in zwei zarte Fäden spaltet, die nur einem bewaffneten Auge sichtbar sind. Zuerst ist der Schnee davon nur mit mattem Karmin durchschimmert. Sind aber die Palmellen im höchsten Blüthestand, so glühn von ihnen die Firnen hochroth. Doch nur wenige Tage dauert die Farbenpracht. Dann vergeht Alles in einer trüben, schwärzlichen Auflösung.

Eine andre Art von solchen Mollusken des Eismeers scheinen diejenigen sonderbaren Gewächse zu seyn, welche ebenfalls weite Räume des ewigen Eises vergolden. Es sind blasenartige Pflanzengebilde der Gletscher. Zuweilen liegen sie einen halben Zoll dick, den Tremellen ähnlich, aus dem Eise hervorgetrieben. Vergebens bemühte sich Hugi, sie näher zu untersuchen. Bei der leisesten Berührung zerfließen sie zu Wasser. Dann trübt sich ihr Hochgelb und nach wenigen Stunden findet man nur einen feinen, schwarzen Staub übrig.

2.

Madulein und die Ruine von Gardovall.

Nur kaum sechs Wegstunden abwärts vom Lugni-See, liegt, am Fuß des Berges Albula im obern Engadin, das Dörflein Madulein, von etwa hundert Seelen bewohnt. Der junge Innstrom schmiegt sich ihm mit seinen Wellen dicht an. Eine hölzerne Brücke führt darüber in die geräumige, baumlose Thalebne. Links, neben den Hütten, blickt von dem Felshügel zwischen Gebüschen der viereckte Thurm und das verfallene Gemäuer der alten Burg Gardovall düster über das Thal weg. Ein Bischof, Volkhard von Chur, hatte das Schloß schon in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts gebaut. Lange Zeit saßen darin die Burgvögte des Gotteshauses, das obere Engadin zu verwalten und zu richten.

Es lebt noch eine Sage im Volk von der Zerstörung dieser Felsenburg. Der früheste Geschichtschreiber seines Landes, Ulrich

[illegible] Erforscher der Eiswelt, entdeckte, daß das Rosenlicht vom [illegible] Leben der [illegible] nivalis ausgehe. Es ist dies [illegible] anderthalb Linien tief [illegible] Riemen einsenkt, und [illegible] zarte Fäden spaltet, [illegible] Zuerst ist der [illegible] Sind aber [illegible], so glühn von ihnen [illegible] Tage dauert die Farben- [illegible] trüben, schwärzlichen Auf- [illegible]

[illegible] Mückasken des Eismeers scheinen [illegible] zu seyn, welche ebenfalls weite [illegible]. Es sind [illegible]artige Pflan- [illegible] liegen sie einen halben Zoll [illegible] aus dem [illegible] getrieben. Ver- [illegible]. Bei der lei- [illegible] sich ihr Hoch- [illegible] einen feinen, schwarzen [illegible]

2.

[illegible] Ruine von Gardovall.

[illegible] vom [illegible]-See, liegt, [illegible] im obern Engadin, das Dörflein [illegible] hundert Seelen [illegible]. Der junge [illegible] ihm mit seinen [illegible] nicht an. Eine [illegible] darüber in die [illegible], baumlose Thal- [illegible] den Hütten, blickt von dem Felshügel zwi- [illegible] viereckte Thurm und das verfallene Gemäuer [illegible] Gardovall düster über das Thal weg. Ein [illegible] von Chur, hatte das Schloß schon in der [illegible] Jahrhunderts gebaut. Lange Zeit saßen [illegible], das obere Engadin zu [illegible]

[illegible] Wolf von der Zerstörung dieser [illegible] Geschichtschreiber seines Landes, Ulrich

MADULEIN UND DIE RUINE VON GARDOVALL.

Campell, hat sie schon vor drittehalbhundert Jahren aufgezeichnet. Sie ists werth, wieder erzählt zu werden; denn sie ist nicht minder schön, als die Geschichte des Römers Virginius, der die Ehre seiner Tochter vor der Gewalt eines wollüstigen Decemvirs zu retten, den Dolch in Virginiens Herz stieß.

Gegenüber von Gardovall wohnte das schönste Mädchen des Thals, in Camogasco. Dies Dorf liegt 400 Schritt von Madulein, am jenseitigen Gebirg, im Schatten seiner Arvenwälder. Das Mädchen war dem ganzen Dorfe lieb; denn es war mehr, als nur schön; auch gut und fromm und wußte nichts von seiner Schönheit. Es blühte stillverborgen in der Hütte seines Vaters Adamo, eines hochgeachteten Landmanns, der auf dem Erbgut seiner Altvordern unabhängig saß, und immer da der Erste war, wo Hülfe in der Noth, Rath in Verlegenheit, Herzhaftigkeit in Gefahren verlangt wurde. Daß die Augen aller jungen Engadiner mit stummer Zärtlichkeit an seiner Tochter hingen, fand er sehr natürlich; denn er liebte diese Tochter nicht weniger, als Alle. Kaum in das Alter der Jungfräulichkeit eingegangen, wußte sie in ihrem kindlich-reinen Gemüthe von keiner andern Liebe, als der Liebe des Vaters.

Da trat ein böser Geist ins Paradies der Hütte. Es war der Edelherr vom Schlosse, der Burgvogt des Gotteshauses, ein gewaltthätiger Mann, den Weibern gefährlich. Wenn er befahl, galt kein Widerspruch. Wen er haßte, konnt' er verderben, durch Zins und Steuer, oder Richterspruch, oder willkührliches Einkerkern. Schon mancher Mann hatte ihm die junge Gattin, als Magd, aufs Schloß zuführen müssen.

Die Lieblichkeit der Camogaskerin erfüllte ihn mit dem Wahnsinn einer Leidenschaft, wie er sie nie vorher gekannt. Aber wenn er ihr nahte, wagte er nicht mehr, was er sonst wohl gewagt. Wenn sie in der Engelshoheit ihrer Unschuld vor ihm stand, war es, als durchdränge sein ganzes Wesen das Wesen ihrer Heiligkeit. Aber lange ertrug er's nicht so. Was er selber nicht den Muth hatte auszusprechen, ließ er durch Andre verrichten. Er sandte seine Knechte gen Camogasco, die Tochter Adamo's zu ihm auf Gardovall zu bringen; dort woll' er ihr, wie einer Fürstin dienen.

Adamo vernahm die Botschaft mit Entsetzen. Aber er verbarg sein Inneres. Er bat um Frist bis zum folgenden Morgen; er müsse das Kind vorbereiten auf sein Glück; er wolle die Tochter selber dem Kastellan zuführen. Die Diener des Thalgebieters

Staatliche Bibliothek
Regensburg

brachten ihrem Herrn die Verheißung des Vaters. Dieser aber war die ganze Nacht mit Werken andrer Art beschäftigt.

In heller Morgenfrühe schritt Adamo, festlich gekleidet, durchs Thal gen Madulein; neben ihm, geschmückt, wie eine Braut, die schöne Tochter, das zitternde Schlachtopfer; ein Gefolge von Freunden, allesammt in Feierkleidern, trat ihnen paarweis nach. So erstieg der Zug den Schloßberg.

Der Burgvogt hatte die Kommenden schon von fern gesehen. Er eilte ihnen ungeduldig aus den Pforten des Schlosses entgegen. Kaum erwiederte sein gewaltherrlicher Stolz den ehrerbietigen Gruß der Männer. Er trat zu der bebenden Jungfrau, die leichenblaß am Arm des Vaters hielt, umfaßte sie und nahte mit den Lippen ihrer keuschen Wange. Da glühte der Vater auf. Er schwang den Dolch; er bohrte ihn in die Brust des Tyrannen, dem nicht Gottes Gesetz, nicht des Menschen ewiges Recht heilig galt. Das war das Zeichen der Landeserlösung. Die Männer seines Gefolges zuckten das Schwerdt und stürzten in die Thore des furchtbaren Hauses hinein. Andre, die rings im Dickicht der Gebüsche verborgen lauerten, sprangen hervor. Knechte und Söldner des Burgherrn wurden erschlagen. Flammen stiegen über die Zinnen von Gardovall auf.

Seit jenem Tage ward das Land unter den Innquellen vom Druck der Zwingherrn frei. Es kaufte sich um 900 Gulden im Jahre 1494 von den Hoheitsrechten des Gotteshauses Chur los.

Ich kenne unter allen Hochthälern der Schweiz kein schöneres, als dieß obere Engadin, welches in seinem grünen Schooße, bei 6000 Fuß über dem Meere, zwischen seinen Arven- und Lerchenwäldern und anmuthigen Seen, eine Menge freundlicher Dörfer trägt, viele von städtischer Bauart, die an Italiens Nachbarschaft mahnt. Es ist ein wunderliebliches, ungewöhnliches Landschaftsgebilde, von den Firnen und Gletschern des Bernina, Maloya, Septimer, Julier, Albula, Scaletta und vieler andern, wie von einem ungeheuren Silberrahmen umfaßt. Der Inn rinnt leise und durchsichtig, wie Luft, durch die Thalebne. Im saftigen Grün der Wiesen heben sich fremde Blumen mit brennenden Farben hervor, Farben, wie sie nur der reine Himmel der Hochalpen, oder der Tropenländer geben kann. Die Blumen des Klee's gleichen in Fülle und Pracht halb aufgeschlossenen Rosen. Die Cedern des Gebirgs reichen hinauf bis zum Saum des ewigen Schnees.

Die Bevölkerung ist dabei bildungsreicher, als man von ihrer Abgeschiedenheit in einem Hochthal erwarten sollte, wo ein acht-

THE THREE SOURCES OF THE FORE RHINE. DIE DREI QUELLEN DES VORDER-RHEINS. *LES TROIS SOURCES DU RHIN ANTÉRIEUR.*

[illegible]licher Winter die drei übrigen, schönern Jahreszeiten in den [illegible] Raum von 20 Wochen zusammengedrängt; oder von einer Sprache [illegible] sollte, die sonst in der Welt nirgends, als in diesem Thale gehört wird. Es ist die [illegible], ähnlich der, welche Livius, als das Latein im Munde des Volks, bezeichnet hat. Denn hier ists, wo die Enkel der [illegible] Flüchtlinge wohnen, die, sey es vor den Galen oder vor Hannibals Schwarm, aus Latium und Umbrien hergeflohn waren. Hier haben sie sich wieder ein neues Ardea (Ardez), ein neues Lavinium (Lavin), Tutium (Zutz), Scamptia (Scamfs) Ternetium (Zernez), [illegible] (Fettan) u. s. w. erbaut.

Aber eben diese Sprache erleichtert den Männern das Erlernen der dem Lateinischen verwandten. Als Seidenhändler, Krämer, Zuckerbäcker, Banquiers u. s. w. leben sie Jahre lang in fremden Ländern, und kehren dann mit eingesammelten Schätzen wieder in die geliebte, wenn auch rauhe, Heimath, zurück.

3.

Vereinigung der drei Quellen des Vorderrheins.

An der östlichen Seite vom Gebirgsknoten des St. Gotthardsberges steigen die letzten [illegible] des [illegible] Thales im [illegible] bis zu einer Höhe von [illegible] Fuß auf. Da liegt, in stiller Alpeneinöde, die kleine [illegible], [illegible] das noch kleinere [illegible], dessen [illegible] zur [illegible] von [illegible] gehn. In den Berghalden, in den [illegible], erblickt man ärmliche Sennhütten, einzelne [illegible] und die leiterförmigen Gestelle der Bewohner, welche zum [illegible] Trocknen des geschnittenen [illegible] dienen, wenn Regen, Nebel und [illegible] Schnee in diesen [illegible] den Boden nässen. In [illegible] reihen sich am [illegible] Gebirge [illegible], [illegible] der 10,000 Schuh hoch, vom Himmel über die Länder der Menschen hinwegschaun. Von daher rauschen drei Bäche her. Es sind die Quellen des Vorderrheins, welche sich hier vereinen. Links bricht die erste aus einem [illegible]vergletscherten Thale, zwischen dem Berg Cornera und dem [illegible] Canradi hervor; rechts die andre von den [illegible] des Crispalt; und von der Mitte her die dritte aus den [illegible] des ewigen Eises, welches den ungeheuern

monatlicher Winter die drei übrigen, schönern Jahreszeiten in den engen Raum von 20 Wochen zusammengedrängt; oder von einer Sprache erwarten sollte, die sonst in der Welt nirgends, als in diesem Thale gehört wird. Es ist die ladinische, ähnlich der, welche Livius, als das Latein im Munde des Volks, bezeichnet hat. Denn hier ists, wo die Enkel der italischen Flüchtlinge wohnen, die, sey es vor den Galen oder vor Hanibals Schaaren, aus Latium und Umbrien hergeflohn waren. Hier hatten sie sich wieder ein neues Ardea (Ardez), ein neues Lavinium (Lavin), Tutium (Zutz), Scamptia (Scamfs) Cernetium (Zernetz), Voctaneum (Fettan) u. s. w. erbaut.

Aber eben diese Sprache erleichtert den Männern das Erlernen der dem Lateinischen verwandten. Als Seidenhändler, Krämer, Zuckerbäcker, Banquiers u. s. w. leben sie Jahre lang in fremden Ländern, und kehren dann mit eingesammelten Schätzen wieder in die geliebte, wenn auch rauhe Heimath, zurück.

3.

Vereinigung der drei Quellen des Vorderrheins.

An der östlichen Seite vom Gebirgsknoten des St. Gotthardsberges steigen die letzten Dörfer des Tawetscher-Thales im Grauenbund bis zu einer Höhe von 5000 Fuß auf. Da liegt, in stiller Alpenwilde, die kleine Ortschaft Selva; dahinter das noch kleinere Chiamunt, dessen Einwohner zur Kirche von Selva gehn. An den Berghalden, in den hüglichten Wiesen, erblickt man ärmliche Sennhütten, einzelne Heuställe und die leiterförmigen Gestelle der Rescanen, welche zum leichtern Trocknen des geschnittenen Grases dienen, wenn Regen, Nebel und früher Schnee in diesen Höhen den Boden näßen. In grauenhafter Majestät reihen sich am Hintergrunde Gebirge zusammen, deren Gipfel, bei 10,000 Schuh hoch, vom Himmel über die Länder der Menschen hinwegschaun. Von daher rauschen drei Bäche her. Es sind die Quellen des Vorderrheins, welche sich hier vereinen. Links bricht die erste aus einem halbvergletscherten Thale, zwischen dem Berg Cornera und dem noch erhabnern Cavradi hervor; rechts die andre von den Firnen des Crispalt; und von der Mitte her die dritte aus den krystallenen Gewölben des ewigen Eises, welches den ungeheuern

Sirmadun und seine Granitfelsen verhüllt. Aber diese Quellen des Vorderrheins sind nicht die einzigen von dem prächtigsten aller Flüsse unsers Welttheils. Ein Mittelrhein gesellt sich später noch zu diesem aus dem Medelserthal, vom Cadelrhin-Gletscher her, im Lukmainer-Gebirg. Ein Hinterrhein strömt von den Eismeeren hinter dem Muschelhorn herab. Dreizehn hohe, stäubende Wasserfälle umringen dort dessen Wiege. Unter den Felsen des romantisch im Gebirgskranz gelegnen Schloßgartens von Reichenau, zwei Stunden oberhalb Chur, vereiniget sich das Wasser aller Rheine.

Auch der heiterste Sonnentag des Sommers raubt der Gegend von Selva nicht den ihr eigenthümlichen düstern Ernst. Alles bleibt still, groß und furchtbar; Nebel schleichen geisterartig um die Berge und durch die finstern Klüfte. In den Schatten des Abgrundes leuchten Schneegefilde. Gewaltige Granitblöcke, vom verwitternden Gebirg durch Waldwasser oder Lauinen herabgeschleudert, lagern sich in den Feldern und zwischen den Hütten. Jeder derselben ist das Denkmal einer gefährlichen Stunde des Thals. Fast in jeder Jahrszeit vernimmt man das Donnern vom Einsturz ungeheurer Schneemassen, die von den Bergen bald, wie lockrer Staub, als „Windlauinen“, niederfahren, die Luft verdunkeln und Alles weit umher verschütten; bald, als „Schlag- und Grundlauinen“, mit entsetzlicher Wucht von steilen Berghängen und schroffen Felswänden im Thauwetter herabgleiten und was sie erreichen, zerschmettern. Fast den ganzen Sommer sieht man bei Selva und in der wilden Umgegend Ueberreste dieser Lauinen. Zuweilen bilden sich hohe Wölbungen über den Rheinstrom, und dienen dem Aelplervolk zu sichern Brücken.

Als im Jahr 1808, vom jähen Ruenatsch herab, eine der Lauinen fuhr, zermalmte sie in einem Augenblick Hütten und Ställe; 42 Einwohner Selva's und 237 Stück Vieh ihrer Heerden lagen, als Leichen, unter dem Schutt. Fünfzehn Jahr später begrub eine andre 37 Menschen daselbst. Entsetzlicher war das Unglück von Rueras, einem Alpendorf in Selva's Nachbarschaft. Da kam im Jahr 1749 eine Lauine vom Malamusa, einem Abhang des zwei Stunden weit entfernten Crispalt. Fast das ganze Dorf ward begraben unter einem Schneeberg; die entferntern Hütten wurden von ihren Stellen verschoben durch Gewalt der erschütterten Luft; Bergwälder sah man entwurzelt, oder wie dürre Halmen zerknickt. Von mehr denn 100 Menschen konnten kaum 60 wieder lebendig aus dem hochgethürmten Schnee hervorgescharrt werden.

Alljährlich richten im Gebirg die Lauinen ihre Verheerungen an. Sie überfallen den Wandrer. Sie dämmen und schwellen Ströme. Sie verschütten ganze Ortschaften. Sie reissen Häuser, Gärten, Wälder, Menschen und Vieh mit sich in Abgründe. Sie zerschmettern, was sie berühren.

So schrecklich, wie die Gewalt der Schneesturze, so wunderbar ist zuweilen die Rettung der Menschen dabei. Einer meiner Freunde, Herr Landammann Hitz, erzählte mir folgende, als ich ihn im Schmelzboden, einem Hüttenwerk im Zehngerichtenbunde besuchte. Er wohnte da in einem schmalen Thalgrund zwischen steilen himmelhohen Bergen, der Raum zwischen denselben war von dem Wohngebäude, einem Garten davor, und einem breiten Waldstrom hinter demselben ausgefüllt. Vom Strom erhebt sich eine jähe hocherhabne Felswand, von der ein Bach stäubend zur Tiefe niederschwebt. Droben geht an der Wand ein 5 Fuß breiter Weg, ins Gestein eingehauen, von einem Dorfe zu einem andern; über den Bach aber eine Brücke von zusammengelegten rohen Baumstämmen, die, von unten gesehn, dort in schwindlichter Höhe, Strohhalmen gleichen.

Diesen Weg am Berge, der von den da herrschenden Lauinenzügen den Namen der Züga trägt, wanderte zur Winterszeit ein armes Botenweib, den Lastkorb auf dem Rücken. Plötzlich ward die Unglückliche droben von dichtem Schneegestöber und Sturmwind überfallen. Sie blieb stehn; sie sah nichts mehr vor sich; sie konnte kaum athmen; sie fühlte den Boden nicht mehr unter ihren Füßen. Als der Windstoß vorüber war, fand sie sich vom feinen Schneestaub bedeckt. Sie arbeitete sich daraus an die Luft hervor und sah sich mit Erstaunen und Verdruß neben dem Garten des Schmelzbodens. Mit einer Lauine hatte sie die entsetzliche Luftfahrt von der Höhe ins Thal gemacht, ohne im mindesten beschädigt zu seyn. Sie schüttelte murrend den Schnee aus ihren Röcken; kehrte beim Landammann ein und forderte ein Glas Branntewein zu ihrer Stärkung, indem sie nur ihr Mißgeschick beklagte, den gleichen, weiten Weg noch einmal machen zu sollen.

Das ist die Allmacht der Gewohnheit. Furchtlos baut der Aelpler, hat er im Unglück nur das Leben gerettet, die zerstörte Hütte wieder an dieselbe Stätte hin, wo sie vorher von der Lauine vernichtet war; wie der Sicilianer, wenn Aschenregen und Lavagluten sein kleines Besitzthum am Fuße des Aetna zerstören.

4.

Die Kapelle bei Trons.

Von Selva nieder in das erweiterte Thalgelände gelangt man, nach 4 bis 5 Wegstunden, zum Dorfe Trons. Im Schatten eines mehrhundertjährigen Ahornbaumes ruht, vor dem Dorfe, eine Kapelle, der heil. Anna geweiht. Rings umher prangt die landschaftliche Natur in so mildem Liebreiz und so feierlicher Größe, wie in wenigen andern Schweizergegenden. Das Thal, welches sich in grünen Absätzen links und rechts zu den Bergen aufstufet, ist ein malerischer Wechsel von kleinen Gebüschen, Wiesen, Dörfern, Ruinen, verstreuten Hütten und einzelnen Hirsefeldern zwischen Kirschbäumen. Der junge Rhein schmiegt sich freundlich um den Fuß des Gebirgs, welches ihm kleine Bäche sendet, seinen Wasserschatz zu mehren. Die Gipfel der Alpen verschweben in den Lüften des Himmels; aber die Berghänge sind mit dunkeln Waldgruppen besprengt, zwischen welchen sich der hellgrüne Sammet der Wiesen ausdehnt. Nur durch die benachbarten Alpenhöhen strahlen aus hohen Fernen noch die Silberpyramiden der Gletscher hervor, oder aus dem erhabnen Hintergrund des weiten Gemäldes.

Und doch sind jene Kapelle und jener Ahorn dem Wanderer das Bedeutsamste. Hier ist das Grütli der Graubündner! Im Schatten des Ahorns, dessen alter Stamm nun hohl, dessen Zweige meistens verdorrt sind, schworen die Männer des grauen Bundes vor vierhundert Jahren den ersten Schwur des ewigen Bundes und der ewigen Freiheit. Heilige Sinnsprüche aus Gottes Worte, mit Goldschrift, in der Vorhalle der Capelle, an der gestirnten Decke geschrieben, erinnern den Vorüberwandelnden daran: In libertatem vocati estis. — Ubi Spiritus Domini, ibi Libertas. — In te speraverunt Patres. — Speraverunt et liberasti eos." — (Wo der Geist des Herrn, da ist Freiheit. — Auf dich hofften die Väter. — Sie hofften und du hast sie befreit.) Kann man das Wahre in erhabnere Einfalt verkünden?

Man hat vom Ursprung der Schweizerfreiheit oft sehr irrige Vorstellungen. Viele bilden sich ein, wenn sie die Geschichten vom Wilhelm Tell, von den Männern im Grütli, oder den drei Urkantonen hören, diesen hätte das ganze Schweizerland die Freiheit zu danken.

Die Einwohner von Uri, Schwyz und Unterwalden waren längst schon vor Wilhelm Tell unabhängige, freie Leute, mit eigenen

4.

Die Kapelle bei Truns.

[illegible] wieder in das [illegible] Thalgelände gelangt man, nach 4 bis [illegible], zum Dorfe Truns. Im Schatten eines [illegible] Ahornbaumes [illegible], vor dem Dorfe, eine Kapelle, [illegible] umher prangt die landschaftliche [illegible] und so friedlicher Größe, wie in [illegible] Schweizergegenden. Das Thal, welches sich in [illegible] und rechts zu den Bergen aufsteigt, ist ein [illegible] Wechsel von kleinen Gebüschen, Wiesen, Dörfern, Ruinen, zerstreuten Hütten und einzelnen [illegible] zwischen Kirschbäumen. Der junge Rhein schmiegt sich freundlich an den Fuß des Gebirges, welches ihm [illegible] sendet, seinen Wasserschatz zu mehren. Die Gipfel der [illegible] verschweben in den Lüften des Himmels, aber die [illegible] sind mit dunklen Waldgruppen bekränzt, zwischen [illegible] sich der [illegible] Sammet der Wiesen [illegible]. Nur [illegible] benachbarten Alpenhöhen strahlen [illegible] Firnen [illegible] der Gletscher hervor, [illegible] aus dem erhabenen Hintergrund des [illegible] Gemäldes.

Und doch [illegible] Kapelle [illegible] dem Wanderer das Bedeutendste. Hier ist das [illegible] der Graubündner. Im Schatten des Ahorns, dessen alter Stamm [illegible], dessen [illegible] sind, schworen die Männer des grauen [illegible] Jahren den ersten Schwur des ewigen Bundes und [illegible] Freiheit. Heilige Sinnsprüche aus Gottes Wort, [illegible] in der Vorhalle der Kapelle, an der [illegible] Decke [illegible] daran: In libertatem [illegible] — [illegible], ibi Libertas. — [illegible] Petrus [illegible] sunt et liberasti eos. [illegible] der Geist des [illegible] Freiheit. — Auf dich hofften [illegible] — Sie hofften [illegible] und sie befreit.) Kann man [illegible] verbunden?

[illegible] der Schweizerfreiheit oft [illegible], wenn sie die Geschichten [illegible] im Grütli, oder den [illegible] das ganze Schweizerland die [illegible]

[illegible] von Uri, Schwyz und Unterwalden [illegible] Tell unabhängige, freie Leute, mit eigenen

eng. by Winkles

CHAPEL NEAR TRONS — DIE KAPELLE BEI TRONS. — LA CHAPELLE PRÈS DE TRONS.

Verfassungen und Gesetzen gewesen. Sie gehörten nur zum allgemeinen Verband des damaligen deutschen Reichs und stellten ein uraltes Recht gegen rohe Gewaltthätigkeiten der ihnen gesetzten Reichsvögte wieder her. Sie dachten dabei durchaus nicht an die übrigen Gauen Helvetiens; wußten kaum viel von ihnen. Andre Landschaften, andre Städte, kauften sich einzeln und nach und nach von den Rechten ihrer Grafen und Herren los. Der größte Theil der schweizerischen Bevölkerung, blieb aber freiheitloses, dienstbares Volk dieser einzelnen Städte und kleinen gebietenden Landschaften; büßte wohl sogar noch durch die wachsende Macht der Städte von althergebrachten Rechtsamen ein. Der Zustand dauerte bis Ende des vorigen Jahrhunderts fort. Unterthanen Oesterreichs und Preußens waren von jeher weit freier und beneidenswürdiger, als Unterthanen oder „Angehörige" der herrschenden Schweizerstädte; wie denn überhaupt jede Aristokratie feindseliger gegen bürgerliche Freiheit des übrigen Volks ist, als eine Monarchie.

Wie in Uri, Schwyz und Unterwalden, entfesselten sich auch die übrigen demokratischen Kantone der Schweiz, um die Andern wenig bekümmert, nach und nach, von den Oberherrlichkeiten der Grafen, Freiherren und Aebte. So geschah auch in Bünden. Hier nistete vor einem halben Jahrtausend, in dem weitläuftigen Irrgarten der Gebirgsthäler eine Menge Baronen, Grafen und Edle, neben unabhängigen Gemeinden; alle durch einander, alle in ewigen Fehden. Der Bischof von Chur war der Mächtigste, der Reichste an Rechtsamen, der Papst des rhätischen Hochlandes. Unsicherheit Aller bewirkte endlich, durch Nothzwang, den Verein oder Bund sämmtlicher Herrschaften und Thäler, von den Gebirgen des Engadins und Domleschgs herab, bis Chur. Die Herren gelobten den Gemeinden, sie bei ihren hergebrachten Rechten zu ehren, und diese ihrerseits versprachen, die Oberherren nicht in den ihrigen zu kränken. So entstand dort der sogenannte Gotteshausbund der freien Thäler und Herrschaften, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Er trug den Namen vom Gotteshaus Chur.

Erst später bildete sich wieder ein ähnliches Bündniß unter den Herrschaften und Gemeinden im sogenannten Oberlande, von den Quellen des Vorder-, Mittel- und Hinterrheins hinweg bis zum Zusammenfluß dieser Ströme bei Reichenau. Die Gotteshäuser Chur und Disentis hatten auch hier sehr ungöttliches Spiel getrieben; nicht minder die Grafen von Werdenberg, Sax, die Freiherren von Rhäzüns u. a. m. Das Volk duldete es nicht länger. Im Schamser-Thale hatte man schon angefangen die Werden-

berger Vögte zu erschlagen und ihre Burgen zu verbrennen. Entschlossene Männer des weiten Gebirgs versammelten sich endlich zu gemeinsamer Berathung nächtlicher Weile im Walde bei Trons. Glücklicherweise war der damalige Abt von Disentis, Peter von Pultinga, ein eben so kluger, als redlicher Mann. Er half mit Rath und Ansehn dem Volk. Boten aller Thäler gingen darauf an die Herrschaften im Lande, welche mit Furcht die unruhige Bewegung im Gebirg bemerkten. Man unterhandelte endlich; und in der Mitte des Märzmondes 1424 traten der Abt von Disentis, die Grafen von Werdenberg und Sax, die Freiherren von Rhäzüns mit den Vorstehern und Aeltesten des Volks zu Trons unter dem Ahorn zusammen. Hier schworen sie ihren Bund ewigen Friedens, gegenseitigen Beistandes in der Noth und gegenseitiger Ehrfurcht für Eigenthum und Rechte, und Übungen der Hohen und Niedern.

So entstand der obere Bund des rhätischen Landes, oder der graue (vielleicht Graven- oder Grafen-) Bund. Erst später fügte sich der übrige, gegen Schwaben und Tyrol gelegne Theil Hohenrhätiens in einen dritten, ähnlichen Bund zusammen, genannt der der Zehngerichte. Und erst im Jahr 1471 verbanden sich jene drei wieder zu einem einzigen, allgemeinen und ewigen Verein der drei Bünde im Hohenrhätien.

So formte sich, ohne Rücksicht auf die schweizerische Eidsgenossenschaft, eine zweite Eidsgenossenschaft im rhätischen Hochlande. Und weil damals jedes Dorf, jedes Thal, jede Herrschaft durch freiwilligen Eintritt in die Conföderation gar nichts anders beabsichtete, als nur eigne hergebrachte Freiheiten und Rechte für alle Zukunft sicher zu stellen, erstarrten in der ewigen Bundesform zuletzt alle jene Verhältnisse des gesellschaftlichen Zustandes, und blieben sie bis zu unsern Tagen, wie sie im fünfzehnten Jahrhundert beschaffen gewesen waren.

Aber von einer solchen Staaten-Ollapotrida ein klares Bild zur Schau zu geben, ist keine ganz leichte Aufgabe. Selbst der Schweizerbund, in den Zeiten seiner verworrensten Mengung von Kantonen, zugewandten Orten und gemeineidsgenössischen Vogteien oder unterthänigen Gebieten, hatte mehr Einfachheit.

Als Grundlage des ganzen politischen Labyrinths war wohl die Wahrheit: Ein Mensch ist von Natur, und vor Gott, soviel als der Andre, oder: vollkommene staatsbürgerliche Rechtsgleichheit. Adlich oder unadlich, arm oder reich, jeder gilt im Staat als Staatsbürger. Unterschied von Naturgaben nnd Glücksgütern, kann nur Verschiedenheit in der Größe des Eigentbums und Wirkungs-

kreises, aber keine Ungleichheit in den Rechten hervorbringen, die der Mensch, als Mensch und Staatsmitglied, hat. Talent, Einsicht, Vermögen, sind Privat-Eigenthum; der Staat ist Gemein-Eigenthum Aller.

Die erste Wirkung von diesem Grundsatz des einfachen Menschenverstandes ward die Freiheit jedes Einzelnen, seine Kräfte und Besitzungen nach eignem Gutdünken zu gebrauchen, nur nicht zum Nachtheil des Nächsten, weil Jeder dasselbe Recht, wie der Andere, hat. Der Hausvater mit seiner Familie steht, auf eigner Scholle Landes, eigenmächtig, als Freiherr; hat keines Andern Befehlen zu gehorchen, als dessen, den er selber zum Vorsteher oder Richter wählt und seiner Zeit wieder absetzen kann; er hat keine andern Gesetze zu erfüllen, keine Abgaben zu zahlen, als zu denen er selbst seine Stimme gab, oder welche den Beifall der Mehrheit seiner Mitbürger haben. Selbst den Lehrer der Schule, selbst den Pfarrer seines Orts zu wählen, oder des Amts zu entlassen, steht dem freien Mann, in Gemeinschaft der übrigen Ortsbürger, zu.

Mehrere, in patriarchalischer Selbstständigkeit lebende Familien des Landes, wohnen nun entweder in einem Dorfe, oder in zerstreuten Hütten der Thäler und Berge, als Nachbarschaft, beisammen. Sie besitzen, noch von den Vätern her, viel ungetheiltes Gemeingut von Wiesen, Wäldern und Alpen, daran jeder Genoß der Gemeinde Genuß hat. Alle Genossen sind Gesetzgeber in ihrem Gemeinwesen; niemand sonst hat sich darin zu mischen. Sie ernennen ihre Vorsteher, Verwalter und Geschwornen oder „Girau's“ und deren Haupt, welches sie Dorfmeister, Werkmeister oder (romanisch) Cuvig heißen. Selbstherrlich auf dem heimathlichen Gebiete schaltend, kann die Gemeinde mit hergebrachten Rechtsamen dem ganzen Bundesstaat widersprechen und widerstehn.

Oft bildet solch ein einzelnes Dorf, oder eine einzelne Thalschaft, oder Nachbarschaft, eine sogenannte Gemeinde, oder ein Gericht, das heißt, schon einen eignen Freistaat. Oefter noch sind mehrere Ortschaften zu solchen verbunden. Dieser kleine Staat hält seine eigne Landsgemeinde; sendet seinen eignen Abgeordneten, oder Stellvertreter zur Bundesversammlung ab, in allgemeinen Staatsangelegenheiten mit zu sprechen; besitzt seine eigne Regierung von mehrern Rathsherren, und mit einem Ammann oder „Mastrol“ an der Spitze; eben so sein eignes Civil-Gericht, von welchem, im Zehngerichtenbunde, nicht

einmal Appellation an eine höhere Behörde statt findet. Die Landsgemeinde ist der Souverän der kleinen Republik; jeder Bürger, der das vierzehnte oder sechzehnte Jahr zurückgelegt hat, ist stimmfähig. Sein Recht stammt aus der Pflicht, in Tagen des Kriegs, das Vaterland vertheidigen zu helfen. Der Knabe lernt da die öffentlichen Geschäfte kennen, welche so großen Einfluß auf die Verhältnisse jedes Hauses haben. Und wirklich pflanzt nichts tiefere Liebe des Vaterlandes, als diese Vertrautheit mit dem Leben desselben. Das Haus gehört zur Republik, und darum die Republik zum Hause.

Vier, fünf, oft weniger dieser Republiken, zu einem kleinen Bundesstaat verknüpft, heissen ein Hochgericht, ohne Zweifel vom Hoheitsrecht ihrer gemeinsamen richterlichen Behörde, nicht nur bei bürgerlichen Rechtshändeln, als erste Instanz, zu entscheiden, (wie im Gotteshaus- und grauem Bund) sondern auch in Criminalfällen über Leben, Ehre, Freiheit und Gut des strafbaren Bürgers, oder Fremdlings, Urtheil zu fällen. Das Hochgericht ist ein in sich abgeschlossener Staat; mit andern Hochgerichten des Bundes nur durch den ursprünglichen Bundesvertrag, oder Bundesbrief, im Zusammenhang; hat, unabhängig und von den übrigen verschieden, Verfassung, Gesetzgebung und Regierung für sich. Das Haupt der Republik ist ein Landammann; der Souverän aber die Landesgemeinde von sämmtlichen Bürgern der Gemeinden. Der Landammann oder Landvogt, oder Podesta, ist der Repräsentant des Staats an Bundestagen; gewöhnlich Vorsteher der meisten obern Behörden, und zugleich Rathgeber, Friedensstifter, Vermittler in allen zwistigen Haushaltungen, die sich an ihn wenden wollen. Er ist also kein unwichtiger Mann; führt auch amtlich den vielsagenden Titel „Ihro Weisheit", ein Mittel, ihn beiläufig an das zu mahnen, was man von ihm erwartet.

Graubünden besteht noch gegenwärtig aus nicht weniger, als sechs und zwanzig solcher selbstherrlichen Freistaaten, die jedoch in allgemeinen Bundesgeschäften, wie in Angelegenheiten schweizerischer Eidsgenossenschaft, ungleiches Stimmenrecht besitzen. Manche haben nur eine, manche drei und vier Stimmen. Auch sind nicht Alle mit Allen wieder durch gleiches Band verknüpft; sondern sieben derselben, oder acht, oder eilf haben sich zu einem eignen Bund zusammengeflochten. Jeder Bund hat wieder seinen besondern Bundestag mit besondern, grundgesetzlich bestimmten Befugnissen; ein eignes Bundeshaupt, (im Gotteshausbund

wird er Bundespräsident, im Oberbund Landrichter, im Zehngerichtenbund Bundeslandammann geheißen). Vormals stand jeder einzelne dieser Bünde nicht nur für sich in Verträgen mit auswärtigen Staaten, oder schweizerischen Kantonen, sondern konnte für sich selber Kriege anheben und Frieden schließen.

Erst im Jahr 1471 verbanden sich, auf einem Tag zu Vazerol, diese drei größern Bundesstaaten Rhätiens zu dem allgemeinen Staatsverein „gemeiner Bünde“, doch mit Vorbehalt der eigenthümlichen Verfassungen, Ordnungen und Rechtsamen in allen Hochgerichten und Gemeinden. Ihr gemeinsamer Verband beruhte ohngefähr anf denselben Grundsätzen, wie derjenige, der schweizerischen Eidsgenossenschaft gegen das Ausland, als Eins, zu stehen; innere Zerwürfnisse aber unter den Bünden friedlich zu schlichten. Aus den drei Bundeshäuptern ward die Gesammtregierung, aus den Boten der Hochgerichte und Gemeinden, die Bundesversammlung des Gesammtstaates zusammengesetzt. Die Regierung saß aber nicht immer beisammen; zuweilen hielt sie, mit Zuzug einiger Deputirten aus jedem Bund, Congresse. Die Bundesversammlungen wurden jährlich abwechselnd in einem der drei Bünde gehalten; in dringenden Fällen noch sogenannte Beitage; unter außerordentlichen Umständen auch sogenannte Standesversammlungen. Doch weder Bundestage, noch Bundes- und Standesversammlungen konnten vollmächtig aus sich über Staatsangelegenheiten entscheiden, oder Gesetze geben: das Ergebniß ihrer Berathungen mußte jedesmal dem Landesfürsten, das ist den Gemeinden und Hochgerichten zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt werden. Die Mehrheit der Stimmen, (das Mehren) entschied dann.

Dies vielverstrickte Flechtwerk einer Menge von kleinen, unter sich sehr verschiedenartigen Republiken, mußte, wie man sich leicht vorstellen kann, den Gang der öffentlichen Geschäfte nicht nur schwerfällig und schleppend, sondern auch hin und her schwankend machen. In blinder Vorliebe für persönliche und Ortsfreiheit, ward diese durch sich selbst auf den engen Raum einer Gemeinde beschränkt. Die Kraft des Gesammtstaates lag versplittert, und jedes dem Ganzen ersprießliche Unternehmen mußte am Interesse einzelner Personen und Gemeinden scheitern. Der Bündner war in Bünden selbst ein Fremder, sobald er in einer andern, als seiner heimathlichen Gemeinde, erschien. Die Regierung hatte weder Kräfte noch Mittel, wirksam zu seyn. Über die weisesten Anträge der Bundesversammlungen entschied Eigennutz und Un-

wissenheit der Landsgemeinden, oder vielmehr das Interesse einflußreicher Volksführer.

Nichts befand sich daher immer in diesem politischen Wirrwarr behaglicher, als die Intrigue. Sie fand überall krumme Wege zu ihrem Ziel, und wenn ihr Spiel verunglückte, Schlupfwinkel zum gefahrlosen Rückzug. An Partheien und Factionen der ehrgeizigen oder habsüchtigen Volksmänner fehlte es auch nie; besonders in jenen Zeiten, da Italien der Schauplatz ewiger Händel und Kriege zwischen Oesterreich, Spanien, Frankreich, Venedig und dem Pabst, — Graubünden aber, wegen seiner Gebirgspässe, bestechlichen Beamten und tapfern Söldnerschaaren, ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit für die nebenbuhlerischen Mächte war. Dies Unwesen, Jahrhunderte lang getrieben, vernichtete zulezt nothwendig die politische Sittlichkeit der Gebirgsbewohner. Das Volk in den Gemeinden verkaufte die öffentlichen Aemter dem, der das meiste dafür bot; und der Käufer entschädigte sich in seinem Amt wieder in den Unterthanen = Provinzen durch Erpressungen und Schlechtigkeiten aller Art, oder indem er sich dem Meistbietenden der auswärtigen Höfe, als Werkzeug, verkaufte.

Die Geschichte Graubündens ist, vom Anfang des sechszehnten bis Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts, eine fast ununterbrochene Kette von Partheikämpfen, Verschwörungen, Volksaufständen und bürgerlichen Unruhen. Es spielen darin eben so glänzende Tugenden, als furchtbare Verbrechen ihre Rolle. Eben darum scheuten sich viele Kantone der Schweiz, mit diesem Hochlande in engere Verbindung zu treten. Noch im Jahr 1701 baten die Bündner um festern Verein mit der Schweiz; aber diese lehnten es ab, und begnügten sich, sie als „zugewandten Ort" zu behalten.

Charakterisch ist das Doppelgemälde, welches in der Vorhalle der St. Annenkapelle unter dem Ahorn von Trons, vom ersten Bundesschwur daselbst, und von der prunkvollen Erneuerung desselben im Jahr 1778, angebracht ist. Andre Zeiten, andre Sitten. Neben der Mannhaftigkeit und Einfalt der Altvordern die geckenhafte Ziererei und Verfranzöselung der Spätlinge.

Im ältern Bilde erblickt man mit zum Himmel erhobner Rechte, unter dem Ahorn, schwörend den Abt von Disentis im Ordenskleide; — den Grafen von Sax, mit weißem Barte, der zum Gürtel reicht, und rundgeschnittnem grauen Hauptbaar; er stämmt sich, in edler, kräftiger Haltung, auf seinen Knotenstab; an der Hüfte links hängt sein treues Schlachtschwerdt, rechts

eng. by Winkles

CONVENT OF DISSENTIS. DAS KLOSTER DISSENTIS. LE CONVENT DE DISSENTIS.

sein Ränzel mit Lebensmitteln. Auf der andern Seite des Abts steht der Herr von Rhäzüns, schlicht und einfach wie der Graf. Bewaffnete Männer zeigen sich hinter diesen dreien. Damals trugen noch die Abgeordneten zum Bundestage, ihren Mundvorrath in Ränzeln mit sich. Noch rinnt, ohnweit der Kapelle, in der Wiese von Tavanosa der Quell, an welchem sich die Bundesboten im Grase zu lagern pflegten, um ihr Mahl zu halten; und noch zeigt man, inmitten des grünen Rasens, den Fels daneben, in dessen Spalte lange Nägel geschlagen sind, an welchen sie ihre Vorrathssäcke aufzuhängen pflegten.

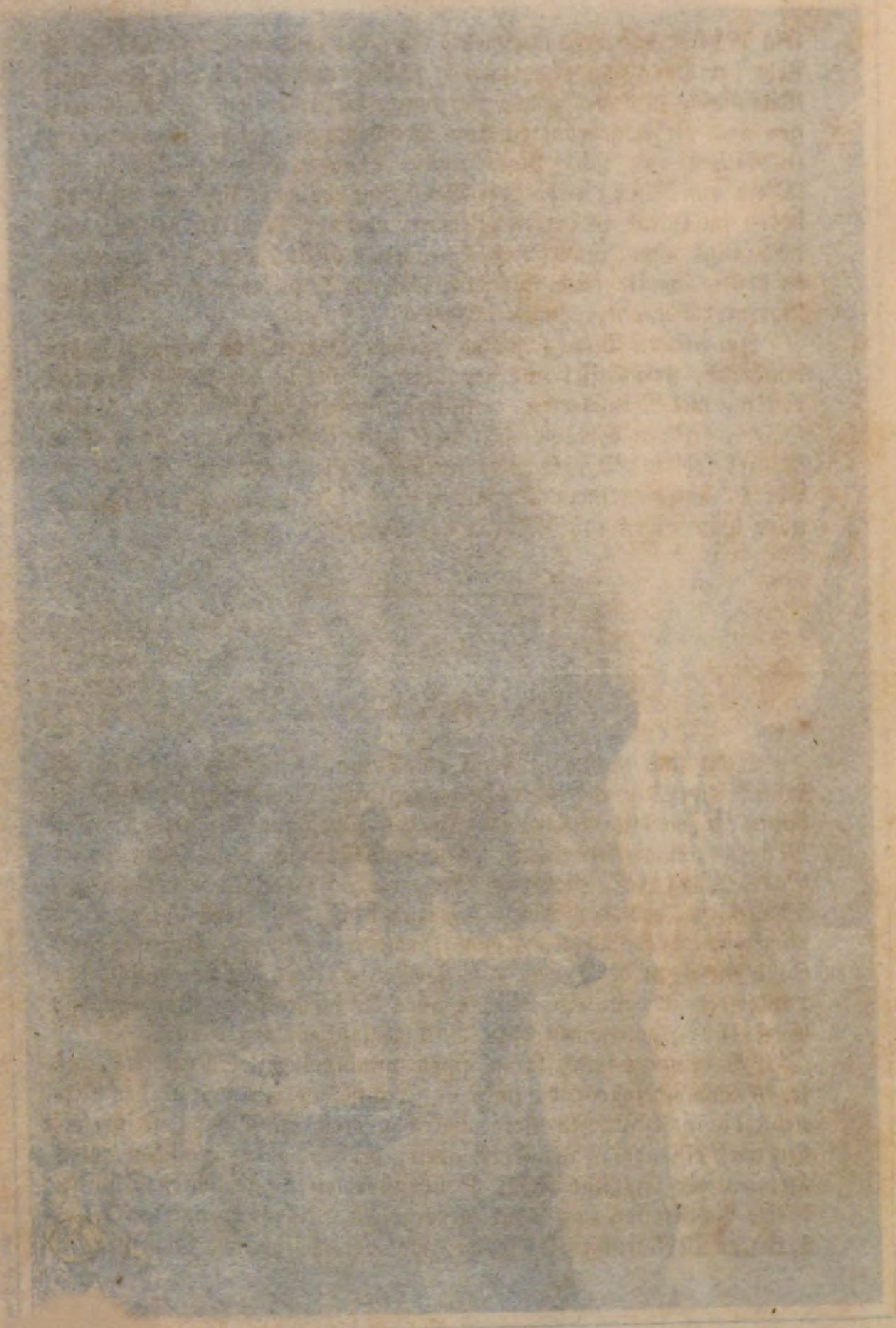
Im neuern Bilde schweben zierliche Herren des vorigen Jahrhunderts, steif frisirt und gepudert; — alle in den besten Bratenröcken, mit Manschetten, gestickten Westen, Uhrberlocken, kurzen Hosen, seidnen Strümpfen, ein Spazierstöckchen in der Hand. Die Ränzel fehlen. Die Herren speiseten zu Truns im Hause des Abtes, und in einem Saal, geschmückt von dem Wappenschilde aller Gemeinden und Herren Landrichter.

5.

Das Kloster Disentis.

Hoch und großartig steigt am Abhang seines Hügels das alternde Kloster der rhätischen Hochalpen auf. Demüthig lagern sich zu seinen Füßen die niedern Hütten des Dörfleins Disentis, oder Muster, wie es romanisch (von Monasterium) heißt. Ein kleiner Bach, Ragreiel, fließt am Dorfe vorüber, der Tiefe des schönen Thales zu, wo der Rhein sich zwischen jähen Ufern ein Bett ausgewühlt hat. In den stillen Gefilden sieht man einzelne Heuställe mit ihren Arkaden oder Trocken-Leitern. Die Ansicht der Landschaft ist vom Standpunkt eines Kirchleins beim alten Schlosse Castelberg genommen, den Blick thalaufwärts gerichtet.

Ich erinnere mich kaum eines prachtvollern Schauspiels, als jenes Sommertages, da links und rechts vor mir bis zu den Firnen, die majestätischen Bergcolossen in Reih und Glied, gleich zwei Heeren, einander gegenüberstanden; droben aber, zwischen ihren Zinnen von Eis und Fels, Sonnenstrahlen in neblichten Dünsten breite Lichtstreifen zum Thal niedergossen. Alles prangte in wunderbarer Verklärung. Es schien, als wären ätherische Glanzstrahlen



kein Ränzel mit Lebensmitteln. Auf der andern Seite des Abts steht der Herr von Rhäzüns, schlicht und einfach wie der Graf. Bewaffnete Männer zeigen sich hinter diesen dreien. Damals trugen noch die Abgeordneten zum Bundestage, ihren Mundvorrath in Ränzeln mit sich. Noch rinnt, ohnweit der Kapelle, in der Wiese von Tavanosa der Quell, an welchem sich die Bundesboten im Grase zu lagern pflegten, um ihr Mahl zu halten; und noch zeigt man, inmitten des grünen Rasens, den Fels daneben, in dessen Spalte lange Nägel geschlagen sind, an welchen sie ihre Vorrathssäcke aufzuhängen pflegten.

Im neuern Bilde schwören zierliche Herren des vorigen Jahrhunderts, steif frisirt und gepudert; — alle in den besten Bratenröcken, mit Manschetten, gestickten Westen, Uhrberlocken, kurzen Hosen, seidnen Strümpfen, ein Spazierstöckchen in der Hand. Die Ränzel fehlen. Die Herren speiseten zu Trons im Hause des Abtes, und in einem Saal, geschmückt von dem Wappenschilde aller Gemeinden und Herren Landrichter.

5.

Das Kloster Disentis.

Stolz und großartig steigt am Abhang seines Hügels das älteste Kloster der rhätischen Hochalpen auf. Demüthig lagern sich zu seinen Füßen die niedern Hütten des Dörfleins Disentis, oder Mustär, wie es romanisch (von Monasterium) heißt. Ein kleiner Bach, Magriel, fließt am Dorfe vorüber, der Tiefe des schönen Thales zu, wo der Rhein sich zwischen jähen Ufern ein Bett eingewühlt hat. In den stillen Gefilden sieht man einzelne Heuställe mit ihren Rescanen oder Trocken-Leitern. Die Ansicht der Landschaft ist vom Standpunkt eines Kirchleins beim alten Schlosse Castelberg genommen, den Blick thalaufwärts gerichtet.

Ich erinnere mich kaum eines prachtvollern Schauspiels, als jenes Sommertages, da links und rechts vor mir bis zu den Firnen, die majestätischen Bergcolossen in Reih und Glied, gleich zwei Heeren, einander gegenüberstanden; droben aber, zwischen ihren Helmen von Eis und Fels, Sonnenstrahlen in neblichten Dünsten breite Lichtstreifen zum Thal niedergossen. Alles prangte in wunderbarer Verklärung. Es schien, als wären ätherische Glanzstraßen

durch die Lüfte, von der Tiefe der Erdenwelt zum Himmel gezogen, und an die hohen Gebirge gelehnt. Wie winzig stellte sich in dieser Glorie der Natur, unter diesen Umgebungen, die alle das Gepräge der Unermeßlichkeit trugen, jener Mönchspallast hin! Nürnberger Tand; Schnitzwerk menschlicher Eitelkeit! Inmitten so erhabner Gebilde müssen selbst Aegyptens Pyramiden kleinlich verschwinden. Pharaonen-Werk ist nur in einer Wüste des Sandmeers groß. Weit harmonischer mit den riesigen Gestaltungen der Berge, mit diesen Streiflichtern und Abgründen, dünkten mich die armen, ländlichen Hütten im Thal und am Gebirg da zu liegen, wie Bilder menschlicher Demuth im Schooße göttlicher Größe und Macht.

An der Stelle der Benediktiner-Abtei Disentis befand sich vor Jahrhunderten nur eine Bethütte frommer Einsiedler. Alte Urkunden bezeichneten sie, als eine Zelle bei einer Höhle (cella ubi spelunca est). Abergläubige Gottesfurcht der folgenden Zeitalter, oder vielmehr Politik der Mönche, welche die andächtige Unwissenheit des Volks wohl auszubeuten verstand, verwandelte die Bethütte zum Pallast, den Einsiedler zum fürstlichen Abt. Er spielte in den alten Fehden und Kriegen des Hochlandes eine Hauptrolle, wie nachmals in den blutigen Religionshändeln und bürgerlichen Unruhen der Bündner. Doch gewann das Kloster wenig dabei. Bei übler Haushaltung und unter allseitigen Feindseligkeiten, verarmte das Gotteshaus wieder. Es verkaufte die meisten seiner Rechtsame den Gemeinden. Mit den Reichthümern verlor der Abt Einfluß und Bedeutsamkeit.

Das jetzige Gebäude der Abtei ist erst im Laufe dieses Jahrhunderts neu aufgeführt worden, denn im Jahre 1799 war es durch blinde Rache des französischen Kriegsvolks den Flammen geopfert. Damals, wie bekannt, hatte sich Frankreich völkerrechtsmörderisch der ganzen Schweiz bemächtigt, welche, bei aller Tapferkeit ihres Volks, durch Unfähigkeit, Eifersucht und Zusammenhangslosigkeit ihrer kleinen, aristokratischen Regierungen, zerfallen in sich, und wehrlos, dalag.

Auch Graubünden war zu jener Zeit durch politische Partheien zerrissen. Eingeladen, sich mit der helvetischen Republik zu vereinigen, erklärte eine Parthei dazu Geneigtheit, doch nur bedingt und daß kein französisches Heer den Bündner Boden betreten solle; die Gegenparthei hinwieder verwarf den Antrag und wollte den Freistaat unter Oesterreichs Schutz stellen. Die Letztere gewann Oberhand; aber ohne Vorwissen und Willen des souveränen Volks, der Hochgerichte und Gemeinden, wurden österreichische Truppen, unter

Anführung des Generals Auffenberg, am 19 Oktober 1798, aus dem Vorarlberger Lande, durch den Engpaß des Luziensteiges, nach Bünden gezogen.

Als, vier Monate später, Frankreich und Oesterreich den Krieg von neuem eröffneten, und Auffenbergs Truppen von den französischen Feldherren aus Bünden vertrieben wurden, besetzten diese das Hochland, vom Fuß des Gotthard und Crispalt bis zu den Gränzen Deutschlands.

Das Volk der rauhen Bergthäler sah mit Entsetzen und stolzem Grimm die kriegerischen Fremdlinge in seinen Hütten. Unbekannt mit deren Sprache, Sitte, Kriegskunst und Macht, schien es ein Leichtes, dieselben wieder zu vertreiben. Man gedachte nur der Tapferkeit und Freiheitsliebe der Altvordern. Todesfurcht kannte Keiner. Mühsam hielt man die Wuth der Bergbewohner zurück, bis von Seiten der österreichischen Heerhaufen ein allgemeiner Angriff gegen die Franzosen erfolgen würde.

St. Julien, Oberst des österreichischen Regiments Neugebauer, ließ endlich seine Vertrauten in Bünden benachrichtigen, der Angriff werde am 1 May 1799 gethan werden. Er selber leitete wirklich denselben am genannten Tage, von Balzers gegen den St. Luziensteig; wurde aber zurückgeschlagen. Zu spät vernahm man in den Winkeln des Gebirgs sein Unglück. Dort war schon zum Aufbruch, vom Lukmainer, Sixmadaun und Crispalt her, der Landsturm mit Ungeduld gerüstet.

In Ciamut, dem letzten und höchsten Dörflein des Tawetscherthals gegen Uri, trat zuerst die Mannschaft hervor, buntbewaffnet; Kreuz und Fahne voran. Wie ein Waldstrom riß sie, von Dorf zu Dorf, Alles mit sich, was eine Waffe führen konnte. So gelangte sie nach Sedrun, dem Hauptort des wilden Hochthals, welches mit seinen Viehweiden, Flachsfeldern und kleinen Haber- und Gemüse-Aeckern noch fünftehalb tausend Fuß über dem Mittelmeer erhaben liegt.

Hier befand sich, als äußerster Posten auf dem Gebirg, ein französischer Offizier mit einer kleinen Abtheilung seiner Compagnie. Die letztere lag, zwei Stunden davon entfernt, in Disentis. Er saß sorglos mit den Seinen am Mittagsmahl, als plötzlich das Haus umringt und er von der bewaffneten Menge aufgefordert ward, sich gefangen zu geben. Widerstand ward unmöglich und nicht versucht. Die übermannten Krieger gaben ihre Waffen ab und wurden gegen Disentis mitgeführt, wohin der lärmende Zug ging. Ihres Lebens ward geschont, indem man noch glücklich genug die Mordlust einzelner

Männer von Rueras abwehrte, eines einsamen Dörfleins in der hohen Wilde des Gebirgs.

Als Nachmittags der Zug des Landsturms Disentis erreicht hatte, stand hier der französische Hauptmann schlagfertig. Die Unterhandl..ngen dauerten nicht lange. Einzelne Flintenschüsse und das furchtbare Gebrüll der Volkshaufen unterbrachen die Reden der Anführer. Von beiden Seiten wurden im Kampfe mehrere getödtet und verwundet. Unter dem Geheul der Sturmglocken sammelte sich von allen Bergen her des Volks immer mehr, bis die kleine französische Schaar, beim Anblick des unvermeidlichen Untergangs, allem Widerstand entsagte. Sie ward gefangen, entwaffnet und über Nacht im Rathhaus bewacht.

Andern Morgens sollten die wehrlosen Kriegsleute weiter geführt werden, in der Richtung des Landsturms gegen Chur. Kaum aber waren sie aus dem Rathhause hervorgetreten auf den freien Platz, erhob sich ein wildes Geschrei. Man wollte von keinem gegebenen Ehrenwort mehr und von keiner Schonung des Lebens hören. Die wilden, blutdürstigen Nachbarn des Lukmainer, baumstarke Männer, groß, knochigt, von der Sonne braungebrannt, schwangen ihre Gewehre und Keulen. Ihrem Beispiel folgten die Tawetscher. In dem Getümmel erschienen einige der ehrwürdigsten Geistlichen des Klosters, und erhoben ihre Stimmen, die Rasenden an die heiligen Pflichten der Menschlichkeit zu mahnen. Der greise Dekan der Abtei selbst, Basilius Voith, begleitet vom Pater Domenico und dem Pfarrer von Sedrun, Vigilius Wenzein, schrie vergebens um Gnade. Die Priester warfen sich gegen die eindringenden, schon zum Theil vom Branntewein berauschten Bauern auf die Knieen nieder und erhoben flehend ihre Hände für das Leben der Gefangnen. Einige der Landleute fühlten sich durch die bittende Stellung der Geistlichen vorübergehend bewegt, und hießen dem Zug der Soldaten und des Volks, sich vorwärts bewegen; andre schwangen ihre Schwerdtklingen und Kolben selbst gegen die knieenden Priester.

Kaum war die verworrene Menge der Tobenden, und in ihrer Mitte die französische Schaar, wenige Schritte außerhalb dem Dorfe gekommen, schienen einige der Soldaten, die seitwärts den Ihrigen gingen, Heil in der Flucht versuchen zu wollen, oder dieses Vorsatzes verdächtig zu seyn. Plötzlich stieg entsetzliches Geschrei, vermischt mit Flintenschüssen zum Himmel. Alles stürzte mordsüchtig auf die Gefangenen ein. Sie wurden insgesammt erschossen, erschlagen, durchbohrt, zerschmettert, verstümmelt. Nachdem die

blutigen Leichen ausgeplündert waren, setzten die berauschten Rotten ihren Weg gegen das Dorf Tavanosa fort, zur Pfarrei Danis gehörig, wo eine Brücke über den Rhein führt. Bei dieser Brücke sah man die Blutspuren und die Todten eines mörderischen Gefechtes, welches erst geliefert worden war. Hier hatte schon der Landsturm, welcher von den Bergen des Brigelser Thals und den Umgebungen des Glennerstroms dahergekommen war, eine Compagnie französischer Grenadiers überrascht und umzingelt. Aber mit gefälltem Bajonet hatte sich diese unerschrockne kleine Schaar Bahn durch die wilden Schwärme gebrochen, und Schritt um Schritt kämpfend, ihren Rückzug gegen Chur fortgesetzt.

Dahin folgten ihr die vereinten Landstürme des Oberlandes, angewachsen zu Tausenden in ihrem weitern Zuge, wie Lauinen des Gebirgs. Dort aber fanden sie ihre Zerstörung. Einige Compagnien französischen Fußvolks und Reiterei reichten hin, die zügel- und regellosen Banden in der Nähe von den Gärten der Hauptstadt und den Wiesen von Ems zu zersprengen. Es war kein Kampf; nur ein allgemeines Niedermetzeln der umherflüchtenden Bauern. Niemand hat die Menge der Todten und Verwundeten zählen mögen. Wochenlang nachher fand man noch in Bergen und Wäldern der Nachbarschaft die Leichname derer, die aus dem Blutbade dahin entronnen und verlassen gestorben waren.

Aber dies schien dem französischen Heer ein noch zu geringes Sühnopfer für die Schatten jener Unglücklichen, welche bei Disentis grausam ermordet worden waren. Schlachthaufen, von Rache brennend, zogen hinauf in das Gebirg des Oberlandes. Disentis wurde besetzt; das Dorf, die Abtei geplündert; Geld, Geldeswerth, Vieh geraubt; dann das Kloster angezündet und in Asche gelegt. Ein Theil des Dorfes loderte mit auf.

Als man dem französischen General Suchet, der zu Chur, im sogenannten alten Gebäu, Hauptquartier hielt, eines Tages diese Härte vorwarf, zeigte er, statt der Antwort, eine Menge durchstochner und blutiger Uniformen der Franzosen vor, die man beim Verfolgen der gesprengten Landstürme, in einer katholischen Kirche des Oberlandes gefunden hatte, und welche da, wie Meßgewänder, zur Schau aufgehangen gewesen waren.

6.

Die Stadt Chur.

Zu den Füßen eines waldigen Gebirgs, vor einer Thalschlucht, aus welcher der Bergstrom der Plessur hervorrauscht, lagert sich die uralte Hauptstadt des rhätischen Bundesstaats. Wenn sie auch ihren Namen (Curia Rhaetorum) erst im vierten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung empfangen haben mag, war sie gewiß doch schon Jahrhunderte früher eine römische Feste zur Bewachung des Landes. Noch ragen auf den Hügeln die hohen Trümmer zweier Wartthürme, von Epheu-Ranken umsponnen, Marsöl und Spinöl (Mars in oculis, Spina in oculis) genannt. Im fünften Jahrhundert war auch schon der Sitz eines Bisthums da.

Die Ansicht der Stadt und ihrer großartigen Umgebung ist von einem Fußwege genommen, welcher auf der Höhe, hinter dem Kloster St. Luzi, ins Thal von Schanfik führt. Rechts das Kloster im Vorgrund mit seiner Kirche, umgeben von jener wunderbaren romantischwilden Pracht und Größe, welche der eigenthümliche Charakter bündnischer Landschaften ist. Im Hintergrunde breitet sich, auf der andern Thalseite, der Gebirgsstock des hohen Galanda aus, den der junge Rhein bespült. Aus der Ferne strahlt das Silberlicht der Gletscher.

Die Stadt selbst, nur von 4—5000 Seelen bewohnt, trägt zwar noch in ihren Gemeindseinrichtungen, wie in der Bauart ihrer Häuser und engen, winkelreichen Gassen, ein ziemlich unverwischliches Gepräge mittelalterischer Reichsstädterei. Doch viel schon des Veralteten und Geschmacklosen, was die Großväter in ehrbarer Gewohnheit von Großvätern erbten und treu bewahrten, ist in den letzten dreißig Jahren abgestreift worden. Verschönerungen, Bequemlichkeiten und gemeinnützige Einrichtungen verdrängen immerhin die alte Unbeholfenheit und Selbstverwahrlosung; und das Alles erst, seit Einverleibung Bündens in den Staatskörper der schweizerischen Eidsgenossenschaft. Nicht aber nur die kleine Hauptstadt des rhätischen Föderativ-Staats, sondern dieser selbst fühlt sich seitdem mehr oder minder von einem andern Geist durchdrungen.— So wahr ist es, daß das Leben in gesellschaftlichen Verbindungen mit Andern, oder auch nur in besserer Gesellschaft, nicht nur auf Charakterbildung einzelner Menschen, sondern auf Civilisation ganzer Völkerschaften den entschiedensten Einfluß übet.

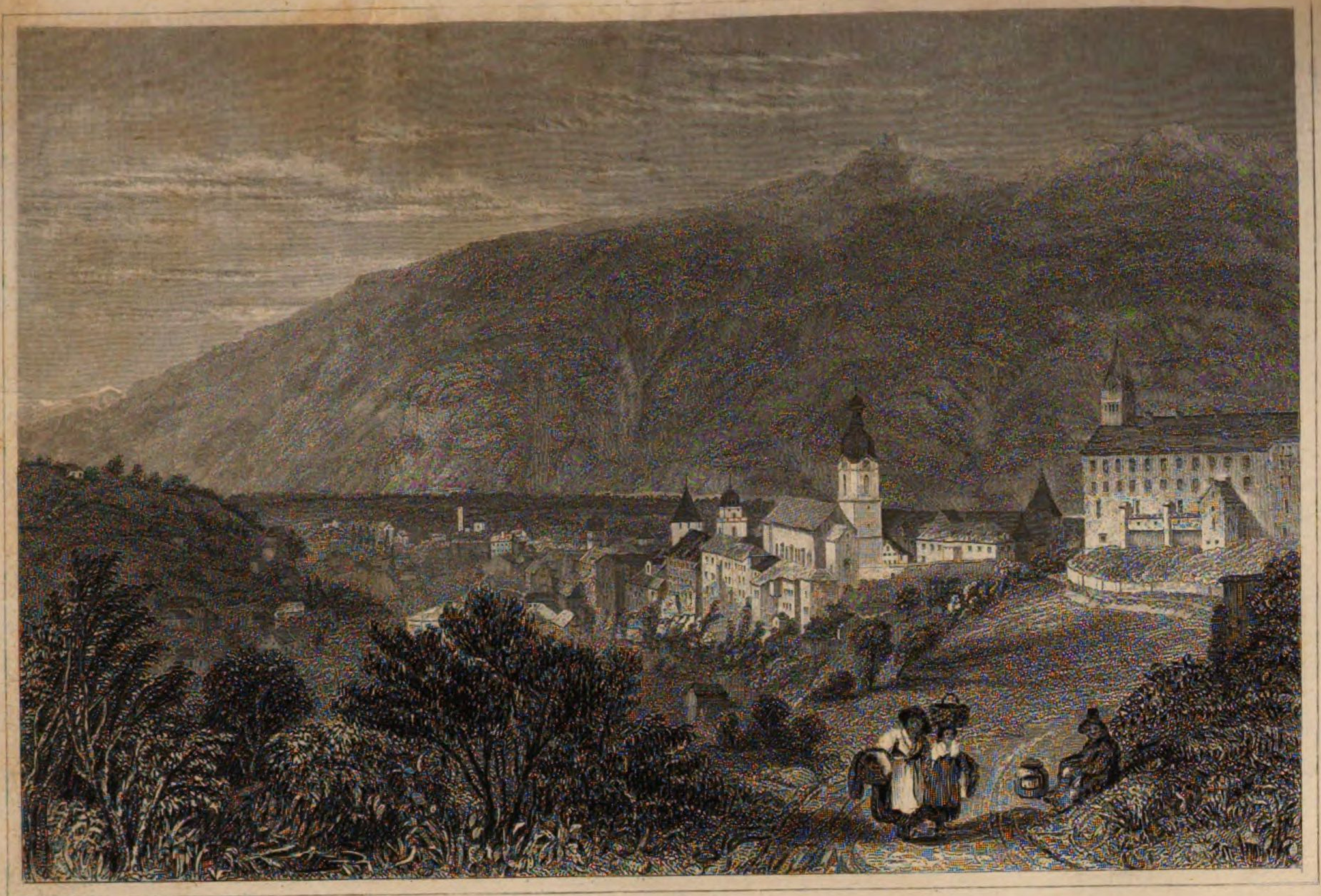
6.

Die Stadt Chur.

Zu den Füßen eines waldigen Gebirgs, vor einer Thalschlucht, aus welcher der Bergstrom der Plessur hervorrauscht, lagert sich die uralte Hauptstadt des rhätischen Bundesstaats. Wenn sie auch ihren Namen (Curia Rhaetorum) erst im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung empfangen haben mag, war sie gewiß doch schon Jahrhunderte früher eine römische Veste zur Beherrschung des Landes. Noch ragen auf den Hügeln die hohen Trümmer zweier Wartthürme, von Epheu-Ranken umsponnen, Marsöl und Spinöl (Mars in oculis, Spina in oculis) genannt. Im fünften Jahrhundert war auch schon der Sitz eines Bisthums hier.

Die Ansicht der Stadt und ihrer großartigen Umgebung ist von einem Fußwege genommen, welcher auf der Höhe, hinter dem Kloster St. Luzi, ins Thal von Schanfik führt. Man sieht das Kloster im Vorgrund mit seiner Kirche, umgeben von jener wunderbaren romantischwilden Pracht und Größe, welche der eigenthümliche Charakter bündnischer Landschaften ist. Im Hintergrunde breitet sich, auf der andern Thalseite, der Gebirgsstock des hohen Galanda aus, den der junge Rhein bespült. Aus der Ferne strahlt das Silberlicht der Gletscher.

Die Stadt selbst, nur von 4—5000 Seelen bewohnt, trägt zwar noch in ihren Gemeindseinrichtungen, wie in der Bauart der Häuser und engen, winkelreichen Gassen, ein ziemlich unverkennbares Gepräge mittelalterischer Reichsstädterei. Doch viel schon vom Veralteten und Geschmacklosen, was die Großväter in ehrwürdiger Gewohnheit von Großeltern erbten und treu bewahrten, ist in den letzten dreißig Jahren abgeschafft worden. Verschönerungen, Bequemlichkeiten und gemeinnützige Anstalten verdrängen mehr und mehr die alte Unbeholfenheit und Selbstvernachlässigung; und dies besonders erst, seit Einverleibung Bündens in den Staatenbund der schweizerischen Eidgenossenschaft. Nicht aber nur die kleine Hauptstadt des rhätischen Föderativ-Staats, sondern dieser selbst fühlt sich seitdem mehr oder minder von einem andern Geist durchdrungen. — So wahr ist es, daß das Leben in gesellschaftlichen Verbindungen mit Andern, oder auch nur in besserer Gesellschaft, nicht nur auf Charakterbildung einzelner Menschen, sondern auf die ganzer Völkerschaften den entschiedensten Einfluß übe.



CHUR
COIRE

So lange Bünden nur in geringer Gemeinschaft mit den Eidsgenossen stand, und sich mehr im politischen Verkehr mit den auswärtigen großen Mächten von Oesterreich, Spanien und Frankreich, oder Venedig, Rom und Sardinien bewegte, war es in geldbürstige Partheiungen zerspalten, durch die es in bürgerliche und auswärtige Unruhen verwickelt, und abwechselnd, von dieser oder jener Seite her, betrogen ward. Es glich einem gemietheten Knecht, der, im Dienst seiner Herrschaft, unter den schmutzigsten Verrichtungen, sich selbst vernachläßigte.

Jetzt wird für Schulen des Landes, Bibliotheken, große Handelsstraßen, wohlthätige Anstalten gesorgt. Der Kunst- und Gewerbsfleiß regt sich vielseitiger. Man legt Hand an, die verwüstende Gewalt der Bergströme zu bändigen, und Verbesserungen des Landbau's einzuführen.

Selbst das labyrinthische Staatsgebäu hat schon einige Einfachheit gewonnen. Zwar die uralte Conföderation der sechs und zwanzig freien Gemeinwesen des Gebirgs, mit ihren Hoheitsrechten und Stimmen besteht noch. Jedes der Hochgerichte hat noch eigne Obrigkeiten, eigne Staatsverfassung, die es selber abändern kann; eigne Repräsentanten im Bunde; eigne souveräne Landsgemeinden, welche über körperliche Gesetze, Staatsverträge und Bündnisse entscheiden, wie sie ihnen von den obersten Kantons-Behörden vorgelegt werden. Aber ein großer Rath, aus Deputirten aller Hochgerichte, berathschlagt zuvor über die Gesetze, Verträge und Bündnisse, ehe sie zu den Gemeinden gelangen; leitet die Verwaltungs- und Polizei-Angelegenheiten des Landes; entscheidet den Streit der Gemeinden in ihren politischen Verhältnissen und wacht über die Finanzen des Staats. Ein kleiner Rath hinwieder, von einem Mitgliede aus jedem der drei Bünde, führt, als vollziehende Gewalt, die Regierung; verwaltet das öffentliche Vermögen; beaufsichtigt Rechtspflege, Kirchen-, Schul-, Polizei-, Handels-Angelegenheiten u. s. w. Ein Oberapellationsgericht für Staatsverbrecher, ein Kriminalgericht für Landstreicher und Gauner vereinfachen den vormals äußerst verworrenen Justizgang. Jene alten, händelsüchtigen, feilen, nebenbuhlerischen Factionen sind ausgestorben. Von Jahrzehend zu Jahrzehend erschließt sich edleres Leben des Staates und des Volks.

II.

Kanton Uri.

Eine Stadt von kaum mittler Größe beherbergt häufig zahlreichere Bevölkerung, als dieser souveräne Alpenstaat, welcher unter den Urkantonen der Schweiz, als deren erster glänzt. Er hat von einem Ende zum andern, in seinen 20 — 30 Dörfern, kaum 13,000 Einwohner. Und doch wird seines Gebietes Flächenraum auf mehr denn 20 Geviertmeilen geschätzt. Aber weit aus den größern Theil des Raums bedecken unwirthbare Felsen, Firnen und Gletscher, von 5 — 10,000 Fuß Höhe, und, nur im Sommer, den Heerden zugängliche, Alpen. Der Mensch aber wohnt in der Tiefe schmaler Schluchten und Thalgelände, wo die Gebirge ihre Füße verschränken und den Bergströmen Durchgang gestatten.

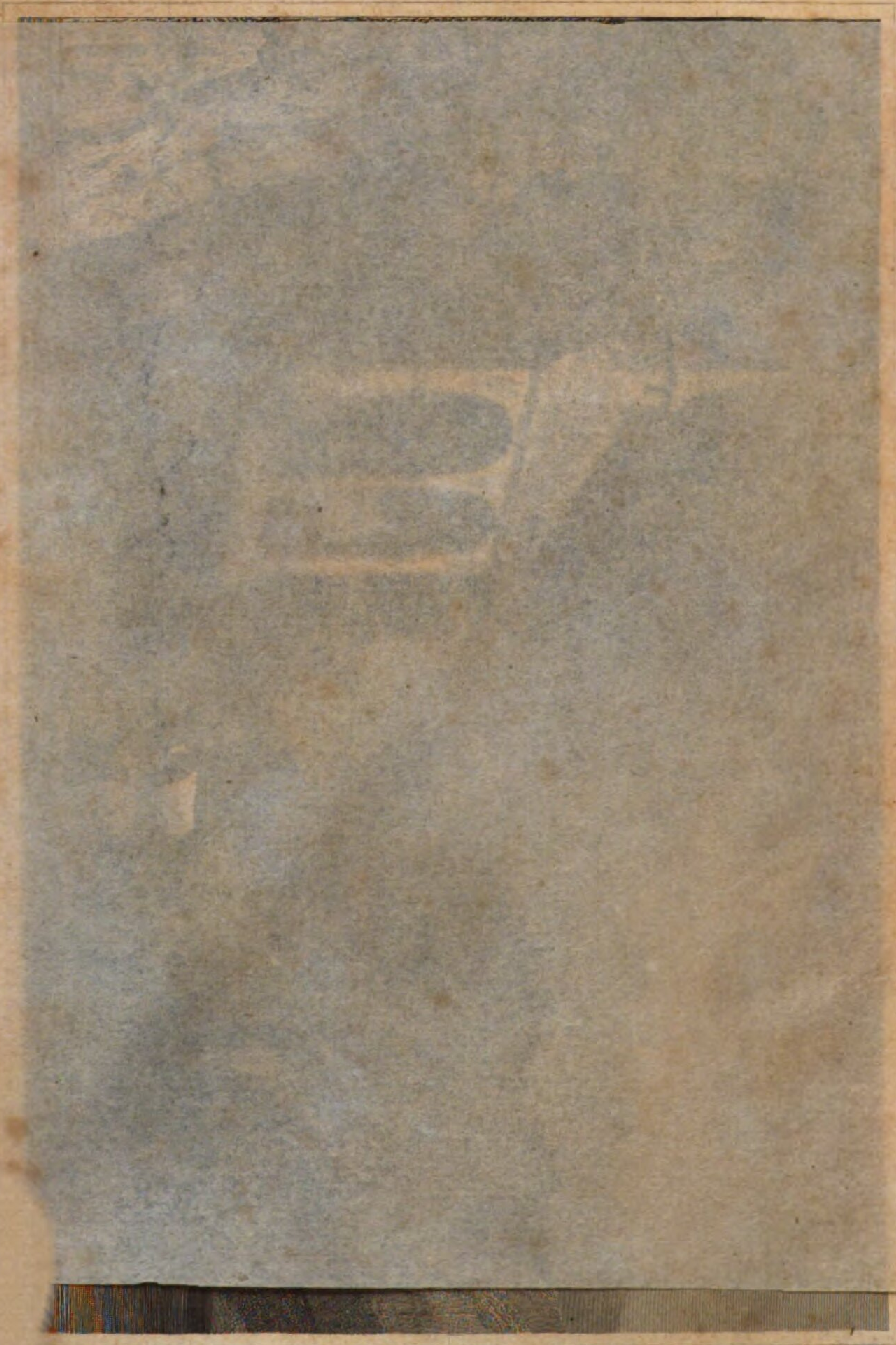
Von den Quellen der Reuß, auf dem höchsten Uebergangspunkte des St. Gotthardsberges, zieht sich längs diesem Strome, ein enges Thal zehn Stunden lang abwärts bis zum See der vier Waldstätte, den es noch, ein Paar Stunden weiter hin, gabelförmig mit seinen Uferrändern, wie eine große Bucht, umfaßt, oder vielmehr mit Felswänden und waldigen, wilden Berghalden ummauert. Vom Hochgebirg der Morgenseite münden sich zwei Bergwasser gegen die Reuß aus: der Schächenbach und Kerstelen- oder Maderanerbach, die aus dem verschneiten Hintergrunde noch engerer Nebenthäler gleiches Namens hervortoben. Gegen den See hin erweitert sich aber das Hauptthal, mit flachen versumpften Ufern auf die Breite einer halben Stunde; von da zurück, den Reußstrom aufwärts, verengert es sich allmälig, bis, nach vier Wegstunden schon, die 8000 Schuh hohe Pyramide des Bristenstoks Alles, selbst jeden Ausweg zu verrammeln scheint. Dort schlängelt sich rechts jedoch durch Gebirgsschluchten die be-

Winkles sculp.

TELL'S PLATTEN, LAKE OF THE FOUR FOREST CANTONS.

TELL'S PLATTE AM VIERWALDSTAEDTER SEE.

LE ROCHER DE GUILLAUME TELL SUR LE LAC DES WALDSTETTER.



DAS GRÜTLI AM VIERWALDSTÄTTER SEE.

THE GRÜTLI ON THE LAKE OF THE FOUR CANTONS. *GRÜTLI AU LAC DE QUATRE CANTONS.*

[illegible], neugebaute Hochstraße zum Gotthard hinauf; links spalten sich die Berge zum Eingang ins Maderanerthal aus einander.

Es wäre wohl überflüssig die landschaftlichen Schönheiten die- ses kleinen Geländes zu schildern. Man kennt ja aus unzähligen Bildern: das Grütli am See, welches den edlen Schwur der Eidsgenossen für ihre bedrängte Freiheit hörte; die Tellen- platte am andern Ufer, wo der kühne Mann, von dem sie den Namen führt, Geßlers Nachen entsprang, [illegible] zu sei- nem Gedächtniß eine offne geräumige Kapelle zwischen [illegible] Zweigen über den Spiegel des Wassers [illegible]; die Trümmer von Zwing-Uri in der Nähe vom Zusammenfluß der Reuß und des Kerstelenbachs, im Schatten des hohen [illegible] und der noch höhern Windgelle. Jeder Schritt [illegible] das romantische Thal, zwischen den Reihen der Berge mit ihren Silbergipfeln, schroffen Felswänden, waldigen Abhängen und grünen Auen, ver- wandelt die Schaubühne, bringt andere Gemälde. Den Ernst, welchen die Erhabenheit der nahen Alpen [illegible] könnte, mildert die idyllische Lieblichkeit der Umgebungen im Thalboden; ein im Gebüsch verlornes Dorf dort und hier; ein vom [illegible] nes Kreuz neben einsamer Kapelle; eine [illegible] sengrund; eine baufällige Hütte, die sich an [illegible] block lehnt; ein Wald von Fruchtbäumen, [illegible] giebt; Geräusch der Quellen und Waldbäche, [illegible] melodischen Schellenklang weidender Heerden [illegible] rosse vom Gotthard her oder hin zu [illegible] ferner Kirchen.

Ohne Zweifel könnte das [illegible] angebaut seyn, wenn nicht die Viehzucht [illegible] Bodens zu Wiesen in Anspruch nähme, [illegible] und herkömmliche Unwissenheit viel Gutes [illegible]. Sobald der Frühling die Felder grün kleidet, werden die Heerden ihren Ställen entlassen, hier, wie in den übrigen Hirtenkantonen. Von hundert Einwohnern ist jedoch im Allgemeinen [illegible] immer nur Einer Eigenthümer von Rindvieh. Schaafe, und besonders Ziegen, sind in größerer Menge, weil sie auch von ärmern Haushaltungen genährt werden können. Bis der Boden des Thals abgeweidet ist, sprossen an den untern Berghalden schon Gras und Kräuter hervor. Die Heerden werden dann hinaufgeführt, und von Staffel zu Staffel des Gebirgs höher, je weiter allmälig der Winter zurück- weicht, bis in die höchsten Alpen. Sind diese, während der wärm- sten Sommerzeit endlich vollkommen benutzt, kehrt eben so, beim

queme, neugebaute Hochstraße zum Gotthard hinauf; links spalten sich die Berge zum Eingang ins Maderanerthal aus einander.

Es wäre wohl überflüssig die landschaftlichen Schönheiten dieses kleinen Geländes zu schildern. Man kennt sie aus unzähligen Abbildern: das Grüttli am See, welches den ersten Schwur der Eidsgenossen für ihre bedrängte Freiheit hörte; die Tellenplatte am andern Ufer, wo der kühne Mann, von dem sie den Namen führt, Geßlers Nachen entsprang, und nun zu seinem Gedächtniß eine offne geräumige Kapelle zwischen wehenden Zweigen über den Spiegel des Wassers leuchtet; die Trümmer von Twing-Uri in der Nähe vom Zusammenfluß der Reuß und des Kerstelenbachs, im Schatten des hohen Bristenstoks und der noch höhern Windgelle. Jeder Schritt durch das romantische Thal, zwischen den Reihen der Berge, mit ihren Silbergipfeln, schroffen Felswänden, waldigen Abhängen und grünen Auen, verwandelt die Schaubühne, bringt andre Gemälde. Den Ernst, welchen die Erhabenheit der nahen Alpen einflößen könnte, mildert die idyllische Lieblichkeit der Umgebungen im Thalboden; ein im Gebüsch verlornes Dorf dort und hier; ein von Epheu umsponnenes Kreuz neben einsamer Kapelle; eine Heerde im umhägten Wiesengrund; eine baufällige Hütte, die sich an den bemoosten Felsblock lehnt; ein Wald von Fruchtbäumen, durch welchen der Weg zieht; Geräusch der Quellen und Waldbäche, vermengt mit dem melodischen Schellenklang weidender Heerden und beladner Saumrosse vom Gotthard her oder hin zu ihm; und Glockenklang entfernter Kirchen.

Ohne Zweifel könnte das Hauptthal sorgfältiger und reicher angebaut seyn, wenn nicht die Viehzucht den größten Theil des Bodens zu Wiesen in Anspruch nähme, und wenn nicht Herkommen und herkömmliche Unwissenheit viel Gutes verhinderten. Sobald der Frühling die Felder grün kleidet, werden die Heerden ihren Ställen entlassen, hier, wie in den übrigen Hirtenkantonen. Von hundert Einwohnern ist jedoch im Allgemeinen kaum immer nur Einer Eigenthümer von Rindvieh. Schaafe, und besonders Ziegen, sind in größerer Menge, weil sie auch von ärmern Haushaltungen genährt werden können. Bis der Boden des Thals abgeweidet ist, sprossen an den untern Berghalden schon Gras und Kräuter hervor. Die Heerden werden dann hinaufgeführt, und von Staffel zu Staffel des Gebirgs höher, je weiter allmälig der Winter zurückweicht, bis in die höchsten Alpen. Sind diese, während der wärmsten Sommerzeit endlich vollkommen benutzt, kehrt eben so, beim

anrückendem Herbst, das Vieh, in die untern Alpen, weidend zurück; nach und nach bis zum Thalboden, um da wieder die Wiesen abzuätzen, welche indessen schon die Scheuren mit Heu gefüllt haben.

Wie gesagt, bei gehörigem Anbau des Bodens, würde das Ländchen um Vieles reicher seyn. Himmel und Erdreich sind günstig. Aber weite Strecken der Felder liegen noch wüst da: als „Allmenden“ dienen sie zu schlechter, magerer Weide des Viehes, welches jeder Bürger, der desgleichen besitzt, dahin treibt. Der Reichere hat natürlich den größern Nutzen; der Aermere, wie überall in dieser besten Welt, kömmt dabei zu kurz, wird noch ärmer, und natürlicher Weise dann die Plage der Wohlhabendern. Diese müssen ihn, und seinen Müßiggang dazu, am Ende mit Steuern und Almosen nähren, und sie büßen Größeres ein, als sie durch übelrechnende Habsucht gewonnen hatten. Es ist nachgewiesen, daß ein sehr beträchtlicher Theil des Völkchens fast ganz eigenthumslos ist, und daß, ungeachtet es nicht am anbaufähigen Boden mangelt, jährlich über 60,000 Gulden allein nur für Produkte des Landbau's aus dem Kanton geben, die in ihm selber sehr gut erzeugt werden könnten. Erst im Jahr 1834 hat man angefangen, zur Abwehr größerer Verarmung, einige Verbesserungen einzuführen.

Das Reuß-Thal von Uri und die untern Nebenthäler übertreffen sogar an Fruchtbarkeit die benachbarten Gelände von Schwyz und Unterwalden. Denn die sommerliche Wärme, hier von den ungeheuern Felsenbergen links und rechts gegen die Thalebenen zurückgestrahlt, wird brennender; und in den Hochthälern zerrinnt der Schnee früher unter dem Hauch des Frühlings.

Freilich, dieser Frühlingshauch, welcher in Uri das Pflanzenleben schneller erregt und zur Reife führt, kann nicht selten auch Gefahren bringen. Er ist ohne Zweifel der Sohn der afrikanischen Sandwüsten, welcher, über das Mittelmeer gekommen, in Italien den Namen Sirocco empfängt, und in der Schweiz Fön (Favonius) geheißen wird. Vermöge seiner Wärme fährt er in den obern Schichten des Luftkreises daher, und in schrägen Richtungen, von Süden nach Norden, in die Thäler der Schweiz nieder. Hier zwischen tausend Klaftern hohen Gebirgswänden, wie in labyrinthischen Gassen einer Stadt, gefangen und eingeklemmt, verdoppelt sich seine Gewalt, wie seine Strömung reißender wird. Währent der Fön Tage, zuweilen Wochen lang, den Schnee von den untern Alpen abfegt und Lauinen neben Lauinen von Gipfeln und Halden der Firnen und Gletscher rollt, kann er in den tiefern

engraved by H. Winkles.

CHAPEL OF Wm TELL NEAR BUERGLEN.

W^M TELL'S KAPELLE
BEI BÜRGLEN

LA CHAPELLE DE G. TELL À BURGLEN.

[illegible] Hütten niederstürzen, ihre [illegible] steten Schindeldächer entführen, starke Bäume entwurzeln, und den weiten See der Waldstätte mit schäumenden Wellen bedecken. Zur Zeit seines größten Ungestüms, wird in Uri die Sorgfalt gegen Feuersgefahr verdoppelt; man bewacht die Flamme des Heerdes, oder löscht sie, und rüstet das Geräth zur Tilgung allfälliger Feuersbrünste, für welche die hölzernen Wohnungen und Ställe der Dörfer nur zu viel Empfänglichkeit zeigen. Nervenschwache oder reizbare Personen empfinden beim Gehen des Fön's unbehagliche Schwere in den Gliedern, bald Kopfweh, bald eine gewisse Betäubung. Ich erkannte ihn jedesmal, nicht nur an seiner höhern Wärme, sondern an einem durch die Luft verbreiteten, feinen, nicht unangenehmen, brandigen Geruch. Man sieht ihn in schräger Bahn längs den Bergen niedergehen, wo droben das bewegte Laub der Wälder mit geänderter Farbe seinen Strich verräth, inzwischen drunten noch Stille oder ein entgegengesetzter Luftstrom herrscht. Der plötzliche Uebergang aus diesem letztern, besonders wenn er kühl ist, in den heißen Fön, erschreckt fast. Man hat eine Empfindung, als athme man Wärmestrahlen eines nahen, unsichtbaren [illegible].

1.

Tells Kapelle in Bürglen.

In diesem freundlichen Bergdorfe, auf einer sanften Anschwellung des Bodens, an der Ausmündung des Schächenthals gelegen, ward am Ende des dreizehnten Jahrhunderts Wilhelm Tell geboren. Seinen Namen nennen die gebildetern Bewohner aller Welttheile. Mit ihm verknüpft sich der Gedanke der Freiheit. Man besucht gern die Stätten, wo einst die Unsterblichen wandelten; und glaubt ihnen näher zu seyn, wo uns umgibt, was sie umgab.

Tell's Wohnung steht nicht mehr; aber auf der Stelle derselben erhebt sich malerisch ein kleines Bethaus, mit Gemälden von Tells Thaten geschmückt. Dahinter und ohnweit der zierlichen Dorfkirche, ragen die zerfallenen Mauern einer Burg hervor, die weiland von den Meyern von Bürglen bewohnt wurde. Diese sind vergessen; Tells Name lebt. Griechen und Römer errichteten dem Andenken ihrer großen Männer Bildsäulen; die Schweizer

Thalungen Hütten niederstürzen, ihre umsonst mit Felsstücken belasteten Schindeldächer entführen, starke Bäume entwurzeln, und den weiten See der Waldstätte mit schäumenden Wellen bedecken. Zur Zeit seines größten Ungestüms, wird in Uri die Sorgfalt gegen Feuersgefahr verdoppelt; man bewacht die Flamme des Heerdes, oder löscht sie, und rüstet das Geräth zur Tilgung allfälliger Feuersbrünste, für welche die hölzernen Wohnungen und Ställe der Dörfer nur zu viel Empfänglichkeit zeigen. Nervenschwache oder reizbare Personen empfinden beim Gehen des Fön's unbehagliche Schwere in den Gliedern, bald Kopfweh, bald eine gewisse Betäubung. Ich erkannte ihn jedesmal, nicht nur an seiner höhern Wärme, sondern an einem durch die Luft verbreiteten, feinen, nicht unangenehmen, brandigen Geruch. Man sieht ihn in schräger Bahn längs den Bergen niedergehen, wo droben das bewegte Laub der Wälder mit geänderter Farbe seinen Strich verräth, inzwischen drunten noch Stille oder ein entgegengesetzter Luftstrom herrscht. Der plötzliche Uebergang aus diesem letztern, besonders wenn er kühl ist, in den heißen Fön, erschreckt fast. Man hat eine Empfindung, als athme man Wärmestrahlen eines nahen, unsichtbaren Gluthaufens.

1.

Tells Kapelle in Bürglen.

In diesem freundlichen Bergdorfe, auf einer sanften Anschwellung des Bodens, an der Ausmündung des Schächenthals gelegen, ward am Ende des dreizehnten Jahrhunderts Wilhelm Tell geboren. Seinen Namen nennen die gebildetern Bewohner aller Welttheile. Mit ihm verknüpft sich der Gedanke der Freiheit. Man besucht gern die Stätten, wo einst die Unsterblichen wandelten; und glaubt ihnen näher zu seyn, wo uns umgibt, was sie umgab.

Tell's Wohnung steht nicht mehr; aber auf der Stelle derselben erhebt sich malerisch ein kleines Bethaus, mit Gemälden von Tells Thaten geschmückt. Dahinter und ohnweit der zierlichen Dorfkirche, ragen die zerfallenen Mauern einer Burg hervor, die weiland von den Meyern von Bürglen bewohnt wurde. Diese sind vergessen; Tells Name lebt. Griechen und Römer errichteten dem Andenken ihrer großen Männer Bildsäulen; die Schweizer

bauten, in christlicher Frömmigkeit, ihren Helden und Vaterlandsrettern Kapellen. Hieher stellen noch heute Urner und Schwyzer jährlich feierliche Betfahrt an.

Man weiß vom Leben und Tode des berühmten Hirten und Jägers wenig; aber von beiden das Schönste. Er legte zur Erlösung seines gedrückten Volkes die erste Hand an; und er starb, sieben und vierzig Jahr nach dieser That (im Jahr 1354), als er sich, ein hochbetagter Greis, um ein Kind aus den Fluthen des Schächenbachs zu retten, in die Wellen desselben stürzte. Weder Leben noch Tod konnt' er mit glänzenderm Tugendmuth bezeichnen.

Man verweilt gerne bei dieser Kapelle. In die großen Erinnerungen, welche sie weckt, mischt die landschaftliche Umgebung ihren mächtigen Zauber. Alles ist Ehrfurcht erregend, Lieblichkeit und Demuth. Das Thal krümmt sich von da sechs Stunden lang aufwärts, links von den Felsgipfeln der Roßstöcke und des Kinzig umschlossen, rechts von den Kulmen und Zinken der Klariden, des Tismar, Schneehorns, der Ruchi und hohen Windgelle. In der Tiefe brauset der Schächenstrom, welcher oftmals mit furchtbarer Gewalt anschwillt und Bergschutt und Felsblöcke hinwegwogt, wenn der Schnee des Hochgebirgs plötzlich schmilzt.

Die Künstler zeichnen den Wilhelm Tell gewöhnlich als einen kräftigen und schönen Mann; wahrscheinlich mit dem größten Recht. Denn dies Thal beherbergt von Uri den schönsten Menschenschlag; blühende, zuweilen herkulische Jünglingsgestalten; Jungfrauen von junonischem Wuchs und den reinsten Farben des Gesichts. Im Reußthal begegnet man hingegen mehr hagern, bleichen, unansehnlichen Gestalten; sei es, daß die auszehrende Kraft des Fön's oder die Armuth vieler Leute, oder die minder einfache, minder mäßige Lebensart derselben, längs der Gotthardsstraße mit deren Wirthshäusern, nachtheilig einwirkt.

Die That des Tellen für sein Vaterland wird oft sehr falsch verstanden. Er war kein Stifter der Freiheit seines Volks, sondern nur Retter und Wiederhersteller derselben. Jahrhunderte vor ihm genoß die Bevölkerung dieser Hochgebirgsgegenden, was sie nach ihm genoß, und damals nur von unverständigen, gewaltsherrischen Vögten bedroht war.

Die ersten Ansassen in diesen rauhen Thälern, noch von Niemanden gekannt und genannt, wohnten in den weiten Einöden zerstreut, Jagd und Viehzucht treibend. Denn andere Mittel bot ihnen die Natur des Landes zu ihrer Selbsterhaltung nicht dar.

Das Hirtenleben fordert weite Räume für die Heerden. Einsamkeit gestattete den Einsiedlern die größte, persönliche Ungebundenheit, tägliche Vertrautheit mit Gefahren der Umgebungen machte sie stark und unerschrocken, und die freieste Bewegung ihrer Kräfte nöthig. Lange Zeit bildeten die Familien in den Thälern von Uri, Schwyz und Unterwalden nur noch eine einzige Gemeinde, die sich von Zeit zu Zeit, wenn eine Angelegenheit Aller berathen werden mußte, versammelte. Ohne Zweifel waren die Leute wohl auch insgesammt Genossen eines und desselben Volksstammes, vielleicht, ja wahrscheinlich, Ueberbleibsel der geschlagenen Kymern und Deutschen (Cimbern und Teutonen). Erst mit dem Wachsthum der Bevölkerung näherte man sich einander mehr und wurden die gesellschaftlichen Verhältnisse mannigfaltiger, die persönlichen Willkühren beschränkter. Aber von der gewohnten Freiheit mochte keiner opfern. Wer konnte dem Gefühl und Bedürfniß seines eigenen Werthes und seines Rechts entsagen? Jeder blieb Herr für sich und wachte über sein Recht. Die Höfe waren endlich Dörfer geworden; doch behielten auch diese, wie einst die Höfe, den gemeinschaftlichen Genuß von Wäldern, Alpen und Viehweiden bei. So entstanden in Uri die „Genossamen“ oder nachherigen politischen Bezirke von mehreren Ortschaften; in Unterwalden die „Ürtinen“ in ähnlicher Bedeutung. Die Schwyzer hatten ihr Land in vier Theile gesondert, oder in „Viertel.“ Wegen der zunehmenden Volksmenge mußte zuletzt die gemeinschaftliche Versammlung aller waffenfähigen Männer der drei Länder in einer einzigen Landesgemeinde aufgehoben werden. Uri, Schwyz und Unterwalden trennten sich; jedes bildete von da an einen kleinen Freistaat für sich. Aus gleicher Ursache trennte sich späterhin, auf ähnliche Weise, auch Unterwalden noch in das Land „ob und nid dem Kernwald.“ Doch sie alle behielten den alten Familienverband bei, wie ihn ihre Väter gehabt; zum Schutz und Trutz für ihre Rechte vereint im Leben und Tod. Dieser Verein war, der Form nach, ein Staatenbund; im Gemüth und Leben des Volks aber ein einiger, fester Bundesstaat.

Die Leute in Uri, zufrieden mit ihrem Loose, blieben fremden Händeln lange Zeit abgeneigt. Ihre kriegerische Jugend zog wohl zum Beistand der Bundesgenossen in Schlachtfelder; doch, nach erfüllter Pflicht, ohne fernern Anspruch. Sie verlangten keine Erweiterung ihres kleines Gebiets durch Eroberungen über die Nachbaren; am wenigsten konnte ihr Sinn für Recht und Freiheit Herrschaft über andere Völkerschaften begehren. Erst spät, und ver-

führt durch das Beispiel der übrigen Eidsgenossen, nahmen sie Antheil an deren Eroberungskriegen, und dünkte es ihrem Rechtsgefühl und Freiheitsstolz kein Unrecht, Herren von Unterthanen, Gebieter von Unfreien zu werden. Sie unterwarfen sich das Livener Thal, und sandten, gemeinschaftlich mit andern Eidsgenossen, ihre Landvögte in die bezwungenen Landschaften von Tessin, in's Rheinthal, in Thurgau und Sargans und in die obern freien Aemter. Von da an verlor sich die edle Sitteneinfalt der Vorwelt. Die Landsgemeinden verkauften die Verwaltung der Landvogteien, denen ihrer Mitbürger, die dafür das meiste Geld boten. Bestechlichkeit und Umtriebe, sonst unbekannte Laster, wurden häufiger. Einzelne Familien bereicherten sich und sicherten sich hinwieder, durch Reichthum, den Besitz der ersten Aemter im kleinen Staate zu; verkehrten, im Namen des Volks, mit den übrigen Eidsgenossen, mit ausländischen Gesandten, vermietheten Kriegsvolk in fremder Herren Dienst, um ihren Söhnen und Verwandten Befehlshaberstellen und Gelegenheiten zu schaffen, Geld, Würden und Kenntnisse zu gewinnen; und nahmen für sich selbst, ohne Scheu, von fremden Höfen Besoldung ihrer Dienstfertigkeit. Bis zum Ausbruch der französischen Staatsumwälzung erhielten die Glieder der Regierung von Uri, wie in den übrigen katholischen Kantonen der Schweiz, vom französischen Hofe regelmäßige Jahrgehalte (deren Gesammtheit sich auf 600,000 Gulden belaufen mochte). Mancher bezog eine Pension von 100 Louisd'ors. Dafür war man an den eidgenössischen Tagsatzungen, wie im eigenen Kanton, dem Wink aus den Tuillerien gehorsam.

Diese wenigen Züge reichen aus, um das Verarten der kleinen Republik, wie ihrer übrigen Schwestern im Gebirg, zu bezeichnen. Johannes Müller, der große Geschichtschreiber der Eidsgenossenschaft, beschrieb die schönern Zeiten derselben, die Tage der Freiheitsschlachten, der hirtlichen Sitteneinfalt, der Würde, Weisheit und Bescheidenheit der Volkshäupter. Der Eindruck davon blieb in allen Lesern zurück, und zog in ihrer Einbildungskraft einen Heiligenschein um das Schweizerthum. Die Zeiten des innern Verfalls aber mit Treue zu schildern, konnte Einheimischen, bei den Machthabern, Gefahr bringen; mußte Ausländern schwer oder unmöglich werden; ward durch Vaterlandsliebe, oder Nationalstolz, durch strenge Geheimhaltung der Urkunden, oder staatskluge Scheue vor dem Auslande, verhindert. Man verschleierte die Wahrheit, um nicht das günstige Vorurtheil der Europäer zu zerstören. Aber das Schweigen von den Gebrechen in den kleinen

Staaten nährte das Uebel, stärkte und verewigte dasselbe. Niemand dachte an Heilung, bis, nach dem kriegerischen Einbruch der Franzosen im Jahr 1798, der Schleier zerrissen, und Ohnmacht und Verderbniß der Schweiz vor den Augen aller Welt offenbar wurde. Seitdem ist in den meisten Kantonen unstreitig viel Großes gestiftet, viel Löbliches geleistet worden; in einem Vierteljahrhundert mehr, als zuvor in zwei Jahrhunderten. Allein in den kleinern Alpenkantonen, besonders in denen des katholischen Glaubens, blieb man zu Verbesserungen des Staats und seiner Anstalten unthätig und selbst unfähig.

Der Grund davon liegt im persönlichen Interesse der weltlichen und geistlichen Führer, und in der von ihnen begünstigten, oder geduldeten Bildungslosigkeit des Volks; in der Unkunde des Bessern, in der Zufriedenheit mit dem vorhandenen Zustande und dem festen Halten am Herkömmlichen und Gewohnten. Gewohnheit wird nicht nur zur andern Natur des Menschen, sondern auch der Völker. Wie Kinder sich vor unbekannten Erscheinungen zu fürchten pflegen, so hegen Völkerschaften, auf tiefern Gesittungsstufen, Scheu vor jeder Neuerung im öffentlichen Leben. Sie werden sich darin fremd, stoßen überall an, und sehnen sich in das Alte, wie in ihre wahre Heimath zurück.

Das Volk von Uri ist im Allgemeinen ein kräftiger, treuherziger, in Dingen des gemeinen Lebens verständiger, frommer und für Freiheit entschlossener Menschenschlag. Aus Armuth und Gewöhnung mäßig, enthaltsam, einfach, findet es nur beim Genuß der größten persönlichen Freiheit seine wildern Bergthäler bewohnbar. Man will daher Herr in seinem Hause, in seiner Gemeinde, in seinem Lande seyn. Der Hausvater gebietet daheim; stellt seine Knechte und Mägde an, und bewirthschaftet sein Gut, wie ihm gefällt. Die Gemeinde verwaltet ihr Eigenthum, stellt ihre Obrigkeit an, ihre Schullehrer, ihre Pfarrer, die jährlich um ihre Stelle neu anhalten müssen. Die Genossamen wählen ihre Rathsherren, oder Stellvertreter, in den Landrath und in die Gerichte. Die Landsgemeinde ernennt jährlich die obersten Staatsbeamten sammt Schreibern, Weibeln und Zöllnern und entscheidet über Gesetzesvorschläge, Staatsverträge und alle wichtigen öffentlichen Angelegenheiten. An Trennung der Staatsgewalten aber ist da nicht zu denken. Die obern Beamten sind zugleich Regenten, Gesetzgeber und Richter, und können allen ihren Einfluß durch alle Verzweigungen des Staatslebens geltend machen. Abgaben für das Wohl des ganzen Landes gelten, als Verminderungen des

Privatwohlstandes; darum gewährt man keine, ohne die größte Noth. Es fehlt mithin auch an manchen der unentbehrlichsten, öffentlichen Einrichtungen, die keinem selbstständigen Staate, von einiger Civilisation, fehlen sollten. Aus Mangel an tauglichen Strafanstalten wird der grobe Verbrecher verbannt, andern Ländern zugeschickt, oder, doch selten, grades Wegs, durch scharfrichterliche Kunst in die Ewigkeit gesandt, in das sicherste Gefängniß, aus welchem sobald Niemand entrinnt. Eben so schlecht ist der öffentliche Unterricht der Jugend bestellt. Die Gemeinden scheuen Geldausgaben; die Eltern, bei eigener Unwissenheit, finden es überflüssig, daß Kinder mehr lernen, als die Alten für sich selber nöthig hatten. Sie gebrauchen Söhne und Töchter lieber zur Arbeit, die Geld einträgt; Knaben und Mädchen ziehen das Haus oder die freie Luft, dem Sitzen in der Schule vor; die Lehrer, meistens arm und bildungslos, dienen um geringen Lohn. So erbt sich Unkunde, Aberglaube und Vorurtheil von Geschlecht zu Geschlecht im Volke fort. Ein junger, talentvoller Mann, der, aus höherer Liebe für sein Vaterland, sich in den Fellenbergischen Anstalten von Hofwyl zum Schullehrer ausgebildet hatte, mußte bei seiner Rückkehr in die Heimath leise auftreten, wenn er nicht Verdächtigung und Verfolgung erfahren wollte; denn er trug die Schuld auf sich, in der Anstalt eines Protestanten gebildet worden zu seyn.

Diese Gesinnung der Menge sagt sowohl den reichern Familien zu, die klug genug ihre Söhne in Schulen außer Landes senden; als auch dem Priesterstande, welcher in der „kindlichen" Unwissenheit und „Unschuld" des Volks die sicherste Schutzwehr gegen Gefahren der Aufklärung findet. Weltliche und geistliche Obrigkeit sind daher, durch Ueberlegenheit der Kenntnisse und des Reichthums, die wirklichen „Herren" im Lande, wie man sie in der That schlechtweg zu nennen pflegt; nur mit dem Unterschiede, daß sie das Volk nicht gebieterisch zwingen können, sondern blos leiten, wohin ihnen gefällt.

Aus demselben Grunde sieht man ungern, wenn Fremde, das heißt Schweizer aus andern und reichern Kantonen, in diesem Ländchen sich ansiedeln wollen. Man fürchtet, sie könnten Begriffe, Ansichten, Kenntnisse verbreiten, die nicht gelegen kämen. Es versteht sich: Protestanten würden die unwillkommensten seyn. Begüterte würden auch den Preis der Ländereien, zum Nachtheil einheimischer Erwerber, steigern können. Man verweigert Schweizern zwar nicht geradezu den Aufenthalt, aber erschwert denselben

eng. by H. Winkler.

FIRST BRIDGE OF THE NEW ST GOTTHARD ROAD NEAR AMSTÆG.

ERSTE BRÜCKE DER NEUEN ST GOTTHARD'S-STRASSE BEI AMSTÆG.

LE PREMIER PONT SUR LA ROUTE DE ST GOTTHARD PRÈS D'AMSTÆG.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag, W. Creuzbauer.

auf mannigfache Art; am nachdr[illegible] [illegible] Abgaben für die Aufenthaltsbewilligung [illegible] sind sich der Kanton Luzern genöthigt [illegible] [illegible] strenges Gegenrecht an [illegible] ten, zu mildern Abgaben eines dort [illegible] Sogar auswärtige Geldanleihen [illegible] werden abgewehrt; denn einheimi[illegible] ßerer Concurrenz Gefahr laufen, [illegible] zu müssen.

Dies Alles gilt nicht von U[illegible] [illegible] den beiden andern Urkantonen S[illegible] [illegible]. Die Erben Tells erbten eine [illegible] Freiheit des Bürgers in wohlgeordneten [illegible] sind damit zufrieden, also in ihrer [illegible]

2.

Die Gotthards-[illegible]

(Ältere [illegible])

Die beste Lehrerin und [illegible] die Noth. Ohne sie würde [illegible] thier bleiben. Sie weckt [illegible]

Vorzeiten war die [illegible] be- quemste Alpenübergang zur [illegible] des Nordens [illegible] und dem Mittelmeer. Jährlich [illegible] über 16,000 [illegible] darüber her und hin, Kaufleute, Wallfahrer, Naturforscher, [illegible] daten, Abentheurer, Staatsmänner, Arbeiter, die in [illegible] Ländern Erwerb suchten, Postboten u. s. w. Jährlich [illegible] 9000 Pferde gegen 20,000 Ballen, Fässer, Kisten u. s. w. [illegible] Waaren herüber und hinüber. Der Stand oder Staat Uri bezog im Durchschnitt von seinen drei Zollstätten jährlich 20,000 Gulden.

Als aber Napoleon die prachtvolle fahrbare Straße über den Simplon (in den Jahren 1802 bis 1806) durch Wallis in Piemont einerseits, Franz II. die eben so bewundernswürdige fahrbare Kunststraße von Bormio über den hohen Stelvio (seit 182[illegible] anderseits, zur Verbindung Tyrols und der Lombardei geb[illegible] hatte; als Graubünden und Sardinien darauf die näh[illegible]

auf mannigfache Art; am nachdrücklichsten durch lästige jährliche Abgaben für die Aufenthaltsbewilligung. Noch im Jahr 1833 fand sich der Kanton Luzern genöthigt, den Kanton Uri, durch ausgeübtes strenges Gegenrecht an Urnern, die im Luzernischen wohnten, zu mildern Abgaben eines dort ansässigen Luzerners zu zwingen. Sogar auswärtige Geldanleihen auf Grundeigenthum im Lande werden abgewehrt; denn einheimische Kapitalisten könnten bei größerer Concurrenz Gefahr laufen, niedrigere Zinse annehmen zu müssen.

Dies Alles gilt nicht von Uri allein, sondern auch von den beiden andern Urkantonen Schwyz und Unterwalden. Die Erben Tells erbten eine Freiheit, dürftiger, als die Freiheit des Bürgers in wohlgeordneten Monarchien. Indessen die Leute sind damit zufrieden, also in ihrer Art glücklich.

2.

Die Gotthards-Strasse

(ältere und neuere.)

Die beste Lehrerin und Erzieherin der Völker ist zuletzt immer die Noth. Ohne sie würde der Mensch ein unbeholfenes Halbthier bleiben. Sie weckt den Geist zum Gedanken.

Vorzeiten war die Gotthardsstraße der berühmteste und bequemste Alpenübergang zur Verbindung des Nordens mit Italien und dem Mittelmeer. Jährlich wandelten über 16,000 Reisende darüber her und hin, Kaufleute, Wallfahrer, Naturforscher, Soldaten, Abentheurer, Staatsmänner, Arbeiter, die in andern Ländern Erwerb suchten, Postboten u. s. w. Jährlich führten bei 9000 Pferde gegen 20,000 Ballen, Fässer, Kisten u. s. w. mit Waaren herüber und hinüber. Der Stand oder Staat Uri bezog im Durchschnitt von seinen drei Zollstätten jährlich 20,000 Gulden.

Als aber Napoleon die prachtvolle fahrbare Straße über den Simplon (in den Jahren 1802 bis 1806) durch Wallis in Piemont einerseits, Franz II. die eben so bewundernswürdige fahrbare Kunststraße von Bormio über den hohen Stelvio (seit 1822) anderseits, zur Verbindung Tyrols und der Lombardei gebaut hatte; als Graubünden und Sardinien darauf die nähere

Fahrstraße, zum Verkehr Deutschlands mit dem Mittelmeer, über den Bernhardin anlegten, verlor sich das Leben des Gotthardspasses. Denn auf dem übel gepflasterten Wege desselben, nur 10 bis 14 Schuh breit, konnte kein Wagen gehen. Die Waaren, in Fässern und Ballen verpackt, wurden von Pferden getragen, denen, mit hölzernen Satteln bedeckt, man sie auf beiden Seiten anhing. Ein Pferd trug aber nicht mehr, als 3 Centner; diese Last hieß ein Saum. Davon nannte man die Pferde „Saumrosse"; ihre Eigenthümer, die deren gewöhnlich 6—12 hielten, „Säumer."

Indem der Waarenverkehr über die Alpen links und rechts andere Richtungen nahm, verlor ein großer Theil der Bevölkerung, d. i. eine Menge von Arbeitern, Wirthen, Schiffern, Säumern, Handwerkern und Landwirthen, die Mittel ihrer Erhaltung. Ja, manche Ortschaften und Dörfer, die, fast ohne Land, in den hohen, engen Felsenschlünden des Gebirgs sich angenistet hatten, und ohne den starken Waarendurchgang nie ihr Daseyn empfangen haben würden, sahen sich in Gefahr es wieder mit ihm zu verlieren. So blieb keine Rettung, als es eben den nebenbuhlerischen Nachbaren gleich zu thun, und vereint mit dem Kanton Tessin, den Gotthard fahrbar zu machen. Gegenwärtig ist er es; die Straße überall 20 Fuß breit, mit nicht stärkerm Fall als von 5 Schuh auf Hundert. Sieben große und vier kleinere Brücken führen über die Abgründe mit sichern, kühnen Wölbungen.

Die erste der Brücken schwingt sich in zwei Bogen beim Dörflein Amstäg, am Fuß der hohen Windgelle über die Reuß, wo sich der wilde Kerstelenbach des Maderaner-Thals in den Strom vom Gotthard stürzt. Der Blick durch die erhabenen, steinernen Bogen, thalabwärts, gewährt ein wunderbar liebliches Bild der Landschaft; in der Nähe die hölzernen Häuser des Dörfchens, deren es kaum viele über 30 zählt; rechts die beinah 9000 Fuß hohe Windgelle; links die neue Fahrstraße über den Gotthard.

Vormahls, noch vor dem Jahre 1821, that hier eine offene, hölzerne Brücke Genüge, welche im Jahr 1799 Zeuge eines blutigen Treffens zwischen Franzosen und Oesterreichern gewesen war, die um den Besitz derselben stritten. Ich sah, wenige Tage nach dem Kampfe, die Brücke noch mit dem Blute der gefallenen Krieger befleckt, als ich auf ihr mich mit dem General Loison erging. Dieser französische Feldherr erzählte mir damals Einzelnheiten von dem Treffen an dieser Brücke und wodurch es veranlaßt worden war, die mir wunderlich genug schienen.

Die Generale Lecourbe und Gudin waren nämlich, bald

nach der Schlacht bei Zürich und Massena's Sieg über Korsakow, beauftragt, die Höhen des Gotthard zu erobern und zu besetzen. Gudin zog zu dem Ende mit seiner Division über die Grimsel und Furca; Loison über das hohe Mayenthal, am Fuß der Gletscher gelegen, wo er aus einer alterthümlichen Schanze die darin stehenden Oesterreicher, nach wenigen Flintenschüssen, vertrieb. Bei Wasen, einem ärmlichen Dorf an der Gotthardsstraße, stieß er zum General Lecourbe. Wie er mit diesem, an der Spitze der Truppen, bergauf ritt, meldeten Eilboten des Vortrabs: eine große feindliche Heermacht rücke vom Urserenthal herab ihnen entgegen und bedecke mit seinen Bataillonen nicht nur den offenen Weg, sondern alle kaum gangbare Klippen am andern Ufer des Reußstromes. Beide Generale lachten. Sie wußten von keiner Armee auf dem Gotthard, oder von wannen eine solche kommen könnte? Aber neue Boten bestätigten die Nachricht der ersten, ohne sagen zu können, welcher europäischen Macht die feindlichen Schaaren angehören mögten. Es entspann sich bald das Gefecht. Man erkannte, es seyen Russen, mit denen man zu schaffen habe. Es war Suwarow, der, von Italien her, in die Schweiz dringen wollte. Während die Franzosen von der Uebermacht des Gegners langsam gegen Wasen zurückgedrängt wurden, meldeten andere Boten, die in größter Eil von Amstäg heraufgesprengt waren, daß General Rosenberg mit zahlreichen Schlachthaufen von Oesterreichern, aus Bünden ins Maderanerthal eingerückt sey, und den Franzosen den Rückweg vom Gotthard zu versperren drohe. Nun war keine Zeit zu verlieren. Während Loison durch Widerstand das schnellere Vorrücken Suwarows bis nach Wasen so lang, als ihm möglich war, hemmte und dann sich wieder, die steilen Berghalden bei diesem Dorfe hinauf, ins Maienthal ziehen mußte, eilte Lecourbe mit seiner Division nach Amstäg hinab.

Hier fand er das Dorf und die Brücke schon von der starken Vorhut der Oesterreicher besetzt, und seinen Heimweg in die sichern Schanzen von Seedorf, am Ufer des Vierwaldstätter Sees, abgeschnitten. Jeder versäumte Augenblick führte ihm die österreichische Hauptmacht vom Maderanerthal näher. Hinter ihm drohte Suwarow in wenigen Stunden zu erscheinen. Lecourbe sah sich von überlegenen Streitkräften eingeschlossen, und keinen Ausweg, als über die Brücke. Er ließ sie durch seine Grenadiere mit gefälltem Bajonet stürmen. Flinten- und Kanonenfeuer warf diese Tapfern zurück. Er gebot den Angriff zum andern und zum drit-

tenmahl, mit eben so schlechtem Erfolg. Die Soldaten wurden unentschlossen, wankten, zögerten, ungeachtet des wiederholten Befehls zum Sturm. Da riß Lecourbe, nach einigen derben Flüchen, einem der Grenadiere das Gewehr weg und stürzte sich allein gegen die Brücke. Die Grenadiere sahen es, erhoben voll Unwillens über ihn ein furchtbares Geschrei, rannten ihm nach, erstürmten die Brücke und trieben die Oesterreicher zurück. Am schlimmsten fast lief es für Lecourbe ab. Seine Grenadiere, durch ihn beschämt, über ihn erbost, hatten ihn noch zeitig auf der Brücke ereilt und fluchend hinter sich geworfen. Mann um Mann stieß ihn nun weiter zurück, so unsanft als möglich. Es gab Kolbenstöße, Rippenstöße, Faustschläge unterwegs. Der General selbst erzählte lachend von den blauen Flecken, die er davon wochenlang am Leibe getragen. Aber er gelangte durch Amstäg, und, immer der letzte Mann auf dem Rückzuge, glücklich wieder in die Verschanzungen von Seedorf.

Man hielt ehedem den Weg über den Gotthard für eines der erstaunungswürdigsten Riesenwerke menschlicher Kraft und Kunst, im Kampf mit den Hindernissen, welche die Natur zu besiegen darbot. So ist's heute nicht mehr. Der Bau der jetzigen Straße erscheint von der alten verschieden, wie das 19te Jahrhundert vom 13ten oder 14ten. Die Simplonstraße aber ist um 5 Schuh breiter, als sie. Das berühmte Urnerloch, jetzt bedeutend erweitert und heller geworden, übertrifft keineswegs an Länge und Breite die mehrfachen Gallerien vom Simplon; mehrere von den Brücken des letztern sind mit nicht geringerer Kühnheit über die Abgründe gesprengt. Wer in Bünden die Bernhardinstraße mit ihrem „verlornen Loch", mit ihrer Via mala, oder wer den verwegenen Bau über den Stelvio bei Bormio sah, findet da nicht weniger zu bewundern, als am Gotthard.

Hingegen der Wechsel hier von angenehmen, landschaftlichen Parthien mit den entsetzlichsten Wildnissen; der Kontrast freundlicher Hütten neben Bächen und Bäumen, und kleinen Gärten auf Felsenblöcken, mit schwindelerregenden Abgründen, in deren Tiefen der schäumende Strom zwischen Trümmern des Urgebirgs quillt, wird wohl von keiner der andern Alpenstraßen übertroffen. Das Dörflein Wasen gewährt droben noch einmal, mit seinen braunen Hütten und der malerischen Kirche auf dem Hügel, unter Gebüschen und wilden Kirschbäumen, einen erquickenden Eindruck. Vom Himmel nieder leuchten Gletscher über dunkelgrünen Alpen; flattern Wasserfälle. — Das Dorf Gestinen, oder Geschenen,

drawn & eng. by H. Winkles

THE DEVILS BRIDGE. DIE TEUFELSBRÜCKE. LE PONT DU DIABLE.

ЧОРТОВЪ МОСТЪ

eine halbe Stunde höher am Gebirg, [illegible] der Felsenwüste, wo das Leben der Pflanzen [illegible] und Schutt der Berge, rechts, ein [illegible] Eisbergen umzogen. Weiter hin hört man [illegible] miges Geräusch aus dem Abgrund; [illegible] Getöse eines Bachs, der aus [illegible] Sturz verfliegt. Ringsum steigen die [illegible] recht, glatt und kahl in grausenhafter [illegible] Mauern 100—1000 Fuß hoch. Man [illegible] Boden eines ungeheuern [illegible] Rippe desselben, längs welchem [illegible] gendem Gestein, über jähen [illegible] Es scheint der Ausweg zu fehlen; und wenn er wieder [illegible], scheint er nur die Aussicht in noch furchtbarere [illegible]. Man erblickt den Strom der Reuß, statt tief unter den Füßen, [illegible]. Er bricht da durch den Riß der Berge [illegible] Klippen; schwindelt jählings in die Tiefe [illegible], und zerschellend [illegible] ßern Geklüft, steigt er als [illegible] gespenstisch unter den hohen Bogen der Teufelsbrücke [illegible] auf und [illegible] sie, unter ewigem Donner und [illegible], mit Wellen, die einander drängen und jagen. Die Straße verliert sich, kein anderer Raum fehlt für sie, in eine finstere [illegible] den Felsen. Der Ausweg vom Thal [illegible] Eingang eines noch grauenvollern Schauspiels zu [illegible] wie der Wanderer, nach etwa hundert Schritten, [illegible] des Urnerlochs an's Licht des Tages [illegible] eine neue Welt. Ein geräumiges, ebenes [illegible], von grünen Bergen umfangen, liegt träumerisch vor ihm da. [illegible] und Weiden sind die Ufer der Reuß bekränzt, die klar und leise dahin rinnt. Links schmiegt sich Andermatt, ein Dörflein, an den Berg, den ein kleiner Wald ziert; rechts ein anderes und darüber auf dem Hügel romantisch die Burg-Ruine der Edeln von Hospenthal. Man athmet in dieser großen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, fünfthalbtausend Fuß hoch über dem Meere, die reinsten Lüfte. Es ist das Thal Urseren.

---

drawn & eng. by H. Winkles

THE DEVILS BRIDGE — DIE TEUFELSBRÜCKE. — LE PONT DU DIABLE.

ЧОРТОВЪ МОСТЪ

eine halbe Stunde höher am Gebirg, ruht schon an den Gränzen der Felsenwüste, wo das Leben der Pflanzen verschwinden will, und Schutt der Berge, rechts, ein unwirthbares Thal, füllt, von Eisbergen umzogen. Weiter hin hört man zuweilen noch einförmiges Geräusch aus dem Abgrund; zuweilen noch das ersterbende Getöse eines Bachs, der aus unersteiglichen Höhen stürzt und im Sturz verfliegt. Ringsum steigen die Berge der Schöllenen senkrecht, glatt und kahl in grausenhafter Nacktheit empor; schwarze Mauern 100—1000 Fuß hoch. Man wandelt wie auf dem tiefen Boden eines ungeheuern Felsenkessels, oder vielmehr an einer Rippe desselben, längs welchem die Straße sich, unter überhangendem Gestein, über jähen Abhängen fortwindet. Oft scheint der Ausweg zu fehlen; und wenn er wieder erscheint, öffnet er nur die Aussicht in noch furchtbarere Wüstenei. Man erblickt den Strom der Reuß, statt tief unter den Füßen, vor sich droben. Er bricht da durch den Riß der Berge zwischen dunkel-glänzenden Klippen; schwindelt jählings in die Tiefe hinunter, und zerschellend im finstern Geklüft, steigt er als Wasserstaub gespenstisch unter dem hohen Bogen der Teufelsbrücke wieder auf und umgaukelt sie, unter ewigem Donner und Windsturm, mit Wolken, die einander drängen und jagen. Die Straße verliert sich, denn anderer Raum fehlt für sie, in eine finstere Höhle des gegenüberstehenden Felsen. Der Ausweg vom Thal der Schrecken droht Eingang eines noch grauenvollern Schauspiels zu werden. Und wie der Wanderer, nach etwa hundert Schritten, aus der Dämmerung des Urnerlochs an's Licht des Tages hervortritt, umfängt ihn eine neue Welt. Ein geräumiges, ebenes Wiesenthal, von grünen Bergen umfangen, liegt träumerisch vor ihm da. Von Erlen und Weiden sind die Ufer der Reuß bekränzt, die klar und leise dahin rinnt. Links schmiegt sich Andermatt, ein Dörflein, an den Berg, den ein kleiner Wald ziert; rechts ein anderes und darüber auf dem Hügel romantisch die Burg-Ruine der Edeln von Hospental. Man athmet in dieser großen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, fünfthalbtausend Fuß hoch über dem Meere, die reinsten Lüfte. Es ist das Thal Urseren.

3.

Altdorf.

Der Hauptort des Kantons Uri erscheint, als ein stattlicher Flecken von einigen hundert, zum Theil wohlgebauten Häusern, in der Thalebene, eine halbe Stunde vom See, und am Fuße des schroffen Bannbergs. Geräumige, reinliche Straßen; Gebäude, zuweilen in italiänischem Styl; artige Anlagen und Gärten, Kirchen, Kapellen, Klöster, heitere Umgebungen voller Mannigfaltigkeit, machen Altdorf zur zierlichsten Ortschaft sämmtlicher Urkantone. Fast in der Mitte des Fleckens tritt uns ein alterthümlicher Thurm entgegen, dessen Seiten von bunten Gemälden bedeckt sind. Sein Bau ist vermuthlich ein Werk des eilften Jahrhunderts. Noch im Jahr 1567 sah man in der Nähe eine Linde, welche für die galt, unter der Wilhelm Tells Knabe mit dem Apfel auf dem Haupte gestanden. Statt ihrer steht nun aber ein steinerner Brunnen da, der noch „Tellenbrunnen" geheißen wird. Links schaut der finstere Bannberg in die Straßen nieder, dessen Tannenwälder keine Axt berühren darf, weil sie den Ort vor der Gefahr von Lauinen und herabrollenden Steinmassen schützen sollen.

Zwar schöner ist Altdorf aus der Asche hervorgestiegen, nachdem es, im Frühjahr 1799, fast gänzlich ein Raub der Flammen geworden war, zu denen sich verderbenvoll der Fön gesellt hatte. Aber reicher ist es nicht erstanden; der alte Wohlstand nicht wieder heimgekehrt. Zuerst versiegten für seine vornehmern Bewohner die Geldquellen der französischen Pensionen und ausländischen Kriegsdienste, beim Ausbruch der Staatsumwälzung in Frankreich; dann vernichtete jene Feuersbrunst den Großtheil des Orts, und man werthete den Schaden auf drei Millionen Franken. Darauf verheerten abwechslend Franzosen, Russen und Oesterreicher mit Einlagerungen und Durchzügen ihrer Truppen, mit Plünderungen, Gefechten und Treffen das arme Thal. Endlich, nach Wiederkehr des Friedens, verminderten die besser gebauten Alpenstraßen der Nachbaren sogar den Waarenverkehr mit Italien, eine der vorzüglichen Erwerbquellen des armen Landes. Das Unglück zu vollenden, muß aber nun noch die Unwissenheit und Unbeholfenheit des meisten Volks und die Arbeitsscheue einer großen Menge dürftiger Familien dazu treten, die, ohne Eigenthum und nur von

ALTDORF.

3.

Altdorf.

Der Hauptort des Kantons Uri erscheint, als ein stattlicher Flecken von einigen hundert, zum Theil wohlgebauten Häusern, in der Thalebene, eine halbe Stunde vom See, und am Fuß des schroffen Bannbergs. [illegible]ige, reinliche Straßen; [illegible] in ital[illegible], artige Anlagen und Gärten [illegible] Umgebungen voller Man[illegible] [illegible] ansehnlichsten Ortschaft sämmtlicher [illegible] des Fleckens tritt uns ein [illegible] Seiten von bunten Gemälden [illegible] vermuthlich ein Werk des eilften Jahrhunderts. [illegible] 1307 soll man in der Nähe eine Linde [illegible] der Wilhelm Tells Knabe mit dem [illegible] gestanden. Statt ihrer steht nun aber ein [illegible], der noch »Tellenbrunnen« geheißen wird. [illegible] die Straßen nieder, [illegible] weil sie den Ort vor [illegible] Steinmassen schützen sollen.

Zwar schöner ist Altdorf [illegible] hervorgestiegen, nachdem es, im Frühjahr 1799, fast gänzlich ein Raub der Flammen geworden war, zu denen sich verderbenvoll der Fön gesellt hatte. [illegible] ist es nicht erstanden; der alte Wohlstand nicht wieder [illegible] versiegten für seine vornehmern Bewohner [illegible] Pensionen und ausländischen Kriegsdiensten [illegible] der Staatsumwälzung in Frankreich; dann [illegible] des Orts, und [illegible] auf den [illegible]. Darauf [illegible] Franzosen, [illegible] und Oesterreicher mit [illegible] und Durchzügen [illegible], mit Plünderungen, [illegible] und [illegible]. Endlich, nach Wiederkehr des Friedens, [illegible] die besser gebauten Alpenstraßen der Nachbarn sogar den [illegible]verkehr mit Italien, eine der [illegible] des armen Landes. Das Unglück zu vollenden, [illegible] aber nun noch die Unwissenheit und Unbeholfenheit [illegible] Volks und die Arbeitsscheue einer großen Menge [illegible] Familien dazu treten, die, ohne Eigenthum und nur von

eng. by H. Winkles.

ALTDORF.

Almosen oder leichten Verdiensten beim Waaren-Durchzug gewöhnt, die Plage der Begüterten geworden sind.

Schon längst sah man in umliegenden Dörfern nicht ohne Neid den ehemaligen Wohlstand und sehr mässigen Aufwand Altorfs. Man erinnert sich izt, wie bei dem ungeheuren Brande des Flekkens unzählige Menschen aus den nachbarlichen Ortschaften müssige, ja selbst schadenfrohe Zuschauer des furchtbaren Unglücks geblieben waren, und wie sie es gleichgültig der damaligen Besazzung französischer Soldaten überließen, das Feuer zu löschen. Dieser verderbliche Geist ist späterhin leider durch keine edlere Volksbildung, vermittelst Schule und Kirche, verbannt, vielmehr wohl durch wachsende Verarmung gesteigert worden. Der Ausbruch eines Kampfes zwischen Güterlose gegen Besitzende wäre nirgends gefährlicher, als in solcher Republik. Jede politische Mißhelligkeit, zu der nie ein Stoff fehlt, könnte ihn leicht entzünden.

Wie schön und edel blüht die ewigherrliche Natur, und wie häßlich erscheint nur zu oft der Sterbliche in ihr, wann er von ihren Gesetzen, von den Gesetzen der Vernunft und Gottes abgefallen ist! Die Geschichte der größten, wie der kleinsten Völker lehrt, daß nicht Bildung des Herzens und Geistes, sondern staatsschlaue Verwilderung der Menschen alles Elend und den verzweiflungsvollen Untergang der bürgerlichen Gesellschaften herbeigeführt haben. Das wilde Thier, zum Dienst des Meisters abgerichtet, wendet undankbar auch den Zahn gegen ihn, wenn es gehezt wird.

III.

Kanton Schwyz.

1.

Der Hauptort Schwytz.

Am Spiegel des romantischen Sees der vier Waldstätte, wo er sich um das, allen Schweizern heilige Grütli südwärts herumbeugt, erblickt man nördlicher, im Busen des Gebirgs, eine ausgedehnte reizende Uferlandschaft. Der grüne Wiesengrund, geschmückt mit Weilern, Baumgärten, Kapellen und kleinen Dörfern, schwillt amphitheatralisch bis zum Bergzug des Haggen empor, der den Hintergrund füllt. Den Rahmen des großen Bildes stellen, links und rechts der Rigiberg und der Gebirgsstock der Frohnalp dar; im Mittelpunkt des Ganzen schimmern, zwischen Gebüschen und Obstbäumen, die Gebäude des Fleckens Schwytz, am Fuß des Haggen, eben da, wo dieses zwei schroffe, gewaltige Felsenkegel von ungleicher Höhe in die Lüfte rekt. Man nennt diese Kegel die Myten. Die Spitze des Höchsten ragt 5870 Fuß über das Meer, und trägt ein langes hölzernes Kreuz, welches, obschon von der Tiefe aus kaum sichtbar, als Wahrzeichen der Landesfrömmigkeit dahin gepflanzt zu seyn scheint.

Schwytz selbst, der Hauptflecken, welcher dem kleinen Freistaat den Namen gab, den, nach den ersten Freiheitsschlachten, alle Eidsgenossen empfingen, die sich mit den Urkantonen verbündeten, gewährt mit den städtisch gebauten, weisgetünchten Häusern einen recht freundlichen Anblick. Immitten des Hirtenlandes findet man da auch Sorge für des Lebens Anmuth getragen; in wohlhabendern Familien, feinern, geselligen Ton, kleine Büchersammlungen, kleine Kunstsammlungen, sogar ein kleines Theater Die Pfarrkirche, wird, wie eine Mutter von ihren Kindern, mit Wohngebäuden, Klöstern und Landhäusern umringt. Sie ist noch jung; erst in den Jahren 1773—1774 entstanden, als die ältere endlich

III.

[illegible] Schwyz.

[illegible] Schwyz.

[illegible] Ost der vier Waldstätte, wo er [illegible] Grütli südwärts herumbeugt, [illegible] des Gebirgs, eine ausgedehnte [illegible] Wiesengrund, geschmückt mit [illegible] kleinen Dörfern, schwillt [illegible] Haggen empor, der den [illegible] des großen Bildes stellen, links [illegible] Gebirgsstock der Froh[illegible] [illegible], zwischen Gebüschen [illegible] Fleckens Schwyz, am Fuß [illegible] zwei schroffe, gewaltige Felsen[illegible] ungleicher Höhe in die Lüfte reckt. Man nennt diese [illegible]. Die Spitze des Höchsten ragt 5870 Fuß über [illegible] ein langes hölzernes Kreuz, welches, obschon [illegible] kaum sichtbar, als Wahrzeichen der Landes[illegible] dahin gepflanzt zu seyn scheint.

[illegible] selbst, der Hauptflecken, welcher dem kleinen Frei[illegible] Namen gab, den, nach den ersten Freiheitsschlachten, [illegible] empfingen, die sich mit den Urkantonen verbün[illegible] mit den städtisch gebauten, weisgetünchten Häusern [illegible] freundlichen Anblick. Immitten des Hirtenlandes findet [illegible] des Lebens Anmuth getragen; in wohlha[illegible] geselligen Ton, kleine Büchersammlun[illegible], sogar ein kleines Theater. Die [illegible] Mutter von ihren Kindern, mit Wohn[illegible] Landhäusern umringt. Sie ist noch jung; [illegible] 1774 entstanden, als die ältere endlich

eng. by Winkles

SCHWYTZ TOWARDS THE MIETHEN. SCHWYTZ GEGEN DEN MIETHEN. SCHWYTZ VERS LE MIETHEN.

der vermehrten Christenmenge zu eng geworden war. Aber auch die ältere war nicht die älteste des Landes; sondern diese stand vermuthlich in einem abgelegenen, rauhen Bergthal, Iberg geheißen. Da hatte vermuthlich einer der frühesten Heidenbekehrer einst zwischen Felsen und Wäldern seine Bethütte aufgeschlagen. Ich setze zu Allem ein „Vermuthlich“, wie sichs gebührt, wenn man von mündlichen Ueberlieferungen spricht. Man weiß nur, daß vor Zeiten die Hirtenfamilien, welche zerstreut und noch nicht zahlreich, in den Thälern von Unterwalden und Schwytz wohnten, die weite Reise zum Kirchlein nach Iberg machten, und abwechselnd nach dem unterwaldner Ennetmoos, zum Gottesdienst, wie etwa heutiges Tages noch im unbevölkerten Innern Nordamerika's dergleichen fromme Sonntags-Fahrten geschehn. Auch izt noch hat das Kirchlein von Iberg, durch alterthümliches Herkommen, bei jährlichen Kreuzfahrten seinen Vorrang.

Doch nicht eigentlich der Flecken Schwytz, sondern das ganze Ländchen, diese republikanische Antike, kaum größer, als 22 Geviertmeilen mit etwa 38,000 Einwohnern, ist eine Merkwürdigkeit der Schweiz. Am Fuße der Hochalpen dehnt es sich, mit seinen Bergreihen und Thälern, zwischen dem Waldstätter-, Zuger- und Züricher-See aus. Ich sage nichts von seinen landschaftlichen Schönheiten. Sie sind genug gepriesen, besungen und konterfeit. Sie bilden einen idyllischen Epos. Hier ist kein betäubender Wechsel von Ueberraschungen; kein Gebirgskamm, der sich so hoch in den Himmel erhebt, bis seine Felsengrathe im ewigen Eis erstarren. Das Liebliche paart sich mit dem Großartigen in sanften Uebergängen, fast künstlerisch geordnet. Zwischen Wildbächen und Obsthainen, Blumenfluren und Felsen, Alpentriften und Hüttengärten, freundliches Wohnen eines biederen, stämmigen, heitern Völkchens.

Ich will lieber von diesem reden. Es lebt bekanntlich von Wiesenbau, Alpenwirthschaft, Viehzucht; damit wird freilich kein Uebermaaß des Reichthums geerntet; aber auch kein Unmaaß der Armuth verbreitet. Beide erblickt man hier allenfalls im Wallfahrtsort Einsiedeln beisammen. Im Allgemeinen besitzt jede der ländlichen Haushaltungen ohngefähr soviel Eigenthum, als für des Leibes Nahrung und Nothdurft hinreicht. Und viel ist da nicht vonnöthen, wo man sich am Unentbehrlichen genügen läßt. Wohnungen der Menschen und Ställe des Viehs, sind, wie im Gebirg überall, von Baumstämmen des nächsten Waldes zusammengefügt; von innen vertäfelt, oft zierlich, meistens reinlich; die Schindeldächer mit großen Steinen gehörig belastet, damit sie kein Sturmwind ent-

führe. Brod, Fleisch oder Wein erscheinen im Jahre selten auf dem Tische. Man fühlt sich auch bei Most, Milch und Quellwasser, Kartoffeln, gedörrtem Obst, Käse und ähnlicher Kost, gesund und wohlgemuth, welche der Garten, das Feld und die Heerde liefern. Vom ersparten Gewinn der Arbeit wird das Gewand, das Haus- und Küchengeräth auf benachbarten Märkten eingekauft, wenn man es in Wintertagen nicht selber bereiten kann. Die Städte Luzern, Zug und Zürich versorgen den Reichern mit dem, was, bei einfacher Lebensart, dem Minderbemittelten überflüssig dünkt.

Hier muß man, so wenig, als in andern Hirtenländern, Künstler und Handwerker suchen, ausser den wenigen, die man nirgends vermissen kann. Nicht einmahl der Schuster wird zu viel in Anspruch genommen. Der Hirt wandelt, mit Halbstrümpfen und nackten Füßen, auf hölzernen Sohlen, die er selber schnizt und mit angenagelten Riemen trägt. Ein Hirtenhemd von Hanf, hinten mit einer Kapuzze, gleich einer Kapuzinerkutte, bedeckt ihn im Sommer bis zu den Hüften und den kurzen Hosen. Große Fabriken giebt es nicht. Nur in Gersau Seidenmanufacturen; aber dieser kleine Flecken gehört erst seit 30 Jahren zum Kanton Schwytz.

Er war, um beiläufig von ihm zu reden, mit seinen anderthalbhundert Häusern, ehmals ein eigner, souveräner Freistaat; hatte aber nicht durch seine Winzigkeit das beneidenswürdige Loos, in den politischen Stürmen des Welttheils ganz übersehn und vergessen zu werden, wie San-Marino immitten Italiens, oder der Freistaat Andorre im Pyrenäenthal, und wohl andre dergleichen mikroskopische Republiken. Wie gesagt, Napoleon verleibte ihn dem Kanton Schwytz ein. Noch izt haben die paar hundert Bürger den Unabhängigkeitsverlust ihres Vaterländchens nicht ganz verschmerzt. Können sie nun keine Landsgemeinde mehr halten, lassen sie doch alle Jahr noch den herwallfahrtenden Gaunern oder Fekern der Schweiz, wie man sie nennt, ihren Landtag mit allen möglichen Lustbarkeiten feiern, ohne daß die Polizei Einspruch thut. Diese Gauner-Kilbi ist Herkommen aus dem grauen Alterthum. Schade, daß noch kein schweizerischer Hogarth die bunte Versammlung von Strolchen, Bettlern und Heimathlosen, in der Herrlichkeit ihres dreitägigen Ehren- und Jubelfestes, zeichnete! Die Umgebung dazu wäre schon allein der Darstellung würdig. Denn der Flecken Gersau liegt gar malerisch, wenn auch nicht ganz bequem, zwischen dem Seeufer, und den Rigifelsen eingeklemmt.

Wer das Schwytzervolk kennt, muß es liebgewinnen. Roh, aber gutherzig, kirchlichstreng, aber fröhlichen Gemüths, unwissend aber rechtlich und wohlwollend, ist es auf seine Unabhängigkeit stolz, und für seine gewohnte Freiheit, oder vielmehr seine freie Gewohnheit, muthvoll, tapfer und unternehmend bis zur Vermessenheit, und wild bis zur Grausamkeit. Es gleicht seinen Waldströmen, die keiner Menschenkunst dienstbar seyn, keine Wiesen wässern, keine Mühlgewerbe treiben wollen, sondern mit durchsichtigen Wellen gaukelnd um bemoosete Felstrümmer tanzen. Aber unter Gewittergüssen erheben sie sich zornig; donnern dem Donner des Himmels entgegen; reißen Steinmassen vom Gebirg, Baumstämme vom Wald ab, und vernichten in der Wuth, mit Schlamm und Schutt, auf ein Jahrhundert die blühenden Gefilde, von denen sie umkränzt waren.

Wenn man unter diesen gutmüthigen, frommen frischen und froben Leuten lebt, die aber doch in Haltung und Geberde den republikanischen Troz nicht ganz verläugnen, sollte man kaum glauben, daß sie so allgemeiner, fürchterlicher Aufwallungen fähig wären, wie ihre Geschichte von ältern und neuen Zeiten erzählt. Allein jede Bedrohung, jede Störung ihrer herkömmlichen Zustände wird, Bedrohung und Störung des Lebens selber, für sie. Sich ungebunden in dem engen, armen Raum des väterlichen Erbes regen und bewegen zu können, ist das unbedingte Bedürfniß ihrer Selbsterhaltung.

Darum besteht unter ihnen Allen staatsbürgerliche Rechtsgleichheit. Der gesunde Menschenverstand sagt ihnen, daß, wie in der häuslichen, so in der Staatsfamilie, einer soviel Recht habe, soviel sey und gelte, als der andere. Der gesunde Menschenverstand sagt ihnen, daß die Ungleichheit der Natur- und Glücksgaben etwas ganz Verschiedenes von erkünstelter Ungleichheit der Rechte sey. Darum mögen sie keine andre Gesetze und Landesvorsteher, als die sie sich selbst machen; keine Abgaben zahlen, als freiwillige, vom sparsam zugemessenen Ueberfluß; keine Einmischung von Fremden in ihre innern Angelegenheiten, weil, wer nicht Eingeborner ist, ihr Bedürfniß nicht mitfühlt. Darum gewähren sie keinem Ausländer das Bürgerrecht unter sich; nur ungern andern Eidsgenossen Aufenthalts- und Niederlassungsbewilligung in dem kleinen Gebiet; sogar Priestern, die nicht im Lande geboren und erzogen sind, gestattet ein Landesgemeinden Gesetz (v. 1675) keine geistliche Pfründe, „es wäre denn Sach“, spricht es: „Daß dergleichen taugliche Priester in unserm Land nit wären.“

So war's seit Jahrhunderten. Dies Völkchen, in seiner altväterlichen Unwissenheit, aber mit ausnehmender Gemüthskraft, hat eigentlich nie andre Freiheit gekannt und genossen, nie andre begehrt, als für seinen materiellen Bedarf. Von jener höhern Freiheit, der geistigen, ohne welche selbst in Monarchien das bürgerliche Leben für civilisirte Nationen Sklaverei scheint, weiß und will es nichts. Daß dies nie ändre, dafür sorgt mit ängstlicher Vorsicht der die Gewissen leitende Priesterstand. Hier, wie in andern katholischen Freistaaten der Alpen, ist die Staatsverfassung von jeher ein wunderliches Gemenge von Demokratie, Hierarchie und Familien-Oligarchie gewesen.

Gebräuche, Uebungen, welche nach und nach gemein wurden, und in Gewohnheit verhärteten, nahmen immer zulezt Gesetzesrang ein. Es ist für den Beobachter höchst interessant in Haushalt und Leben eines solchen kleinen Hirtenstaats, wie er izt oder sonst beschaffen war, einen Blick zu werfen. Ich will einiges daraus mittheilen.

Wie schon gesagt, nur der eingeborne Schwytzer, oder, wie er sich nennt, „Landmann“ war in seinem Ländchen Alles; jeder Andere, der sich aus der Schweiz, oder aus andern Ländern, da niederließ, blieb ewiger Fremdling, das heißt, „Beisaß“; ein Verstossener von jedem bürgerlichen Genuß. Nicht einmahl Geld durfte er einem Landmann leihen (laut Gesez v. J. 1702) um denselben nicht von sich abhängig zu machen, oder auch, damit die reichern Landleute ihre Kapitalien zu desto höhern Zinsen ausleihen konnten, zu 6—8 Prozent. Die Beisassen müssen für sich Bürgen stellen, oder das Land meiden (v. J. 1638); müssen, wenn sie heirathen, abermahls 300 fl. Bürgschaft geben, und dazu eine gute Flinte, nebst Seitengewehr ins Zeughaus liefern, ausserdem noch 10 fl. in den Landskasten (in die Staatskasse). Sie dürfen nicht jagen, nicht mit dem Netz fischen, nicht über 4 Rinder auf die Gemeinweide treiben; nicht für mehr als 1000 fl. Grund und Boden kaufen; nicht in weltlichen, noch geistlichen Dingen Stimme geben. Aber eben so streng war auch (schon seit 1503) den eingebornen Landleuten untersagt, ausser Landes Geldanleihen zu machen; oder dahin Güter zu verpfänden, oder in Lehen zu geben. Hätte man nicht den Klöstern schon in alter Zeit Schranken gesetzt, so würden diese, durch fromme Schenkungen, durch Ankäufe, durch Prozesse, den größern und bessern Theil des Landes bald zu ihrer Domäne gemacht haben. Allein jeder Verkauf,

jede Schenkung von Land und Gut an sie, ward gesetzlich ungültig und strafbar erklärt.

In älteren Zeiten bewies man sich noch weit strenger in bürgerlichen Verhältnissen gegen Kloster- und Weltgeistliche, als in spätern Jahren; eben so gegen Diener und Söldner ausländischer Fürsten. Wer deren Libereien, offene Zeichen (Orden) in Kleidern, Wappen, in Häusern an der Wand, an Thüren, oder anderswo anhenkte, mußte 5 Pfund Buße zahlen (v. J. 1516). Wie übrigens weltliche Gesetze aber auch die Frömmigkeit unterstüzten, erhellt daraus daß (im J. 1531) geboten ward, „so oft es zu Mittag läute, solle jeder, wo er wäre, knieend mit ausgespannten Armen 5 Vater unser und Ave Maria und einen christlichen Glauben beten“; oder, wer bei Gott und den heiligen Sacramenten schwört, „solle alsbald den Erdboden küssen“, oder der schwersten Strafe gewärtig seyn (v. J. 1705).

Unter andern Landesgesetzen heb' ich noch folgende aus: „Im XV. Jahrhundert ward jeder gehangen, der an Geld oder Geldes Werth 4 Pfenning und 5 Schilling gestohlen hatte und mit 12 ehrlichen Männern überzeuget war.“ Wenn der Bestohlene aber vom Dieb mehr forderte, als jener ihm genommen, kam er selber in dessen Strafe. Kirschen konnte man von jedem Baum pflücken, der vom Eigenthümer mit keinem daran befestigten Dornbusch bezeichnet war; „wer aber ab einem gedornten Baum kriesete (Kirschen pflückte) den mag man dieben (wie einen Dieb anklagen) als wenn er gestohlen hätte.“ (Gesez v. J. 1530). Verwundung im Duell ward mit der doppelten Strafe belegt die auf Verwundung stand; Tödtung aber im Duell, als gemeiner Mord behandelt. — Spielen war erlaubt um 5 Pfund Pfennig „oder Nidlen“ (Milchrahmen); aber nie an Festtagen, Sonnabenden, heiligen Abenden, vor der heil. Messe, oder nach dem Läuten der Betglocke, (Gesetz v. J. 1518). — Einer Frau, die einem Landmann lebende, männliche Zwillinge gebiert, soll der Hr. Landsekelmeister „ohnverweilt 70 Maas guten wellschen Wein geben.“ (1784.) Auf Ehrbarkeit im Rath ward sehr gehalten. Hart gestraft wurde, „wer aus dem Rath schwäzte;“ ein Rathsherr aber der den andern ehrverlezlich „in der Rathsstube schalt, old (oder) auf dem Estrich, (vor der Stube,)“ dürfte fortan so wenig, als der Gescholtene, dem Rath weiter beiwohnen, bis nach rechtlichem Austrag der Sache (v. J. 1676.) Diese Sitte steht noch h[e]ut in Ehren. Ein „gescholtener Mann“ der den Schelter nicht vor Gericht nimmt, gilt als ein ehren-unfähiger Mann.

Man sieht daraus, daß die Gesetzgebung des Hirtenlandes höchst einfach und mangelhaft war; den Regierenden und Richtern aber weiten Spielraum und eine Willkühr einräumte, die in ältern und neuern Zeiten gar nicht selten auf empörende Weise benuzt wurde. Indessen das Volk hielt sich für frei. Unkundig des Bessern, oder in herkömmlicher Unwissenheit unbeholfen zum Bessern, überließ es sich mit vertrauensvoller Kindlichkeit der Leitung seiner „geistlichen und weltlichen Herrn," wenn sie ihm nur nicht zu schlimm mitspielten. Das hat sich in neueren Zeiten nun freilich etwas anders gestaltet.

Die Reformen nämlich, welche, seit Anfang des Jahres 1830, von den meisten Kantonen in ihren Staatsverfassungen vorgenommen wurden, sind auch auf Schwyz nicht ohne Einfluß geblieben. Es ist da unerwartet ein Lichtstrahl in die alterthümliche Finsterniß eingebrochen, der nicht mehr erlöschen kann.

Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren von den 38,000 Seelen, aus welchen das Völkchen besteht, nur eigentlich 12 bis 16,000 staatsbürgerlich frei, nämlich, die Landleute des einzigen Bezirks Schwyz. Das übrige zum Kanton gehörige Land war Unterthan dieses Bezirks, der sich daher auch das „altgefreite Land" hieß. Erst, als die Franzosen (im J. 1798) in die Schweiz einbrachen, und als gegen sie die Unterthanen mit ins Schlachtfeld ziehn sollten, wurden diese frei erklärt. — Auch selbst im Bezirk Schwyz wohnten noch bei 3000 Personen, die unter dem Namen der Insassen oder „neuen Landleute", an den bürgerlichen Rechten und Freiheiten der alten Landleute keinen Theil hatten, blos auf ein gewisses Gewerb beschränkt und mancher lästigen Bedingung unterworfen waren. Jenen, deren Vorfahren da schon seit Jahrhunderten gelebt hatten, ward von souveräner Landsgemeinde ebenfalls endlich am Tage der Noth (am 18. April 1798,) zugesagt, daß sie hinfort, als „gefreite Landleute" angesehn werden sollten.

Was das biedre Hirtenvolk damals von ganzem Herzen gern bewilligt hatte, mogte von den regierenden Herrn wohl nur ungern gewährt worden seyn. Es ging damit manches Aemtlein für ihre Familien verloren. Inzwischen ließ sich nichts ändern. Aber (im J. 1815) nach dem Sturz Napoleons, steuerte die Aristokratie wieder, wie in den übrigen Kantonen, auch in Schwyz

den alten Zuständen entgegen. Man machte langsam und vorsichtig die ehemaligen Vorrechte des altgefreiten Landes über die sechs andern Bezirke geltend. Diese verlangten vergebens und jahrelang eine bestimmte Landesverfassung. Sie ward immer verheißen doch, unter schlauem Zögern, nie ins Werk gesezt. Da erschien das Jahr 1830, in welchem die Mehrheit der Kantone ihre Staatsgrundgeseze verbesserten. Als die Herrn zu Schwytz beharrlich zauderten, das Begehren der sechs „äußern Bezirke" zu erfüllen, trennten sich diese, nach vielen Unterhandlungen und vergeblichen Vermittlungsversuchen der Tagsatzung, als ein eignes Gemeinwesen, vom altgefreiten Bezirk. Doch die Trennung dauerte nicht lange. Denn als die in der Schweiz zerstreute aristokratische Parthei, zur Wiedereroberung ihrer angemaßten Herrlichkeit, im Jahre 1833 sogar Bürgerkrieg versuchen und nicht an die eigne Ohnmacht glauben wollte; als vom Flecken Schwytz aus sogar ein schlechtbewaffneter Haufe von 600 Menschen den Angriff gegen die äußern Bezirke begann, stellte die Tagsatzung plözlich, ohne Blutvergießen, Ruhe und Ordnung her, indem sie eine Truppenmacht von 10,000 Mann ins Land schickte. Dann wurde die Trennung aufgehoben, und das Ländchen ist wieder, unter selbstgegebener Verfassung, eine ungetheilte Republik.

Diese Verfassung, wie einfach und den Verhältnissen des kleinen Gebiets angemessen sie auch seyn mag, enthält aber Grundsätze, die das volle Gegentheil der ehmaligen sind. Sie bringen nothwendig ein andres Leben, einen andern Geist in den engen Alpenstaat und durch ihn wahrscheinlich auch in die übrigen Berg- und Waldkantone, früher oder später.

Wenn Bürger einer Monarchie diese Grundsätze lesen, welche solches Wunder wirken sollen, werden sie lächeln müssen; denn in guten Monarchien bestehn die darin gegebnen Freiheiten längst für alle Unterthanen. Sie werden erstaunen, daß es nöthig war, erst solche Grundsätze feierlich zu erklären und durch eine Constitution in einem Lande zu beurkunden, welches man immer für eine Demokratie, für die uralte Wiege der Freiheit, zu halten gewohnt war. Aber man lernt daraus, welch eine Bewandniß es mit den ehmaligen schweizerischen Republiken hatte, die man pries, ohne von ihnen mehr, als ihre äußere Vergoldung zu kennen.

Die Souveränetät des Volks im Kanton Schwytz thut sich, wie seit einem halben Jahrtausend, zwar auch izt noch, durch die versammelte Landsgemeinde kund; aber nicht mehr einige Abthei-

lungen des Volks, sondern alle Staatsbürger haben nun Recht, dabei zu erscheinen; denn alle genießen gleiche staatsbürgerliche Rechte und alle sind vor dem Gesez einander gleich. Jeder kann sich nun in einer Gemeinde niederlassen, wo er will, und Handel und Gewerbe treiben, wie der eingeborne; übt sein politisches Bürgerrecht aus, wo er wohnt, und kann vor Gericht treten, ohne von einer Behörde daran gehindert zu werden. Die freie Meinungsäußerung in Wort und Schrift ist gewährleistet, (wirklich bestehn nun schon thätige Druckerpressen zu Schwytz, wie zu Einsiedeln). Die vollziehende und richterliche Gewalt ist getrennt; kein verfassungswidriges Gericht darf mehr aufgestellt werden. Klöster stehn in jeder Beziehung unter Aufsicht des Staats; sind im Handel und Gewerbe auf die Erzeugnisse ihrer Güter und den damit verbundnen Viehstand beschränkt; dürfen auf keine Weise ihr Grundeigenthum vergrößern und müssen dennoch zu den Staatslasten, verhältnißmäßig wie andre Bürger beisteuern.

Was ist nun in dem Allen Außerordentliches? — wird man fragen. Das Außerordentliche liegt darin, daß es Mühe, ja beinah Bürgerblut, kostete, in einem sogenannten Freistaat den Genossen desselben Rechte zu verschaffen, deren sich die Unterthanen weiser Fürsten längst erfreuten!

2.

Goldau vor dem Bergsturz.

Das arme Goldau! Es liegt mit seinen friedlichen Hütten, seinen Fluren und Obsthainen hundert Schuh tief unter Felsen begraben.

Einst ruhete es im schönen Thale zwischen dem Ruffiberge und Rigi, zwischen den Seen von Zug und Lowerz, weich und tief, in seinen dunkelgrünen Wiesen und krausen Gebüschen, eingebettet. Durch die Mitte der zerstreuten Hütten strömte fröhlich der Aabach, aus dessen Sande man noch Ende vorigen Jahrhunderts Gold wusch. Eine hölzerne, geräumige Brücke, mit Bedachung, führte hinüber ins Innere des Dorfes. Da trat dem Wanderer malerisch die Filialkapelle des Ortes, mit ihrer kleinen Vorhalle und dem hochgespizten Thürmlein entgegen, umringt von ländlichen Wohnungen. Diese, wenn auch höchst einfach und prunklos,

[illegible] des Volks, sondern alle Staatsbürger haben nun Recht, dabei zu erscheinen; denn alle genießen gleiche staatsbürgerliche Rechte und alle sind vor dem Gesez einander gleich. Jeder kann sich nun in [illegible] niederlassen, wo er will, und Handel und Gewerbe [illegible] eingeborne; übt sein politisches Bürgerrecht aus, [illegible] kann vor Gericht treten, [illegible] zu werden. Die freie [illegible] ist gewährleistet, (wirklich [illegible] zu Schwytz, wie zu Einsiedeln; [illegible] richterliche Gewalt ist getrennt; [illegible] mehr aufgestellt werden. [illegible] unter Aufsicht des Staats; sind [illegible] Erzeugniße ihrer Güter und den [illegible] beschränkt; dürfen auf keine Weise ihr [illegible] und müßen dennoch zu den Staats[illegible] [illegible] andre Bürger beisteuern.

[illegible] Allen Außerordentliches? — wird man [illegible] wesentliche liegt darin, daß es Mühe, ja beinah [illegible], in einem sogenannten Freistaat den Ge[illegible] zu verschaffen, deren sich die Unterthanen [illegible] erfreuen!

2.

Goldau vor dem Bergsturz.

[illegible] Goldau! [illegible] liegt mit seinen friedlichen Hütten, [illegible] und Obstbäumen hundert Schuh tief unter Felsen be[illegible]

[illegible] es im schönen Thale zwischen dem Ruffiberge [illegible] den Seen von Zug und Lowerz, weich und [illegible] dunkelgrünen Wiesen und krausen Gebüschen, einge[illegible] die Mitte der zerstreuten Hütten strömte fröhlich [illegible], aus dessen [illegible] man noch Ende vorigen Jahrhun[illegible] [illegible] hölzerne, geräumige Brücke, mit Be[illegible] führte [illegible] ins Innere des Dorfes. Da trat dem Wan[illegible] [illegible] Filialkapelle des Ortes, mit ihrer kleinen Vor[illegible] [illegible] hochgespitzten Thürmlein entgegen, umringt von [illegible] Wohnungen. Diese, wenn auch höchst einfach und prunklos,

GOLDAU, AS IT WAS. DAS EHEMALIGE GOLDAU. GOLDAU, COMME IL L'ÉTOIT.

wie überall in den Hirtenthälern, trugen doch den Charakter des Bequemlichen und, wie die Schweizer sagen, „Heimeligen“ (Heimathlichen), weil man sie nicht ohne ein Gefühl ansehen kann, es sey da drinnen behaglich. Nur das niedrige Erdgeschoß, für Keller, oder Bewahrung allerlei „Gerümpels“ ist von Mauerwerk aufgeführt; das Uebrige des Gebäudes, eins und zwei Stockwerke hoch, bis zum Dache, von Holz. Zahlreiche Fenster, mit kleinen runden Scheiben, geben den Zimmern und Kammern drinnen genugsames Licht; und das vertäfelte Holzwerk gewährt im Winter größere Wärme, im Sommer größere Kühle, als das dickste Gemäuer. Vordächlein draußen über die Reihen der Fenster dienen den Gemächern, statt Sonnenschirmes. Der Sammelplatz der Familie, die Wohnstube, pflegt das größte Gemach des Hauses, dennoch aber durch den weiten und breiten aufgemauerten Ofen oft über Gebühr, verkleinert zu seyn. Solch ein Riesen-Ofen dient der Hausmutter auch zum Backen des Brodes, zum Dörren ihres Obstes und dem Herrn und Knecht am kalten Wintertage, sich auf die erwärmte Oberfläche ausgestreckt hin zu lagern. Ein kleines Weihwasser-Gefäß neben der Thür, ein Kruzifix, ein Marienbild in der Zimmerecke, ein schwerer, hölzerner Tisch, nebst einigen Bänken und Schränken, bilden gewöhnlich die gesammte Verzierung und Geräthschaft des Zimmers.

Die zerstreuten Häuser und Höfe von Röthen und Busingen, welche mit Goldau zugleich untergingen, gehörten, wie dieses, zur Pfarrei des Fleckens Arth, am Zugersee. Das ganze Thalgelände bis Lowerz, das sich am Fuß des Rigi in seinem eignen See spiegelt, war zwar von Alters her zum Ländchen Schwytz gezählt, aber im zehnten Jahrhundert, durch frommer Herrn Hand dem Gotteshaus Murbach im Elsaß, nicht minder den Grafen von Lenzburg im Aargau, zins- und gaben-pflichtig, übrigens aber unter Kaisers und Reiches Schirm. König Albrecht, dem, zur Bereicherung seines Hauses, auch das Geringe nicht zu gering schien, brachte nachher die Rechte und Steuern des armen Thals mit Gewalt an sich. Sie bestanden in wenigen Geldzinsen und gerichtlichen Bussen, einigen Maltern Getraide, in Fischen, Lämmern, Käsen, Butter u. s. w. Um 200 Mark Silbers Züricher Gewicht kaufte sich im J. 1353 das Thal endlich von Allem los.

Gern mögt' ich die tausendjährige Lebensgeschichte des unglückseligen Dörfleins und der benachbarten Höfe erzählen. Aber sie ist so einfach und einförmig, wie die Sitten seiner gutmüthigen Bewohner vor Jahrhunderten und noch am Tage des Unterganges waren.

Die nämlichen Grundstücke, auf welchen schön vor dreissig Menschenaltern die bescheidenen Geschlechter des Dorfs, die Bürgi, Eikorn, Biser, Amen, Ospenthal „gehauset und gehofet“ hatten, wurden noch im Jahr 1806 von deren Nachkommen gleiches Namens ungeschmälert besessen und angebaut. Ein Sohn folgte immer dem andern der Reihe nach, als Erbe und Erblasser der nämlichen Heimath, und wußte seinen Kindern von Vätern zu erzählen, die vor fünf und sechs Menschenalter auf derselben Stätte geboren und gestorben waren. Die Sitte des Alterthums blieb die Sitte der neuesten Zeit. Zieger, mit Salz und Kümmel gemengt, hart gepresst, auch geräuchert, galt ehemals, und am letzten Tag noch, als alltägliche Kost. Brod- und Fleischspeisen waren seltne Ueppigkeit; dürres Obst, Gemüse und Milchspeisen gehörten zur bessern Nahrung. Es ist aufgezeichnet worden, daß Melchior Bürgi zu Goldau, bei einer amtlichen Rechnungsablage im Jahr 1690, den in seinem Hause versammelten Rathsherren einen Schmauß gab. Da wurde „gebläheter“ (oder verdickter, dann zusammengepreßter, dann über Kohlenglut gebratener) Zieger*) in Fülle genossen und Brod dazu gegessen. Das Ehrenmahl kostete einen ganzen Gulden!

Einfach, wie die Kost, war die Kleidung. Das Gewand des Reichen, wie des Armen, bestand aus gleichem Stoff mit gleichem Schnitt. Nur an Festtagen erschienen Feierkleider, doch ohne Kostbarkeit, gewöhnlich aus selbstverfertigtem Zeuge. Im vorigen Jahrhundert wohnten auf der Harmettlen, einem Hofe bei Goldau, die zwei schönsten und reichsten Mädchen der Gegend, die Töchter eines hablichen Bürgi. Aber beide hatten doch nur einen und denselben festlichen Putz mit einander gemein. Ging die eine der Schwestern Sonntags in den Flecken Arth zur Kirche, erwartete die andere die Rückkunft derselben, um dann in der nämlichen Kleidung die Kirche zu besuchen und die Augen der Bewunderer auf sich zu ziehen. Nachts schlief man nackt, ohne Hemd, im Bette, wie darin die alten Könige und Königinnen noch in alten Holzschnitten zu schauen sind; eine Sitte, die aber unter den Landleuten vieler Schweizergegenden noch immer in Uebung ist. Von solcher Häuslichkeit und einfachen Lebensart hat man wohl nur in wenigen

---

*) Zieger ist der käsige Niederschlag, der, vermittelst einer Säure, aus dem dünnen, milchigen Wasser (Sirbe, Sirbele genannt) noch abgeschieden werden kann, was von der gewonnenen und davon genommenen Milch noch übrig bleibt.

Ländern Europens Vorstellungen; aber auch nicht von der harmlosen Redlichkeit und Treue der Denkart, die daneben herrschte. Bridel hat uns davon, im Jahr 1783, einen Zug aufbewahrt, der zu schön ist, als daß er hier nicht wieder erzählt werden sollte.

Zween Nachbaren hegten mit einander wegen eines Stück Mattlandes Streit. Jeder glaubte sein Eigenthumsrecht mit guten Gründen geborgen. Die Sache sollte zur Entscheidung vor das offene Landgericht zu Schwytz gebracht werden. Franz ging zu seinem Nachbar, und meinte, sie wollten in Gesellschaft mit einander von Goldau dahin wandern; Nachbar Kaspar schützte Unmöglichkeit vor, weil er sein Heu von den Wiesen einbringen müsse, ehe sich das Wetter verschlimmere. Nach manchem Hin- und Herreden sagte Kaspar: „Nun denn, so kannst du ja allein nach Schwytz gehen, und dem Richter deine und meine Gründe sagen.“ — „Auch das!“ erwiederte Franz: „Ich werde die Sache für dich besorgen, wie für mich.“ Franz ging. Als er zurückkam, war sein Erstes, den Nachbar zu besuchen, und ihm mit freudiger Miene zu verkünden: „Ich wünsche dir Glück, Kaspar, du hast den Handel gewonnen und die Wiese gehört dir!“

So oft ich ehemals durch die freundlichen Gegenden von Goldau wandelte, und es geschah während meines amtlichen Aufenthalts in den Urkantonen nicht selten, befremdete mich der Anblick zahlloser mit Moos und Kräutern, oder Tannen bewachsenen Felsblöcke in der Umgebung des Dorfs. Es war ein wirkliches Labyrinth zwischen diesen Felstrümmern. Es zweifelte Niemand, daß hier vor undenklichen Zeiten schon ein Bergsturz gewesen seyn müsse. Vielleicht riß sich damals eine Masse des hohen Gnyppenstocks los. Man hat auch Erinnerungen von spätern Ueberschüttungen dieser Gegend. Eine Urkunde spricht noch von einem Dorf in Rötten, das nicht mehr vorhanden ist; statt dessen finden wir da Grundstücke, deren Name „Brechen“ auf einen Abbruch vom Felsen deutet: „Allmendbrechen, Hublisbrechen“ u. s. w. Im Jahr 1712 drohte eine von der Höhe niedertobende Stein-Lauine große Gefahr in der Gegend vom benachbarten Arth. In derselben Gegend wiederholte sich dasselbe Schauspiel vom Berge herabrollender Felsen, Tannen und Erdhaufen im Juli 1795.

Ueberhaupt sind die furchtbaren Erscheinungen der Bergfälle, wenn in Verwitterung zerrissene Felsmassen stürzen, oder „Erdschlipfe“, wenn Grund und Boden steiler Halden, mit Fels und Wald, gegen die Tiefe niedergleitet, keiner Gegend des Hochgebirgs fremd. Wer mögte sie alle aufzeichnen? Nur die verheerendsten

werden im Gedächtniß bewahrt, wie der entsetzliche Untergang des großen und reichen Fleckens Plurs im Jahr 1618, welcher mit seinen 2430 Einwohnern unter dem niedergefallenen Gipfel des Berges Conto begraben liegt. Die bleiche Spur eines mächtigen Erdschlipfes an der Südwestseite des Rigi, ohnweit dem Dorfe Weggis am Luzerner-See erblickt man noch seit dem Jahre 1795. Damals glitten bei 80 Juchart Landes, mit Wiesen, Gärten, Fruchtbäumen und 31 Häusern zum See herunter; doch so langsam, daß man das Beste retten und selbst die Häuser fast ganz abtragen konnte.

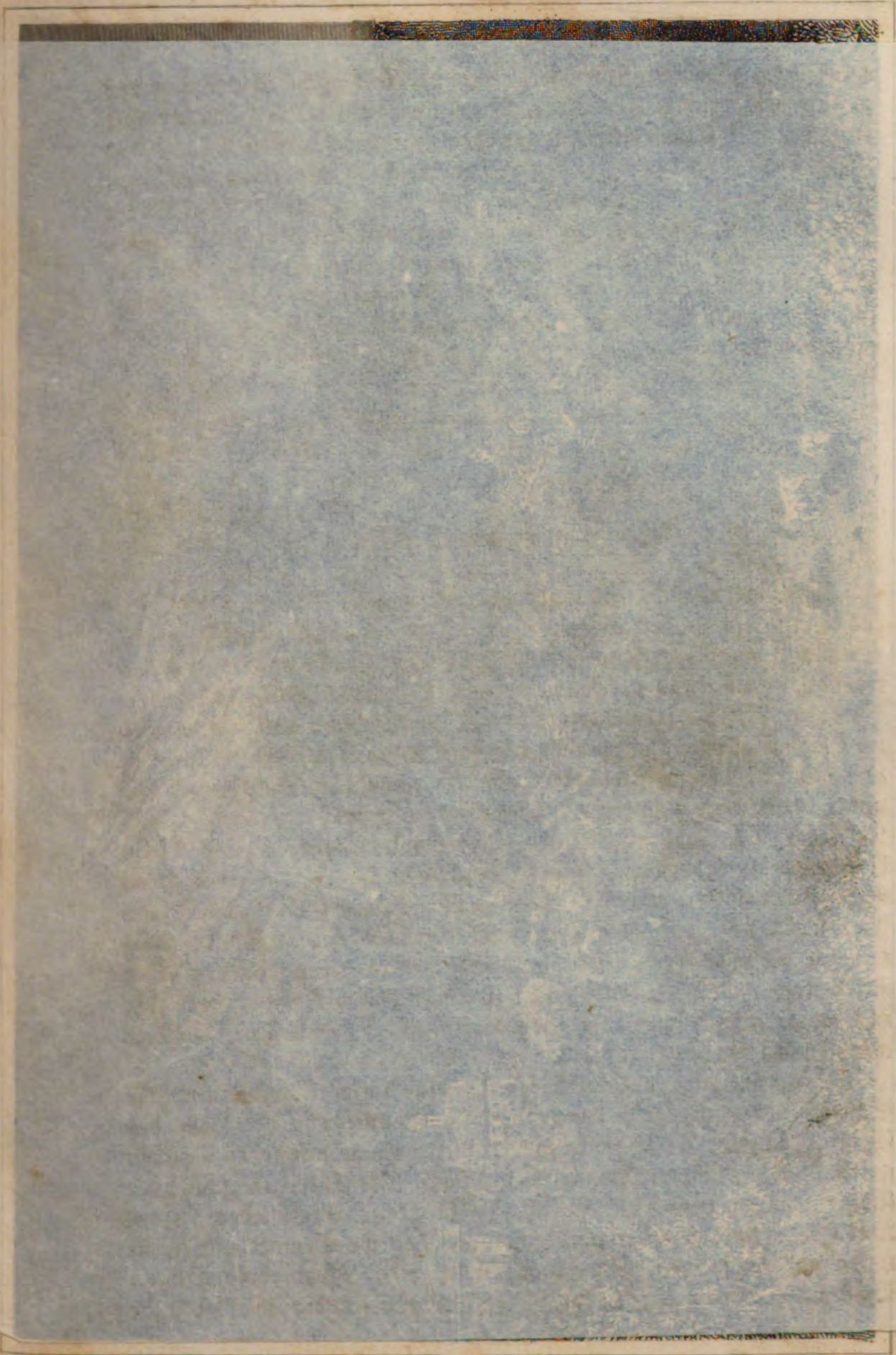
3.

Goldau nach dem Bergsturz.

An einem schönen Sommertage, es war im August 1806, besuchte mich ein junger, liebenswürdiger Mann, Rudolph Jenner, von Bern, mit dem ich durch freundschaftliche Verhältnisse und Briefwechsel verbunden war. Er wollte mich zu einer Rigi-Reise bereden, die er in Gesellschaft einiger Freunde und Freundinnen zu machen im Begriff stand. Ich mußte die Einladung ablehnen. Wäre sie von mir angenommen worden, würd' ich wahrscheinlich neben ihm unter den Bergtrümmern des Gnyppen ruhn.

Nach anhaltendem heftigem Regenwetter war er mit seinen Gefährten aufgebrochen. Am 2. Septembertag, bei trübem Himmel, stiller Luft, wanderte er mit ihnen wohlgemuth durch den Flecken Arth, und den Weg nach Schwytz, das reizende Thal entlang. Einige Herren waren zufällig etwas zurückgeblieben. Sie eilten nach und sahen ihn noch, nur einige hundert Schritt vor sich, mit seinen Begleitern und Begleiterinnen, in das Dorf Goldau wohlgemuth einziehen.

Aber ein anderer Anblick fesselte die Aufmerksamkeit und die Schritte der Zurückgebliebenen. Sie sahen links von der Höhe des Gebirgs einzelne Felsenblöcke niederfallen; einige mit hohen Tannen gekrönt. Ein dumpfer Donner hallte nach. Die Entfernung bis zum Berge war zu groß, um Gefahr zu fürchten. Sie blieben stehen. Das großartige, wunderbare Schauspiel hob ihr Gemüth mit Frohlocken und Erstaunen. Sie jauchzten bei jeder Wiederholung ihren Beifall der gewaltigen Natur. Sie klatschten freudig mit den Hän-



werden im Gedächtniß bewahrt, wie der entsetzliche Untergang des großen und reichen Fleckens Plurs im Jahr 1618, welcher mit seinen 2430 Einwohnern unter dem niedergefallenen Gipfel des Berges Conto begraben liegt. Die bleiche Spur eines mächtigen Erdschlipfes an der [illegible] des Rigi, ohnweit dem Dorfe Weggis am [illegible] war noch seit dem Jahre 1795. [illegible], mit Wiesen, Gärten, [illegible] herunter; doch so lang- [illegible] die Häuser fast ganz [illegible]

8.

[illegible] nach dem Bergsturz.

[illegible] Sommertage, es war im August 1806, be- [illegible] Rudolph Jenner, [illegible] freundschaftliche Verhältnisse und Brief- [illegible] Rigi-Reise bereden, [illegible] zu machen [illegible]. Wäre sie [illegible], würd' ich wahrscheinlich neben ihm [illegible] des Gnppen ruhn.

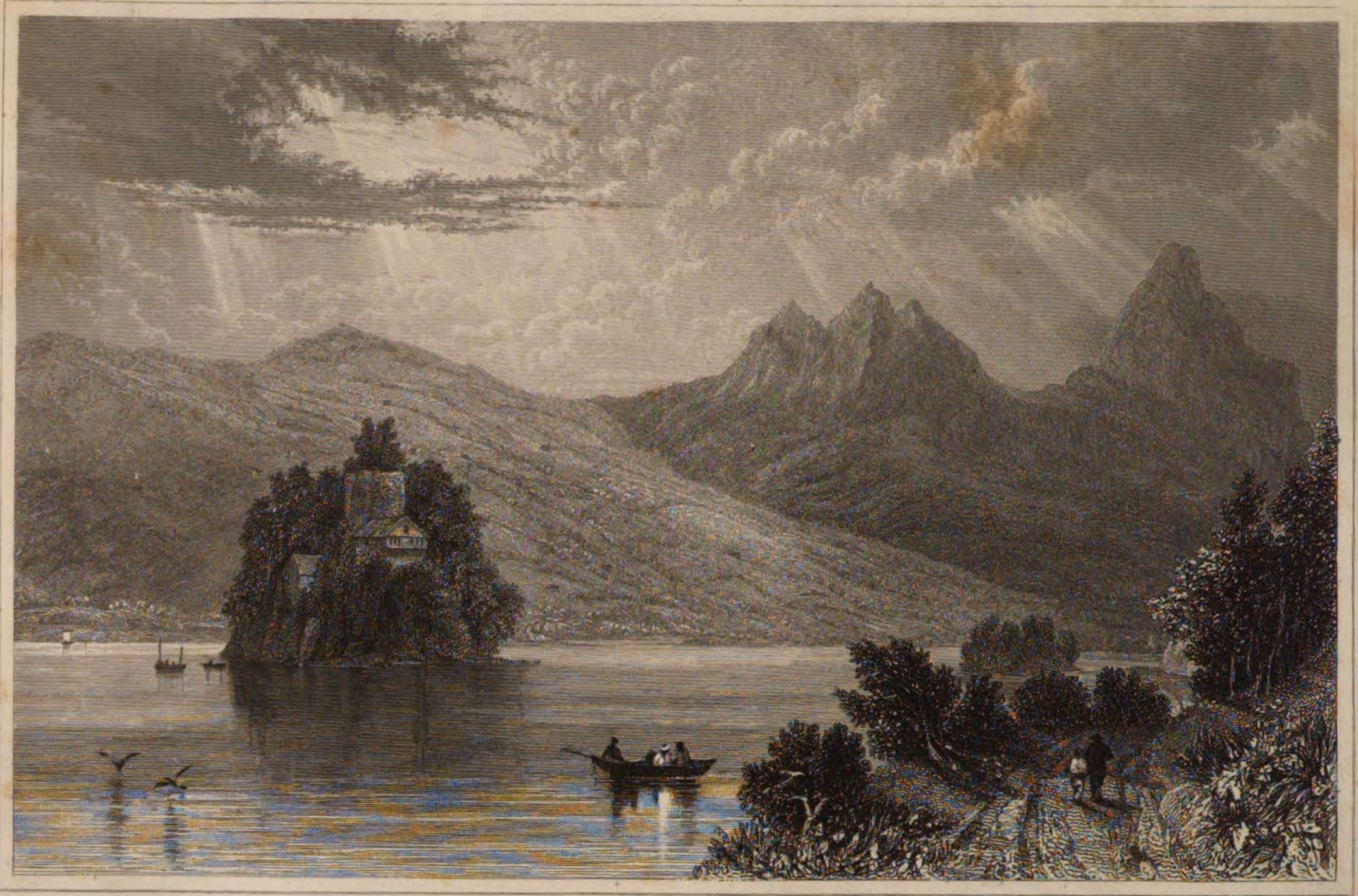
[illegible] heftigem Regenwetter war er mit seinen [illegible]. Am 2. Septembertag, bei trübem Him- [illegible] wanderte er mit ihnen wohlgemuth durch den [illegible] den Weg nach Schwyz, das reizende Thal [illegible] waren gerade etwas zurückgeblieben. Sie [illegible] ihn noch, nur einige hundert Schritt vor sich, [illegible] in das Dorf Goldau [illegible].

[illegible] Aufmerksamkeit und die [illegible] links von der Höhe des [illegible]; einige mit hohen Tannen [illegible]. Die Entfernung bis zum [illegible] zu fürchten. Sie blieben stehen. [illegible] Schauspiel hob ihr Gemüth mit Froh- [illegible] bei jeder Wiederholung ihren [illegible]. Sie klatschten freudig mit den Hän-

GOLDAU
TOWARDS THE ROSSBERG

GOLDAU.
GEGEN DEN ROSSBERG

GOLDAU
VERS LE ROSSBERG.



THE JSLAND OF SCHWANAU

DIE JNSEL SCHWANAU.

GEGEN DIE MYTHEN UND DEN HAGGEN

L'JSLE DE SCHWANAU.

[illegible]. Aber plötzlich, wildbrechend fing die Masse des [illegible] sigen Gebirgs an sich zu bewegen. Erst in [illegible] Wellenform, und mit donnerndem Getöse [illegible] sich die ungeheure Bergwand, von mehreren Stunden [illegible], sammt ihren Waldungen, Sennhütten, Viehheerden und Ortschaften, — dann mit Blitzesschnelle brach Alles los, und nieder sausend, betäubend, Finsterniß, einer Nacht gleich, erstickender Dampf und Staub ringsum. Der Boden bebte. Es war ein Schlag, ein Augenblick. Dann verstummte der Donner in langsam hinsterbendem Getöse. Erst nach einigen Minuten legte sich der dichteste Staub.

Die auf einer Wiese vor Goldau gebliebenen Beobachter des grauenvollen Ereignisses sahen einander mit Entsetzen an, sprachlos, bleich. Bald, wie die Staubwolken lichter wurden, erkannten sie, in unmittelbarer Umgebung, Schutt und Felsen; bald weiter hin den gleichen Gräuel der Verwüstung. Aber sie sahen nicht mehr Goldau vor sich; nicht ihre Reisegefährten mehr, die ins Dorf eintreten wollten. Alles war verschwunden, Alles begraben; das grüne, blühende Thal eine leblose, [illegible], dampfende Einöde. Es war Nachmittags um 5 Uhr.

Der Flächenraum von beinahe [illegible] zeigte sich mit Erdschlamm und ungeheuern Felsen, [illegible] und mehr Schuh hoch, überlagert. [illegible] die vom Wasser unterfressenen [illegible]. Die Wucht des Falles [illegible] gegenübergelegenen Rigiberg, [illegible] schleudert; Vögel in der Luft, [illegible]. Der Lowerzer-See schwoll und [illegible] hoch auf. Die Wellen schlugen über die [illegible] Schwanau zusammen, über die Wipfel der Bäume, [illegible] Schuh über dem Wasserspiegel des Sees, zur Thurmspitze der einsamen Felsenkapelle empor; fuhren zerstörend in die Dörfer von Lowerz und Seewen. Die Ortschaften Goldau, Busingen, Röthen, mit ohngefähr 500 Menschen, mit 111 Wohnungen, ihren Heerden, ihren Ställen, waren von der Oberfläche der Erde vertilgt, nebst allen Kapellen und Andachtsstätten. Niemand konnte die Stelle nur annähernd bezeichnen, wo die Gebäude, wo die Brücke von Goldau, wo das Filialkirchlein des Orts gestanden waren. Landleute, die zufällig während des furchtbaren Schicksals auf den Höhen gestanden, sagten aus, sie hätten in dem finstern Augenblick ein herzzerreißendes Angstgeschrei vom Dorf her vernommen. Einer der Zeugen erklärte: er habe deutlich aus einem Hause bei Goldau

den. Aber plötzlich, wildbrechend fing die Masse des ganzen riesigen Gebirgs an sich zu bewegen. Erst in fürchterlich langsamer Wellenform, und mit donnerndem Gebrause hob und senkte sich die ungeheure Bergwand, von mehreren Stunden Ausdehnung, sammt ihren Waldungen, Sennhütten, Viehheerden und Ortschaften, — dann mit Blitzesschnelle brach Alles los, und nieder sausend, betäubend, Finsterniß, einer Nacht gleich, erstickender Dampf und Staub ringsum. Der Boden bebte. Es war ein Schlag, ein Augenblick. Dann verstummte der Donner in langsam hinsterbendem Getöse. Erst nach einigen Minuten legte sich der dichteste Staub.

Die auf einer Wiese vor Goldau gebliebenen Beobachter des grauenvollen Ereignisses sahen einander mit Entsetzen an, sprachlos, bleich. Bald, wie die Staubwolken lichter wurden, erkannten sie, in unmittelbarer Umgebung, Schutt und Felsen; bald weiter hin den gleichen Gräuel der Verwüstung. Aber sie sahen nicht mehr Goldau vor sich; nicht ihre Reisegefährten mehr, die ins Dorf eintreten wollten. Alles war verschwunden, Alles begraben; das grüne, blühende Thal eine leblose, graue, dampfende Einöde. Es war Nachmittags um 5 Uhr.

Der Flächenraum von beinahe einer Geviertenmeile zeigte sich mit Erdschlamm und ungeheuern Felsen, stellenweis bei 100 und mehr Schuh hoch, überlagert. Vom Gnyppen herab hatten sich die vom Wasser unterfressenen obern Gebirgsschichten überwälzt. Die Wucht des Falles hatte sogar gewaltige Steinblöcke an den gegenübergelegenen Rigiberg, zu der andern Thalseite hinaufgeschleudert; Vögel in der Luft, während der Flucht, getödtet. Der Lowerzer-See schwoll und wogte vom hereinstürzendem Getrümmer hoch auf. Die Wellen schlugen über die romantische Insel Schwanau zusammen, über die Wipfel der Bäume, 60—70 Schuh über dem Wasserspiegel des Sees, zur Thurmspitze der einsamen Felsenkapelle empor; fuhren zerstörend in die Dörfer von Lowerz und Seewen. Die Ortschaften Goldau, Busingen, Rötten, mit ohngefähr 500 Menschen, mit 111 Wohnungen, ihren Heerden, ihren Ställen, waren von der Oberfläche der Erde vertilgt, nebst allen Kapellen und Andachtsstätten. Niemand konnte die Stelle nur annähernd bezeichnen, wo die Gebäude, wo die Brücke von Goldau, wo das Filialkirchlein des Orts gestanden waren. Landleute, die zufällig während des furchtbaren Schicksals auf den Höhen gestanden, sagten aus, sie hätten in dem finstern Augenblick ein herzzerreißendes Angstgeschrei vom Dorf her vernommen. Einer der Zeugen erklärte: er habe deutlich aus einem Hause bei Goldau

das letzte Geschrei eines Mannes vernommen: „Fliehet, fliehet! der Berg kömmt. Er ist schon da!“

Einige Tage vorher schon hatten Personen, die am Berge Holz fällten, und andere ländliche Arbeiten verrichteten, im Erdboden vorher nie gesehene Wulsten, Risse und Spaltungen des Grundes bemerkt; auch Fallen einzelner Steine; dumpfes Dröhnen der Erde unter ihren Füßen. Sie erzählten davon, als herrsche da Teufelsspuck und Aefferei böser Geister. Einer derselben ging zum Pfarrer und bat ihn, sein Landstück zu benediciren, denn „da sey es unrichtig.“

Es ist eine der schaudervollsten Vorstellungen, daß wohl mehr, als einer jener vom Bergfall Verschütteten nicht plötzlichen Tod gefunden, sondern in der Nacht seines Grabes noch Tage verzweiflungsvoll gelebt haben möge.

Bald nachdem das Schreckliche geschehen war, kamen von der Höhe des Gebirgs drei Männer, welche Holz gefällt hatten. Sie hörten, am Saum der Schlamm- und Schutt-Lauine wandernd, in der Gegend, wo einst eine ärmliche Berghütte gestanden war, unterirdisches Wimmern. Sie machten sich rasch ans Werk; fanden unter dem Schutte zertrümmerte Balken, und zogen einen vierzehnjährigen Knaben, Meinrad Appert, unversehrt darunter hervor.

Wie die Bewegung des Berges begann und die Wälder und die Felsen droben durch einander gingen, sah es auch Lienhard Wiget, der eben mit seiner Familie Obst unter den Bäumen auflas neben seinem zierlichen, wohlgebauten Hause. Alles flüchtete mit Geschrei. Die 23jährige Magd, Franziska Ulrich, ergriff das ihr nächste Kind, ein Mägdlein von 5 Jahren, rannte mit demselben in's Haus und wollte noch das Jüngste retten, welches in der Wiege schlummerte. In demselben Augenblick aber ward die Stube nächtlich finster, das ganze Haus aufgehoben, weggeschoben, fortgeschleudert, wie Franziska glaubte, in einen tiefen Abgrund. Als die Bewegung ein Ende nahm, fühlte sich das arme Mädchen hart eingeklemmt, die Füße aufwärts, den Kopf unten, über das Gesicht Blut fließen. Franziska litt keine Schmerzen; aber sie wähnte sich begraben im ungeheuren Weltuntergang, der dem jüngsten Tage vorangegangen sey; alles Lebende auf Erden hielt sie nun für vernichtet; sich allein noch im todten Reich der verwüsteten Schöpfung als die Letzte übrig, welche athmete.

Nach geraumer Zeit drang aber durch die Finsterniß das Wimmern eines Kindes. Sie erkannte die Stimme der kleinen Marianne, die sich in das Haus geflüchtet hatte. Sie selber ohne Trost, versuchte aber das Kind zu trösten, welches über Schmerzen,

das letzte Geschrei eines Mannes vernommen: »Fliehet, fliehet! der Berg kommt. Er ist schon da!«

Einige Tage vorher schon hatten Personen, die am Berge Holz fällten, und andere ländliche Arbeiten verrichteten, im Erdboden [illegible], Risse und Spaltungen des Grundes bemerkt, auch Fallen einzelner Steine; dumpfes Dröhnen der Erde unter ihren Füßen. Sie erzählten davon, als herrsche da Teufelsspuk und Wirken böser Geister. Einer derselben ging zum Pfarrer und bat ihn, das Landstück zu benedicieren, denn »da sey es unrichtig.«

Es ist eine der schauderhaftesten Vorstellungen, daß wohl mehr, als einer jener vom Bergfall Verschütteten nicht plötzlichen Tod gefunden, sondern in der Nacht seines Grabes noch Tage verzweiflungsvoll gelebt haben möge.

Bald nachdem das Schreckliche geschehen war, kamen von der Höhe des Gebirgs drei Männer, welche Holz gefällt hatten. Sie stiegen, am Saum der Schlamm- und Schutt-Lawine wandernd, in den Grund, wo einst eine ärmliche Berghütte gestanden war, [illegible] Stimmen. Sie machten sich rasch ans Werk; fanden [illegible] zertrümmerte Balken, und zogen einen vierzehnjährigen Knaben, [illegible] Appert, unversehrt darunter hervor.

Als die [illegible] des Berges begann und die Wälder und die Felsen [illegible] ineinander [illegible], sah es auch Lienhard [illegible], der [illegible] mit seiner Familie Obst unter den Bäumen [illegible] einem zierlichen, wohlgebauten Hause. Alles flüchtete [illegible]. Die 23jährige Magd, Franziska Ulrich, ergriff das [illegible]ste Kind, ein Mägdlein von 5 Jahren, rannte mit [illegible] in's Haus und wollte noch das Jüngste retten, welches [illegible] schlummerte. In demselben Augenblick aber ward die [illegible] plötzlich finster, das ganze Haus aufgehoben, weggeschoben, [illegible], wie Franziska glaubte, in einen tiefen Abgrund. [illegible] Bewegung ein Ende nahm, fühlte sich das arme Mädchen [illegible] eingeklemmt, die Füße aufwärts, den Kopf unten, über das [illegible] Blut fließen. Franziska litt keine Schmerzen; aber sie [illegible] sich begraben im ungeheuren Weltuntergang, der dem jüngsten Tage vorangegangen sey; alles Lebende auf Erden hielt sie [illegible] vernichtet; sich allein noch im todten Reich der verwüsteten Schöpfung als die [illegible] übrig, welche athmete.

Nach [illegible] drang aber durch die Finsterniß das Wimmern eines [illegible]. Sie erkannte die Stimme der kleinen Ma[illegible], die sich in das Haus geflüchtet hatte. Sie selber ohne [illegible] versuchte aber das Kind zu trösten, welches über Schmerzen,

Марія на снѣгахъ. Marya Śnieżna

St MARY | MARIA ZUM SCHNEE AUF DEM RIGI | St MARIE À LA NEIGE SUR LE RIGI.

bald über Hunger, klagte, endlich leiser sprach und nach einigen Stunden weinend entschlief. Franziska betete. Da hörte sie Glokkentöne. Sie erkannte noch das Abendgeläut am Steinerberg und bald darauf auch die Betglocke vom Dorfe Steinen. Nun ward Licht in ihrer Seele; die Welt sey noch nicht untergegangen. Es blieb noch Hoffnung auf Erlösung. Eine lange, grauenvolle Nacht verging, eh sich die Töne der Morgenglocke am Steinerberg wieder hören ließen. Auch die kleine Mariane ließ sich vernehmen mit neuen Jammerlauten. Indem sie das Kind tröstete, drang auch Geschrei aus der Höhe zu ihr. Sie erkannte die Stimme des verzweifelnden Wiget. Nun erhob sie mit dem Kinde ein klägliches Rufen um Hülfe.

Wiget stand wirklich in diesem Augenblick am Saum der Felslauine, und heulte im Schmerz um den Verlust seiner Familie laut auf. Wie er die unterirdischen Stimmen vernahm, erstarrte er vor Grausen und Freude. Dann, mit Beistand einiger Männer, schritt er zur Ausscharrung der Begrabnen. Er fand sie endlich. Er zog sie hervor, und befreite sie von Schlamm, der jede Bewegung ihrer Leiber 14 Stunden lang unmöglich gemacht hatte. Des Kindes Schenkelbein war gebrochen; Franziska blutig und zerquetscht am ganzen Leibe. Beide jedoch sind gerettet und geheilt worden.

Noch nach einem Jahrhundert wird der Wanderer die Verwüstung des weiland glücklichen Geländes wahrnehmen, und die vom Bergsturz hinterlassene lange, breite Narbe des Gnyppenstocks, neben dem Rüfiberge. Ueber den unfruchtbaren Schutt, zwischen Felsstücken und Wasserpfützen, schlängelt sich nun der Weg von Arth gen Schwytz. Hin und wieder hebt sich ein magres Gesträuch an todten Klippen. Eine Kapelle, ein Wirthshaus für Reisende, ein Heustall, über den Ruin aufgerichtet, tragen den Namen des verschwundenen Goldau und deuten in der Einöde, auf die ehmalige Stätte desselben hin.

4.

Maria zum Schnee auf dem Rigi.

In einer Bergvertiefung, aber noch 4300 Fuß über dem Meere, auf dem Rigi, erbaute im Jahr 1689 ein frommer Mann, Sebastian Zay, ein Kirchlein. Er that es, damit die Hirten,

welche an diesem Gebirg 3—4000 Stück Vieh in den Alpen weiden, ihrer Andacht pflegen mögten. Auch eine Wohnung, oder ein Klösterlein für einige Kapuziner, fügte er hinzu, welche daselbst des Gottesdienstes Sorge trügen, Sommers und Winters. Als darauf der heilige Vater zu Rom (im J. 1696) noch reichlichen Ablaß hieher ertheilte, begann bald großes Wallfahrten zum wunderthätigen Bilde „unsrer lieben Frau zum Schnee." Denn die Väter Kapuziner ließen es nicht an Ermunterung, erbaulichen Geschichten und guter Bewirthung der Pilger mangeln. Dafür floßen ihnen der frommen Gaben und Almosen viel. Es wurden Wirthshäuser gebaut. Aber den besten Tisch und den wohlgefülltesten Keller fand der Reichere bei den ehrwürdigen Vätern selbst; Wildpret, Forellen und Geflügel, italienische und Elsasser Weine fehlten nicht.

Doch noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts kannten, ausser den Hirten, die dort in anderthalb hundert Sennhütten längst dem Gebirg zerstreut lebten, und ausser den Pilgern wenige Reisende den Rigi. Sogar der alte Naturforscher Joh. Jak. Scheuchzer zog im J. 1706 auf seiner fünften Bergreise gleichgültig an ihm vorüber, und erstieg dafür lieber den gegenüber stehenden Pilatus.

Erst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts ward der Rigi, (die Regina montium, Königinn der Berge) durch erhabene Pracht einer unermeßlichen Aussicht, die er gewährt, berühmter; und bald auch von Freunden der landschaftlichen Naturschönheiten, oder von neugierigen Reisenden, Naturforschern, und von Kranken besucht, denen die Aerzte Alpenluft oder Molkenkuren verordnet hatten. Von da an mehrten sich die Gasthäuser und ihre Bequemlichkeiten. Seit den lezten 20 Jahren wurden deren noch auf der sogenannten »Staffel« nur eine Viertelstunde unter dem Berggipfel oder »Kulm« und auf dem Kulm selbst gebaut, blos 38 Pariserfuß tiefer, als die lezte Spitze des Rigi, auf welcher sich noch ein Signalgerüst, 5570 Fuß über dem Meer, erhebt. Die ehmals schroffen, oft lebensgefährlichen Pfade hinauf verwandelten sich in breite, bequeme, sichre Wege für Fußgänger und Reiter, daß selbst Frauenzimmer, ohne Uebermüdung, ohne Furcht, hinaufwandeln mögen.

Seitdem sieht man droben in den Sommermonden das Stelldichein von Reiselustigen aus der größern Hälfte unsers Welttheils, welche Zerstreuung, oder Gesundheit, oder Belehrung, oder das Schauspiel außerordentlicher Naturwunder suchen. Der Brite begegnet da dem

Italiäner, der Franzose dem Russen, der Schweizer dem Amerikaner, der Spanier dem Polen, der Deutsche dem Ungar. Oft reichen kaum alle Gasthäuser aus, der Menge Obdach zu geben. An schönen Tagen werden von Karavanen der Auf- und Niedersteigenden die Hauptwege des Berges belebt. Die sonst einsamen Alpen gleichen dann einem weiten Lustgarten in der Nähe irgend einer großen Hauptstadt. Gruppen der Spaziergänger, männlichen und weiblichen Geschlechts, mit Sorgfalt und Auswahl gekleidet, zeigen sich in allen Richtungen; hier im Grase gelagert, dort einen Berg erklimmend, hier auf einer Felswand versammelt, mit bewaffneten oder unbewaffneten Augen die Fernen zu mustern; dort Abschiednehmende; dort Ankömmlinge in seltsamer Reisetracht, von Führern und von Trägern ihres Gepäcks begleitet. Dies bunte Getümmel, der hier entfaltete Luxus, das fröhliche Umhertreiben reicher Familien der verschiedensten Nationen, machte vor einigen Jahren sogar einen Franzosen gelustig, ich glaube er hieß Lafitte, auf dem Rigi, während der Sommerzeit ein Spielhaus zu halten, und sein Pharao, Roulette, Rouge et Noir immitten der Alpen anzulegen. Er trat sogar schon mit der Regierung von Schwytz in Unterhandlung. Aber in der Eidgenossenschaft erhob sich die Stimme des tiefsten Unwilles dagegen, wie gegen eine Entweihung des Heiligthums.

Die ausgezeichnet vortheilhafte Lage dieser erhabnen Gebirgsmasse, welche, abgeschieden von andern Bergen, im Umfang von zehn Stunden, und im Vorgrund der langen Kette von Gletschern, zwischen anmuthigen Landschaften und drei schönen Seen, zu einer Höhe emporsteigt, auf welcher im Sommer noch Schnee fällt, aber nicht liegen bleibt — diese Lage ist es, welcher der Rigi einen Ruhm dankt, den ihm kein Nebenbuhler unter den europäischen Bergen mehr streitig macht. Gen Süden und Osten lagert sich vom Montblanc bis ins Tyrol die Kette der Alpen mit ihren Tausend vergletscherten Firsten, Hörnern, Zinken und Thürmen aus, fern genug, um sie bequem zu überschauen. Gegen Westen und Norden, bis zum Jura am Himmelssaum, schweift der Blick über einen bunten Teppich von mehrern Schweizerkantonen, über Berge, Hügel, Thäler, Dörfer, Städte, Wälder, Ebnen, Seen, Ströme hin. Man denke sich einen Ueberblick von mehr, denn einem halben Tausend Geviertmeilen!

Kein Wunder, wenn in solcher Höhe der menschliche Geist sich selber erhabner fühlt. Im Wehn der reinen Alpenluft scheint das Gemüth von den Schlacken des Alltagslebens frei zu werden. —

Jenes schwimmende Spreukorn auf dem Wasser? Es ist ein durch den See ruderndes Schiff. Jener Maulwurfshügel, jene zusammengescharrten Schutthaufen in der Tiefe drunten? Es sind Dörfer und Städte, von kleinen Wesen bewohnt, die wir mit bloßen Augen unmöglich erkennen mögen, die sich aber Herrn der Schöpfung heißen; die sich mit Eitelkeiten brüsten, mit Leidenschaften verfolgen, mit ihren riesenhaftscheinenden Plänen und zerstörten Hoffnungen, vom ersten zum lezten Odemzug, quälen. Die armen Ameisen! In der That, ihre Kunst ist bewunderns würdig, mit der sie sich zwischen Holzsplittern und kleinen Steinen annisten; einige Sandkörner anhäufen, welche ihnen Denkmale des Ruhms für Jahrtausende dünken, und sogar von einem Ufer des Gewässers zum andern, in einer Hülse, überzuschwimmen wagen. Aber bedauernswürdig ist die Bosheit, mit der sich diese Milben einander zu vernichten und zu zertreten suchen, wie kein anders Thiergeschlecht gegen Geschöpfe seiner eignen Gattung zu thun pflegt. — Ach, und wir selber auf der Berghöhe, nur der Natur, und darum schon, aus der Endlichkeit, dem Unendlichen und Göttlichen näher getreten — auch wir gehören jenem Milben-Geschlecht an. Welch ein Nichts ist unsere Persönlichkeit! Aber wie göttlich groß das Licht Gottes in uns, der Geist dessen Strahl das Weltall, die Geheimnisse der Natur durchleuchtet, ins Ewige dringt! Auch im Thautropfen des Halms zwar spiegeln sich des Himmels Millionen Sonnen; aber der Thautropfen begreift sie nicht; sie sind ihm dunkel, wie er sich selbst.

Man hat schon die Pracht der Rigi-Aussichten so oft, und in so mannigfacherweise geschildert, daß mir nichts überflüßiger scheint, als das Vielbeschriebene wieder zu beschreiben. Ohnehin giebt es nichts langweiligeres, als Landschaftbilder mit Buchstaben gemalt. Eben so wenig mögt' ich aber auch die Merkwürdigkeiten des Berges, seine Höhlen, seine Abgründe, oder seinen Pflanzenreichthum oder die Darstellung seiner Kalkstein- und Nagelfluelager der Reihe nach aufführen. Lieber will ich von dem erzählen, was in diesen reizenden und wilden Höhen jeden Wandrer bald mit Entsetzen, bald mit Entzücken anspricht; ihn, durch sein Eigenthümliches, wie in eine fremde Welt versezt; was Sterbliche in Thälern und Ebnen nie erfahren. Es ist dies die geheimnißvolle Haushaltung der Wolken; es sind dies die Zaubereien des Lichts und der Farben; es sind dies die wunderbaren Tändeleien der Natur in höhern Gegenden des Luftreichs. Dem Schiffer ist die Richtung des Windes auf dem Meer, welches er durchsegelt, kaum

wichtiger, als dem der ins Gebirg steigt, die Witterung des Tags, welche nirgends plötzlichere Umschwünge hat; als eben droben, vom hellen Tagesglanz zur Dunkelheit, von der Hitze zum Frost, von schlagenden Regenschauern zum reinsten Blau des Himmels.

Vielleicht kein Punkt unsers Welttheils wäre geeigneter, die Aenderungen und Erscheinungen der obern Luftschichten mit Bequemlichkeit zu beobachten, als das Kulmhaus, das selbst im Winter bewohnbar ist, und Gemächlichkeiten jeder Art gewähren kann. Zwar hat die Gesellschaft schweizerischer Naturforscher ein gut gearbeitetes Barometer und Thermometer hinaufgestellt; theils aber sind diese Paar Werkzeuge nicht für alle Untersuchungen genügend. theils fehlt es an zusammenhängenden Beobachtungen. Wenigstens ein Jahr lang sollte dies erhabne Observatorium von einem tüchtigen Naturforscher bewohnt werden, ausgerüstet mit erforderlichen Instrumenten aller Art, täglich und stündlich die wechselnden Verhältnisse des Luftoceans zu belauschen. Welch ein ungeheurer Himmelskreis böte sich dazu dar! Das Quecksilber des Barometers spielt da gewöhnlich um 23 Zoll, auf und ab; *) mit größern und plötzlichen Sprüngen steigt es aber im Wärmemesser auf und nieder, daß es nicht selten zwischen dem höchsten und niedrigsten Stande an einem und demselben Tage einen Raum von 20 bis 30 reaumurschen Graden durchläuft.

Ein gewöhnliches, den Rigigästen freilich nicht immer das angenehmste Schauspiel ist, tief unter ihren Füßen einen Wolkenhimmel ausgespannt zuerblicken, der, so weit das Auge reicht, die Unterwelt verschleiert; und hoch am Himmel wieder eine andre Wolkenschicht. In Sommergewittern geschieht es auch, daß beide Wolkenlager (ohne Zweifel von entgegengesetzten Electricitäten geladen,) einander Blitze zusenden, und der erstaunte Zuschauer sonst nur des zur Erde niederschießenden Blitzes gewohnt, ihn aufwärts gen Himmel fahren sieht.

Meistens nach Sonnenaufgang zerreißt das in der Tiefe ruhende Wolkenmeer. Es entsteht dann in ihm allgemeine Bewegung; einzelne Stellen blähen sich langsam auf, und erheben sich ballenförmig;

---

*) In den letzten Augusttagen des Jahrs 1827 stand das Barometer des Rigikulms auf 22''. 9'''. 21 und 22''. 10'' 39; am 12. Juny 1832 auf 22''. 9'''. 40; (in derselben Zeit „im kalten Bade" weiter abwärts am Rigi an dessen Südwestseite gelegen, 23''. 9'''. 8.) Am 24. Juny 1834 betrug die Barometerhöhe des Kulms 23''. 3''').

andre scheinen dampfend zu werden. Was davon steigt nimmt, bei stiller Luft, einige Zeit den leisen Zug ostwärts der Sonne entgegen. Statt des bisherigen weiten, weißen Schleiers, der die Erde verbarg, liegt nun ein großes, aus Wolken gestricktes Netz unter unsern Füßen, durch dessen Maschen wir dort ein Dörfchen, hier einem Wald- und Wiesen-Fleck; in der Ferne den Silberfaden eines Stroms, in der Nähe eine Stadt hervortreten und wieder verschwinden sehen.

Nie aber sind die Bewegungen der Gewölke auffallender und überraschender, als während der Vorbereitungen zu einem Gewitter. Inmitten der klarsten Luft gewahrt man das Werden eines blassen Dunstes; der wird Wolke. Aus Felsklüften steigen gespensterhaft weiße Nebel hervor, und schleichen still, längs Bergwänden hin, aber in den verschiedensten Richtungen; die einen senken sich, die andern kriechen aufwärts. Einige weichen einander aus; andre verbinden sich eilfertig. Sie scheinen beseelt zu seyn, und Verabredungen zu treffen, um den Aufruhr der Natur zu erregen. Es reißen sich bald vom Rigi, und bald drüben vom Pilatus, einzelne tiefergehende düstere Wölkchen los, und ziehen nordwärts; oder es kommen deren von Norden her, vom Jura und Schwarzwald, wie abgesandte Boten, gegen das Hochgebirg der Alpen. Wer weiß von ihren Verrichtungen? — Mehr denn einmahl belausch't' ich das Zusammentreffen der Zugwölkchen aus verschiednen Gegenden. Ich bemerkte einigemahl, daß eine kleine Wolke, dem Rigi zu, dahersegelte; dann in seiner Nähe über dem finstern Spiegel des Luzernersees stillstand, bis ein Nebelgebilde aus irgend einer Schlucht des Berges hervorschlich und dem Ankömmling entgegen schwamm. Wie beide sich gegenseitig näherten, verwandelten sie ihre Gestalten. Bald streckten beide einander lange Nebelstreifen entgegen, die sie aus sich hervorspannen; bald bot nur eine der Wolken ihren bleichen, dunstigen Arm dar, und zog ihn, bei unerwiedertem Gruße, seitwärts gekrümmt zurück. Offenbar treiben, im Gewande der Wolken verborgen, electrische Kräfte ihr räthselhaftes Spiel, bis sie, als donnernde Flammenstrahlen, aus ihnen hervorstürzen.

Ein prachtvolles, wenn auch Grausen erregendes Gewitter erfuhr ich, da ich vom Ufer des Waldstättersees bei Wäggis (23. Juny 1834) den Rigi hinanstieg. Beim reinsten blauen Himmel war die nachmittägliche Wanderung begonnen. Um die Kuppe des Pilatus flatterten lichthelle Wölkchen. Südwestlich trübte sich allmählig der Himmel; je höher ich stieg, je weiter rückte die düstre Bedeckung dem Rigi, wie eine wandernde Mauer, zu. Als ich mich

schon in der Nähe der Alpen befand, welche das **Kaltbad** umgeben, und der Rigi noch im Sonnenglanz stand und der helle Himmel über ihm, sah ich mit Erstaunen, mir gegenüber, plötzlich die ganze lange Gebirgskette sammt ihren Silberfirnen, selbst den hohen, nachbarlichen Pilatus, verschwunden. Statt dessen erhob sich vom flimmernden Spiegel des Vierwaldstättersees unter mir, bis zum Himmel, wie eine schwarze Wand, die finstre Nacht. Den obern Saum derselben bildete ein schwefelgelber Schimmer. Ich stand, im Genuß des vollen Sonnenscheins, still, und starrte überrascht das Räthsel an. Es erklärte sich nur durch den dichtesten Regenguß, der eine düstre Wand vor mir bildete, und durch das dahinter gelegne Hochgebirg Unterwaldens und Uri's blauschwarze Färbung annahm. Den gelben Saum der Höhe schufen im Regengewölk gebrochne Sonnenstrahlen.

Die vom Tage glattabgeschnittne Nacht rückte mir über den See immer näher. Die Sonne verlor sich. Im Doppelschritt eilt' ich die Alp hinan. Aber aus der Thalschlucht wälzte sich, einer fallenden Lauine ähnlich, eine graue Masse Nebels, bergab dem See zu. Ein stürmischer Windstoß, schneidend kalt, flog ihr voran. Bald war ich im feuchten Duft verloren. Plözlich stürzte schwerer Regen nieder. Blitze flammten. Alle Felsen leuchteten auf, indem sie von Donnerschlägen wiederhallten. Ich flüchtete in eine der Sennhütten. Der Hirt, ein baumstarker Schwyzer, den siebenziger Jahren nahe, oder schon darin, bekreuzte und segnete sich, bei jedem Wetterschlag, mit leisem Gebet; da zwischen plauderte er aber ganz gelassen. Es ward endlich so finster, daß man einander nur noch in Dämmerung sah. Der greise Senne schüttelte den Kopf. Das hatte er vielleicht selber nicht oft erfahren. Nach einer Viertelstunde aber war das Schauspiel aus. Ich machte noch einige hundert Schritt weiter, zum Gasthause des kalten Bades.

Dieses dankt seinen Namen einer kalten Quelle, die aus dem Geklüft aneinander gelehnter Nagelflueblöcke hervorbrodelt. Ihre Temperatur beträgt ohngefähr 5 reaumürsche Grade, *) mit geringem Abwechseln. Romantisch ist ihre Umgebung, ein enger Kreis von Felsentrümmern, überwachsen von Tannengestrüpp, mit schmalem

---

*) **Wahlenberg** fand die Quellentemperatur im Jahr 1812 am 4. Juny : 6°, 3 Celsius; am 6. Juny : 6°, 4; am 11. Septbr. : 6°, 6. — Hr. **Kämtz**, Prof. der Physik zu Halle im Jahre 1832 am 12. Juny fand sie 6°, 31 Cels. und am 11. July : 6° 20.

Eingang und Ausgang zwischen Felsen. Das innere Plätzchen bildet zugleich den Vorhof einer kleinen Kapelle zwischen den Felsblöcken. Sie ist von innen mit geschmacklosen Votivbildern behangen, und mit Beschreibung der Sage, daß drei von einem Vogt verfolgte schöne Schwestern in diese Wildniß flüchteten, geleitet von Engeln. Darum trägt die Quelle den Namen des Schwesternborns. Sie wird erst seit Mitte des XVI. Jahrhunderts von Hirten und andern Nachbaren des Rigi als Heilbad und Gesundbrunnen benutzt.

Das Gasthaus des kalten Bades, eine halbe Stunde unter dem Kulm gelegen, in der Nachbarschaft prächtiger und wechselnder Gebirgspartbien und Alpen, giebt natürlich nicht die unermeßliche Aussicht des Kulms, aber eine dem Auge wolthuendere vom Felsenvorspung des „Käntzli" über den See der Waldstätte, wo er sein weites Wasserkreuz zwischen blühenden Ufern ausdehnt.

Wunderhafter noch ist bei heiterm Sonnenuntergang das seltsame Lichtspiel der gegenüberstehenden Vinznauer Flue des Rigi. Es ist dies eine schroffe, braunröthliche Felswand des Nagelfluelagers, welche hoch über den See heller erglänzt, wenn dieser drunten schon in abendlichen Schatten zu verschwimmen beginnt. Der Glanz wächst dann, in blasser, bald in dunklerer Röthe, bis sich die ganze Bergwand entzündet und uns, gleich einer ungeheuren Kohlenglut, anstrahlt, die selbst in den vorüberschwebenden Nebel ihren Wiederschein wirft. Man vergißt in der Selbsttäuschung den Untergang des Tagesgestirns, und erwartet den Ausbruch einer aus Lohe und Glut der Felsen hervorlodernden Flamme. Langsam steigen dann aber, aus dem Abgrunde, da und hier, blaue Farbenlichter in breiten Banden. Sie wechseln mit dem brennenden Schimmer des Gesteins. Was zuvor flache Felswand gewesen, schwillt theilweis heraus und gewinnt halbrunde, thurmförmige Auswüchse, einer alten Burg ähnlich. Auch diese neue Gestaltungen, und die glutrothen und blauen Strömungen, bleiben nie lange dieselben. Falber wird nach und nach das Rothlicht; es erlischt allmählich im überschwimmenden Blau, bis dieses selbst schattenhaftes Grau wird.

Vom Kulm herab ein schöner Sonnen-Aufgang, oder Niedergang gesehn, läßt dem Gedächtniß und Gemüth einen unvertilgbaren Eindruck. Man hat Geburt und Tod einer Welt gesehn; eine zauberhafte Feerei, die uns umgaukelt, die wir nicht glauben und nicht läugnen können. Es malt kein Maler die blendenden Goldflammen, welche von zehn bis zwölf Seen nah und fern, in grüner

Tiefe, zerstreuet emporstrahlen; keiner das zarte Rosenlicht der Gletscher, sein Kommen, sein Sterben.

Oft, wenn der Himmel von leichten Gewölken bedeckt ist, und der Wiederschein der Sonne aus einem der entferntern Seen heraufblitzt, bilden sich über demselben und um ihn in Nebeln blendende Glorien, in rothen, gelben und blauen Farbenlichtern.

Aber gewöhnlicher, wenn auch nicht alltäglich, und prachtvoller zugleich, sind die sogenannten „Apotheosen“ oder „Verklärungen“, welche, meines Wissens Bouguer und de la Condamine im Anfang des vorigen Jahrhunderts, in Südamerika auf dem Gebirg Pambamarca, zuerst gesehn und beschrieben haben, die dann auch auf dem Aetna in Sicilien und auf andern Bergen, erblickt wurden. In der Schweiz nennt mann solche Erscheinungen einfach Nebelbilder. Sie zeigen sich von Zeit zu Zeit, wie auf dem Rigi, so auf dem Weissenstein bei Solothurn und auf andern Höhen. Sie treten nur dann vor das erstaunte Auge, wenn man auf einer schroffen Felswand über ihrem Abgrund steht, und ein dichter, feuchter Nebel aus der Tiefe steigt, auf welchen der Schatten der Person fallen kann, in deren Rücken die Sonne leuchtet.

Dann schwingt sich um das Schattenbild des Sehers ein Regenbogen in allen sieben Farben schimmernd; zuweilen ein zweiter noch, wenig von diesem entfernt, über demselben herum, der aber schmäler und weislich ist. Die Farben des innern Bogens, vom dunkeln Purpur seines untern Randes bis zum Flammenroth des äußern Saums, strahlen so brennend, daß das Auge manchmahl oft die Stärke des bunten Lichtglanzes nicht zu ertragen vermag. Wohin man geht, folgt auch der umstrahlte Schatten und immer wandelt dieser im Mittelpunkt des ihn umlodernden Farbenkreises. Je näher die Nebel stehn, um so schärfer sind die Umrisse der Schatten darin; alle Anwesende erblicken sich neben einander mit ihren verschiedenen Bewegungen. Sind aber Wolke und Schatten entfernter, so nimmt jeder darin nur die eigne Gestalt wahr, und niemals die des Nachbars. Reicht er diesem die Hand, so sieht er nur die Bewegung des eignen Arms. Jedem also erscheint dann ein andrer Farbenbogen auf seiner Stelle.

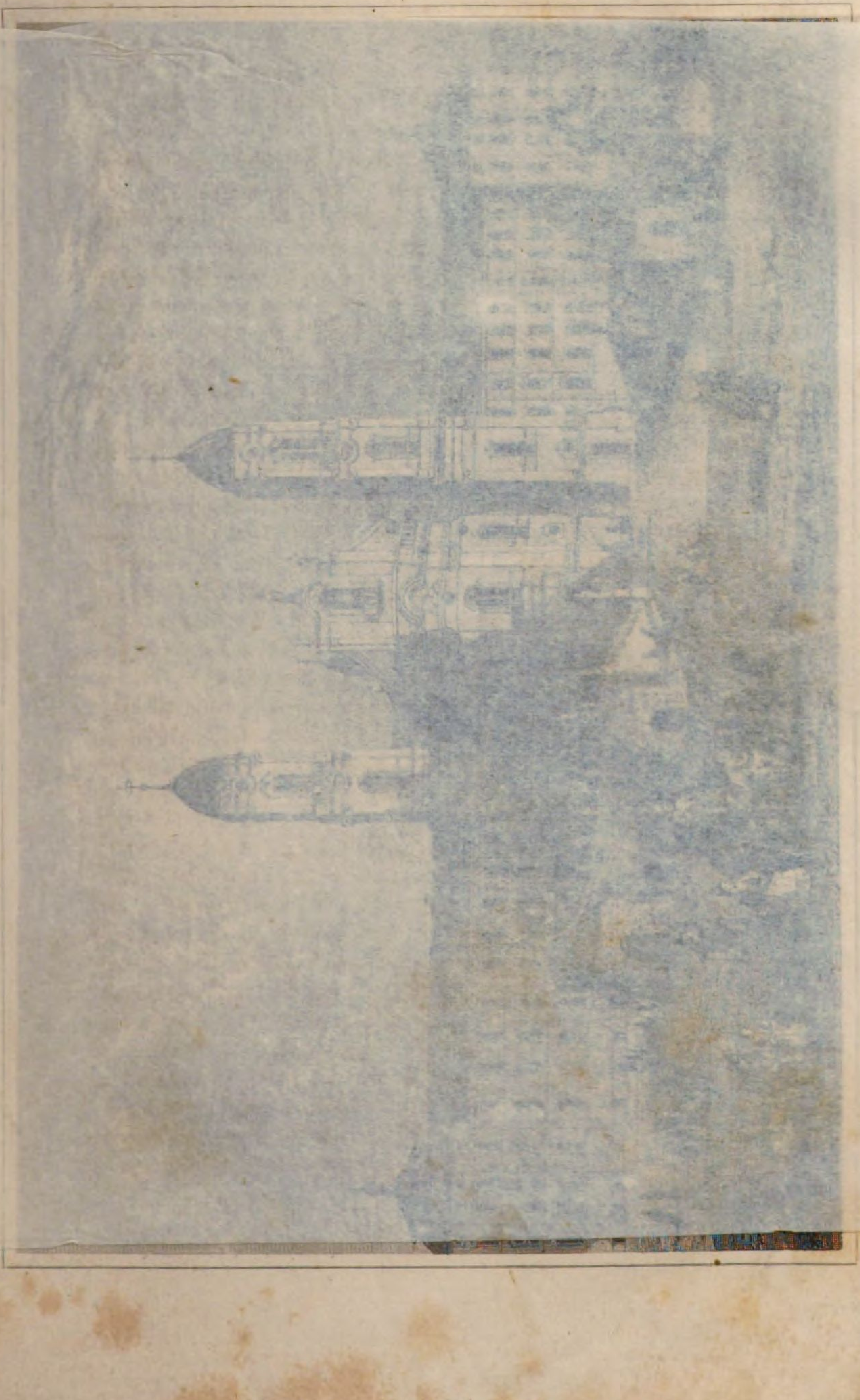
Von flüchtiger Dauer ist das Nebelbild mit seiner Pracht, welche an die Verklärung auf Tabors Höhen mahnt. Sie währt oft einige Minuten, oft mehrere, bis die Sonne verhüllt, oder der Nebel entführt wird. Zuweilen sind diese Erscheinungen sehr weit vom Zuschauer entfernt; dann aber undeutlicher.

5.

Einsiedeln.

In anmuthloser, wilder, zum Theil moorigter Ebne eines hohen Bergthals, beinah 3000 Fuß über dem Meer, liegt das Loretto der Schweiz. Die weitläuftigen Gebäude der Benedictiner-Abtei und ihrer Kirche, erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts neu gebaut, schauen mit Herrscherstolz über die armseeligen Häuser des Fleckens Einsiedeln durch das Thal hin. Ein Brunnen von schwarzem Marmor, der aus zweimahl sieben Röhren Wasser sprudelt, ein weiter Halbkreis von Krämerbuden, in welchem geistliche Waaren aller Art feil geboten werden, bilden den Vorgrund des Tempels. Schon da erblickt man zuweilen einzelne Wallfahrer zum wunderthätigen Marienbilde, Männer, Weiber, auf dem Knieen gegen die Kirche rutschend. Andre strecken, in der Vorhalle knieend, die Arme im Gebet stundenlang wagrecht aus, oder die zusammengeschlagnen Hände hoch gen Himmel. Tausend und abermahl tausend der gläubigen Pilger strömen hieher, zum Theil aus katholischen Kantonen der Schweiz, häufiger noch vom Landvolk des Elsasses und Schwabens. Viele hundert Weiber aber und Männer treiben das Pilger-Handwerk nur um Geld, wenn sie arbeitscheu das herumfahrende Leben lieben. Mit gutem Gewinn reisen sie zur Erfüllung von Gelübden Andrer. Fast auf allen großen Landstraßen begegnet man solchen betenden Zügen; meistens unreinlich gekleideten Gestalten, und wüsten, sonneverbrannten Gesichtern. Von ihnen gilt wohl was der Araber von den Mekka-Pilgern zu sagen pflegt.

Zuerst soll sich ein Graf vom Sulgau Namens Meinrad, ums Jahr 861 in dieser Gegend, die man damals den Finsterwald hieß, ein Bethüttlein angebaut haben, um in steter Andacht den Freuden der Welt abzusterben. Einer Mönchssage zufolge, ward er von zween Räubern ermordet, die aber von Raben verfolgt, entdeckt und hingerichtet wurden. Der Rabe spielte in der Mythologie des Nordens, dann später im Aberglauben des Mittelalters, immer eine wichtige Rolle; und es scheint fast, der wüste Vogel habe mehrmals selber durch seine Einmischung in das menschliche Schicksal Anlaß gegeben, ihn für Werkzeug höherer Mächte zu halten. Merkwürdiger, als die Entdeckung von Meinrads Mördern, war vor zwanzig und etlichen Jahren die Rettung der jungen Enkel Rudolf



5.

Einsiedeln.

In anmuthloser, wilder, zum Theil moorigter Ebne eines hohen Bergthals, beinah 3000 Fuß über dem Meer, liegt das Loretto der Schweiz. Die weitläuftigen Gebäude der Benedictiner-Abtei und ihrer Kirche, erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts neu gebaut, schauen mit Herrscherblick über die armseligen Häuser des Fleckens Einsiedeln [illegible] Thal hin. Ein Brunnen von schwarzem Marmor, der aus [illegible] Röhren Wasser sprudelt, ein weiter Halbkreis von Krämerbuden, in welchem geistliche Waaren aller Art feil geboten werden, bilden den Vorgrund des Tempels. Schon da erblickt man zuweilen einzelne Wallfahrer zum wunderthätigen Marienbilde, Männer, Weiber, auf dem Knieen gegen die Kirche rutschend. Andre strecken, in der Vorhalle knieend, die Arme im Gebet stundenlang wagrecht aus, oder die zusammengeschlagnen Hände hoch zum Himmel. Tausend und abermahl tausend der gläubigen [illegible] hieher, zum Theil aus katholischen Kantonen der Schweiz, [illegible] noch vom Landvolk des [illegible] und Schwabens. [illegible] Weiber aber und Männer [illegible] das Pilger-Handwerk [illegible] um Geld, wenn sie [illegible] herumfahrende [illegible] Mit [illegible] Gewinn [illegible] zur Erfüllung von Gelübden Andrer. Fast auf allen großen Landstraßen begegnet man solchen betenden Zügen; meistens unreinlich gekleideten Gestalten, und wüsten, sonneverbrannten Gesichtern. Von ihnen [illegible] was der Araber von den Mekka-Pilgern zu [illegible]

[illegible] vom Sulgau Namens Meinrad, [illegible] Gegend, die man damals den Finsterwald [illegible] angebaut haben, um in steter Andacht [illegible] abzusterben. Einer Mönchssage zufolge, [illegible] ermordet, die aber von Raben verfolgt, [illegible] wurden. Der Rabe spielte in der Mythologie [illegible] im Aberglauben des Mittelalters, [illegible] scheint fast, der wüste Vogel habe [illegible] in das menschliche Schicksal [illegible] höherer Mächte zu halten. Merk[illegible] von Meinrads Mördern, war [illegible] Rettung der jungen Enkel [illegible]

THE CONVENT OF MARIA EINSIEDELN   MARIA EINSIEDELN.   LE COUVENT DE MARIA EINSIEDELN

Mayers *) von Aarau durch sie. Die Kinder wurden in einem Wagen, aus Burgdorf nach Aarau, abgeholt, inmitten wilden Winterwetters. Der plötzlich angeschwollene Strom der Emma warf den Wagen um, daß die Kinder nur auf einem der Räder sitzend sich über den Fluten erhielten. Im Sturm und Wogengebraus verscholl ihr und des Kutschers Geschrei, bis, in einem Bauerhause ohnweit des Ufers, die Leute, durch Geschrei und Flügelschlag von Raben gegen die Fenster, aufmerksam gemacht wurden, vor die Hütte traten, und die Kinder in der Ferne auf dem Rade über den Wellen, und die dahin zurückgeflogenen Raben über den Häuptern der Kinder umherflattern sahn.

Meinradszelle war längst zerfallen, als sich der Sage nach, ein späterer Ascet, Eberhard von Straßburg im J. 923, da ansiedelte, und neben der Einsiedelei eine Kapelle errichtete. Darauf zogen sich die Jünger St. Benedicts hieher; bauten ein Klösterlein, und wohnten in großer Frömmigkeit und Armuth.

Es ist nicht zu läugnen, die Zelle Meinrads und das Marienbild darin wirkten im Lauf der Zeit Wunder; aber die besten unstreitig für die einsiedlerischen Mönche. Ihr Vorsteher und Abt ward Fürst des heil. röm. Reichs, und bekam eigne Erbhofämter. Ihre Besitzungen, Domänen, Gefälle und Einkünfte übertrafen das Hausgut manches deutschen Fürsten. In der Schatzkammer der Gottesmutter sah man die reichsten Perlenkleider; schwere, goldne Monstranzen mit Edelsteinen ausgelegt; Rosenkränze von Ambrakugeln und andere Kostbarkeiten. Dankbar ward dafür die kleine hölzerne Zelle des ersten Einsiedlers in ein Gehäuse, von polirtem schwarzem Marmor, eingefaßt, mitten im großen prachtreichen Tempel. Im vorigen Jahrhundert beherbergte das pallastartige Kloster 60 Conventualen, eben so viele Laien-Brüder; ungerechnet die Professen und mehr denn hundert Bedienten, Beamten, Knechte u. s. w.

Bekanntlich zogen aber, im Jahre 1798, die französischen Brigaden hier verwüsterisch ein und zerstöhrten Meinrads Zelle. Obgleich das wunderthätige Marienbild die armen Mönche nicht vor dem Unglück geschirmt und gerettet hatte, schirmten und retteten sie doch dankbar und großmüthig das Bild. Sie flüchteten es mit sich ins Tyrol. Aber gleichzeitig führten es auch die französischen Eroberer nach Paris im Triumph. Während man noch über die Aechtheit des einen, oder des andern Wunders stritt, und das

---

*) Der Herausgeber des großen Schweizer-Atlasses.

Volk der Klosterumgebung, welches nur von Wallfahrern und vom Betteln gelebt hatte, keinen Gewerbfleiß kannte und liebte, in tiefster Noth schmachtete, geschah ein neues Wunder. Pfarrer und Municipalität des Fleckens Einsiedeln nämlich baten den Bevollmächtigten der helvetischen Regierung im Jahre 1799, um Erlaubniß, einen Altar mit dem ächten Muttergottesbilde und die Wallfahrten herzustellen, damit nicht des Elends willen, das Volk auswandern müsse. Der Regierungs-Commissair, als Protestant der heiligen Dinge unkundig, erinnerte daran, daß die Muttergottes, schon in Paris und im Tyrol sey. Aber man führte ihn in eine Art Sacristei, wo in einem hölzernen Kasten beinah ein Dutzend schwarzgebeizter Madonnen, alle schön gekleidet, alle von einerlei Model, in der Reihe nebeneinander lagen. Sie hatten dazu gedient, daß die Wunderthätige an verschiedenen Festtagen in verschiedenem Gewande aufgestellt werden konnte. — So ward der Altar denn erbaut auf der Stätte der heiligen Capelle, und nach wenigen Monden hatten die unterbrochnen Wallfahrten wieder frischen Zug. Später stellte das Kloster auch die Marmorkapelle wieder her.

Gegenwärtig besteht die Abtei zwar nicht mehr in altreichsfürstlichem Prunke, mit Erbhofämtern und hohen und niedern Gerichtsbarkeiten, aber noch, als das reichste Kloster Helvetiens, gefeiert von der abergläubigen Ehrfurcht Schwabens, des Elsasses, Tyrols und der bildungslosern Gegenden in der katholischen Schweiz. — Außer dieser Abtei hat jedoch der kleine Freistaat Schwytz, mit seiner gottesfürchtigen Bevölkerung von 38,000 Menschen, noch fünf Klöster und dreißig Pfarreien, ungerechnet die Menge der Kapellen.

6.

Die Kapelle bei Morgarten.

Rohe Sterbliche, mit noch dunkler Vernunft, haben gleich der vernunftlosen Bestie, nur Ehrfurcht vor überlegner körperlicher Stärke, nicht vor der Heiligkeit des Rechts. So hat jeder Mensch, wie jedes Volk, im Leben ein Zeitalter des Faustrechts; und jedes Volk wie jeder Mensch. Man nennt diese Stufe der Gesittung bei den Nationen den Stand der Barbarei. In

Часовня при [illegible].

Volk der Klosterumgebung, welches nur von Wallfahrern und vom [illegible]

Часовня при Моргартенъ.

THE CHAPEL OF MURGARTEN

KAPELLE AM MORGARTEN.

LA CHAPELLE DE MORGARTEN

Carlsruhe, im Kunst Verlag W. Creuzbauer.

demselben erlauben sich mächtigere Staaten gegen schwächere Alles, weil sie ihre überlegne, materielle Stärke für überlegenes, göttliches, oder naturgemäßes Recht halten.

Das Hirtenvolk des Ländleins Schwyz hatte Mühe von den ältesten Zeiten her bis zu unsern Tagen, sich, sein Recht und seine stille Unabhängigkeit gegen die brutale Gewalt der Gewaltigen zu sichern. Im dreizehnten Jahrhundert schon baute es, gegen unvermuthete Einbrüche der fehdelustigen Herrn und Grafen längs seiner westlichen Landesgränze eine Landwehr, oder Mauer, die den Eingang seines Gebietes verschloß. Diese „Letze" zog sich von Arth, hinauf über den Egerisee, am Berg, bis zur Höhe der Schornen. Einzelne Warthürme, nach der Befestigungskunst damaliger Zeit, dienten zu größerm Schutz, das Dorf Rothenthurm hat von einem derselben den Namen; ein andrer bei Arth ist längst, wie die ganze Mauer, verschwunden. Aber noch steht zwischen dem Weryberg und der Eiglerflue der viereckte, alterthümliche Schornenthurm, zum Gedächtniß der frühesten Faustrechtszeiten.

Hier auch erheben sich am östlichen Ende des Egeri-Sees, der zum Kanton Zug gehört, die schwytzerischen Höhen vom Morgarten. Da am Berghang in den grünen Matten, nahe bei der von Wettern ausgewaschnen Bergschlucht der Haselmatt-Küse, kämpften die Schwytzer am 16. November 1315 den schweren Streit für ihr selbständiges Leben, gegen Herzog Leopolds von Oesterreich Schaaren, siegreich aus.

Und hier wieder, aber auf der östlichen Seite der Höhen von Schornen, im Thale von Rothenthurm, war es, wo am 17. Juny 1798 die freien und tapfern Bewohner des Gebirgs, um das Keinod ihrer Unabhängigkeit zu retten, die französischen Brigaden Schauenburgs angriffen und bis zum Ufer des Egerisees zurückschlugen. Aloys Reding, ihr Landeshauptmann und Anführer erwartete keinen Sieg über die Eroberer Italiens, als er aus den Umarmungen seiner Familie zur Schlacht eilte, sondern den edeln Tod für Freiheit seines Vaterlandes. So erzählte er mir selber. Frankreichs Uebermacht, ein Kriegsher, stärker, als die Gesammtbevölkerung des kleinen Staats, konnte endlich wohl sein Gesez aufzwingen, aber nicht die Siege des Hirtenvolks vereiteln. Sie leben im Gedächtniß der Nachwelt. Sie lehren fort und fort: der Tod für Vaterland und ewiges Recht ist Welterlösertod.

Wie Reding damals von den Seinigen schied, und kaum mehr hoffte, sie wieder zu erblicken, sank er vor seinem Vater

auf die Kniee, einem hochbetagten, majestätischen Greise. Er bat mit kindlicher Ehrfurcht um des Greises Segen. Und dieser, in patriarchalischer Frömmigkeit, legte die Hand auf des Sohnes Haupt, betete leise, den Blick zum Himmel gewandt, für Sohn und Vaterland, und segnete ihn.

Auf der Höhe, zwischen den beiden Siegesfeldern, steht neu-erbaut nun die Schornen-Kapelle, ohnweit dem Morgarten und dem Rothenthurm. Sie ist zugleich das Denkmahl der Faustrechtszeiten, vom XIII bis zum XIX Jahrhundert; die Wandbilder ihrer Vorhalle vergegenwärtigen das Schlachtgetümmel am Egeri-See, den man von hier an den Zugerbergen zum Theil erblickt in der entfernten Tiefe. Näher lagern sich die einzelnen Hirtenwohnungen an der Schornen, zwischen Gebüschen zerstreut. Auch das viereckte, alterthümliche Gemäuer des Schornenthurms streckt sich noch daneben in die Höhe, als mögte dieser graue Zeuge des barbarischen Mittelalters die Gesittung eines edlern Zeitalters erleben.

Es ist hier wohl eine der heiligsten Stätten des Schweizerlandes; aber auch, hier ob Morgarten, eine der schönsten, weitumher. Der Blick verliert sich träumerisch in einer wunderlieblichen Idyllenwelt. Um den Spiegel des stillen Egeri-Sees, zwischen den grünen Weiden der Heerden, einzelne Hütten, Kapellen und Dörfer; — rings um ein Kranz, von Alpen gewunden, vom Schornen bis zum hohen Rohnen, vom Roßberg und Kaiserstock bis zum Kamistal; und überall Gottes Frieden über den Gräbern der Helden!

drawn by Brown. | Harling sculp.

VALLEY OF MELCHTHAL. MELCHTHAL. VALLEE DE MELCHTHAL.

IV.

Kanton Unterwalden.

1.

Im Melchthal.

Aus dem Schooße der Hochalpen streckt sich, auf den Gränzen der Länder von Bern, Uri und Unterwalden, der **Titlis** 10,700 Fuß hoch, mit Gletschern und Firnen. Er wird 30—40 Stunden weit, noch jenseits Straßburg, gesehn. Man unterscheidet ihn in der Alpenkette leicht durch seine eigenthümliche Gestalt. Er erhebt den unter Schneelasten gekrümmten Rücken allmählig, von Abend gegen Morgen, und bricht da plötzlich, als eine schwarze steile Felsenwand ab. Diese senkt ihren Fuß in den grünen Abgrund des Hochthales der Abtei **Engelberg**; ihre Zinnen bildet droben ein Rand von ewigem Eise, der, senkrecht gemessen, eine Breite von beinah 200 Schuh hat.

Ein Gebirgszug, wild, waldig und Alpenreich, durchschneidet von hier, in einer Länge von 4—5 Wegstunden, das Land **Unterwalden** bis zum Luzernersee. Er theilt es in zwei ungleiche Hälften, in Unterwalden ob und nidem Kernwald, (oder auch Obwalden und Nidwalden genannt). Der **Kernwald** selbst, dessen Schatten einst den ganzen untern Theil Obwaldens bedeckte, zeigt heutiges Tages nur geringe Ueberreste seiner vormaligen Größe.

Jene beiden Landestheile sind zwei lange Hauptthäler, deren jedes von einem Bergstrom durchflossen ist, welcher vom Gebirgs-Hintergrund zum See der vier Waldstätte herabrauscht. Kleinere Bäche münden sich aus einigen Nebenthälern in jeden der Hauptströme aus. Beide Landestheile gelten zwar im Bunde der Eidsgenossenschaft nur, als ein Kanton; haben daher auf dem Bundestage auch nur einen Stellvertreter und das Recht nur einer

IV.

Kanton Unterwalden.

1.

Im Melchthal.

Aus dem Schooße der Hochalpen streckt sich, auf den Gränzen der Länder von Bern, Uri und Unterwalden, der Titlis 10,700 Fuß hoch, mit Gletschern und Firnen. Er wird 30—40 Stunden weit, noch jenseits Straßburg, gesehn. Man unterscheidet ihn in der Alpenkette leicht durch seine eigenthümliche Gestalt. Er erhebt den unter Schneelasten gekrümmten Rücken allmählig, von Abend gegen Morgen, und bricht da plötzlich, als eine schwarze steile Felsenwand ab. Diese senkt ihren Fuß in den grünen Abgrund des Hochthales der Abtei Engelberg; ihre Zinnen bildet droben ein Rand von ewigem Eise, der, senkrecht gemessen, eine Breite von beinah 200 Schuh hat.

Ein Gebirgszug, wild, waldig und Alpenreich, durchschneidet von hier, in einer Länge von 4—5 Wegstunden, das Land Unterwalden bis zum Luzernersee. Er theilt es in zwei ungleiche Hälften, in Unterwalden ob und nidem Kernwald, (oder auch Obwalden und Nidwalden genannt). Der Kernwald selbst, dessen Schatten einst den ganzen untern Theil Obwaldens bedeckte, zeigt heutiges Tages nur geringe Ueberreste seiner vormaligen Größe.

Jene beiden Landestheile sind zwei lange Hauptthäler, deren jedes von einem Bergstrom durchfloßen ist, welcher vom Gebirgs-Hintergrund zum See der vier Waldstätte herabrauscht. Kleinere Bäche münden sich aus einigen Nebenthälern in jeden der Hauptströme aus. Beide Landestheile gelten zwar im Bunde der Eidsgenossenschaft nur, als ein Kanton; haben daher auf dem Bundestage auch nur einen Stellvertreter und das Recht nur einer

Stimme; aber wie durch ihre Gebirgskette geschieden, sind sie es auch durch ihre Verfassungen, Gesetze und Sitten. Ob- und Nidwalden sind zwei selbstständige Republiken, die auf dem Flächenraum von 10—12 Geviertmeilen etwa 20—24,000 Einwohner haben.

Den größern Theil des Ganzen macht Obwalden aus; ich mögte auch sagen den schönern und dabei an ältern historischen Erinnerungen reichern. Zwei Seen, mit anmuthsvollen Umuferungen, geben dem Hauptthale eine Mannigfaltigkeit und Heiterkeit der landschaftlichen Gebilde, welche dem Ländchen Nidwalden fehlen. Ein dritter See, in der Nähe von der Stammburg des altberühmten Geschlechts von Rudenz, ist schon verschwunden. Bei erweitertem Abfluß seiner Gewässer versiegte er allmählig. Jezt erblickt man, statt seiner, nur noch einen schilf- und binsenvollen Moorgrund beim Dorfe Giswyl; auf dem Hügel daneben nur noch Ruinen der Rudenzer Burg.

Auch der See von Lungern, am Fuß des Brüniggebirgs wird binnen Jahresfrist, wohl um mehr, als die Hälfte verkleinert seyn. Jetzt noch versperrt eine Felsenrippe, wie ein hoher Damm, quer durchs Thal seinen stärkern Ablauf gegen den 700 Fuß tiefen Thalgrund von Giswyl. Die betriebsamen Bewohner der Gegend, um durch Ableitung des Wassers ein halbes Tausend Jucharte Landes zu erobern, fingen schon im J. 1788 an, die Felsenmasse zu durchbrechen. So waren sie 188 Klafter weit mit ihrer Arbeit vorgeschritten, als sie bemerkten, daß sie unter der Erde die erste Richtung verloren hatten. Unkunde im Bergbau und Armuth verhinderten lange Zeit die Vollendung des Unternehmes. Erst seit kurzem ist es auf zweckmäßigere Weise wieder begonnen; und bald wird man da neue Fluren grünen sehn, wo heut noch das stille Volk der Fische in den durchsichtigen Tiefen spielt.

Und thalabwärts, zwei Wegstunden weiter, ist der helle Spiegel vom Sarnersee zwischen Gebirgen und lachenden Ufern ausgegossen. Unter den Dörfern, die ihn umkränzen, ist Sachseln das berühmteste. Denn hier ruhn in der prächtigen Pfarrkirche die Gebeine des allen Eidsgenossen ehrwürdigen Nicolaus von der Flue, der vor vierhundert Jahren auf dem Tage zu Stanz die entzweiten Schweizer durch Macht seines Wortes wieder versöhnte. Den gottgeweihten Theil seines Lebens brachte der „seelige Bruder Klaus" (wie man ihn gewöhnlich heißt) in einer selten besuchten Einöde des hohen Melchthals zu. Dahin führt von Sachseln ein rauher Bergpfad in wenigen Stunden hinauf. Noch

Stimme; aber wie durch ihre Gebirgskette geschieden, sind sie es auch durch ihre Verfassungen, Gesetze und Sitten. Ob- und Nidwalden sind zwei selbstständige Republiken, die auf dem [illegible] raum von 10 — 12 Geviertmeilen etwa 20 — 24,000 [illegible] haben.

Den größern Theil des Ganzen macht Obwalden aus. [illegible] möchte auch sagen den schönern und dabei an ältern historischen Erinnerungen [illegible]. [illegible] Seen, mit anmuthsvollen Umufrungen, geben dem [illegible] eine Mannigfaltigkeit und Heiterkeit der [illegible], welche dem Ländchen Nidwalden fehlen. [illegible] Nähe von der Stammburg des altbe[illegible] Rudenz, ist schon verschwunden. Bei [illegible] Gewässer [illegible] er allmählig. Jezt [illegible], nur noch [illegible] Schilf- und binsenvollen [illegible] Gisw[illegible] Hügel daneben nur [illegible] Burg.

[illegible] Lungern [illegible] Fuß des Brüniggebirgs [illegible] als die Hälfte verklei[illegible], wie ein hoher [illegible] gegen den 700 [illegible] Bewohner [illegible] halbes Tausend [illegible] 1788 an, die Felsenmasse zu [illegible] Klafter weit mit ihrer Arbeit [illegible], als sie [illegible], daß sie unter der Erde die erste Richtung verloren hatten. Unkunde im Bergbau und [illegible] verhinderten lange Zeit die Vollendung des Unternehmes. [illegible] ist es auf zweckmäßigere Weise wieder begonnen; [illegible] wird man da neue Fluren grünen sehn, wo heut noch [illegible] in den durchsichtigen Tiefen spielt.

[illegible], zwei Wegstunden weiter, ist der helle [illegible] zwischen [illegible] und lachenden Ufern [illegible] Dörfern, die ihn umkränzen, ist Sachseln [illegible]. Denn hier ruhn in der prächtigen Pfarrkirche [illegible] allen Eidsgenossen ehrwürdigen Nicolaus von [illegible], der vor vierhundert Jahren auf dem Tage zu Stanz [illegible] Schweizer durch Macht seines Wortes wieder ver[illegible]. Den [illegible] Theil seines Lebens brachte der »seelige [illegible]« (wie man ihn gewöhnlich heißt) in einer [illegible] Einöde [illegible] Melchthals zu. Dahin führt [illegible] ein [illegible] Bergpfad in wenigen Stunden hinauf. [illegible]

CHAPEL AT SACHSELN. KIRCHE ZU SACHSELN. LA CHAPELLE DE SACHSELN

zeigt man in der Alp Kluster, über einem tiefen Abgrund des wilden Ranft-Tobels seine Betbütte zwischen einigen Wohnhäusern und Kapellen. Dort starb der Gottesmann. Nach Jahrhunderten wallfahrtet die fromme Andacht zu der ihr heiligen Stätte.

Schon der Name des Melchthals erinnert an einen der ersten Stifter des freien Schweizerbundes, an jenen Arnold Anderhalden, der vor der brutalen Gewalt des Vogtes Landenberg gen Uri flüchten, und dort erfahren mußte, daß der Tyrann, voller Rachsucht, dem schuldlosen Vater des Flüchtlings die Augen ausgestochen und dessen Güter eingezogen hatte. Arnold war einer der drei Männer des Grütli, welche die Erlösung ihres Vaterlandes beschworen und vollbrachten.

Das Melchthal selber ist eine lange, tiefe Schlucht, die sich, drei Stunden Weges weit, in verschiedenen Krümmungen, durch das Gebirg südöstlich hinaufzieht bis zum öden Jochberg. Am Fuße dieses Berges ruht noch ein kleiner See, dessen Gewässer vom Schnee der Höhen rings um genährt, und in gleichem Maaße wieder von unterirdischen Klüften und Höhlen verschlungen werden. Erst eine Stunde weiter abwärts im Thale treten sie neuerdings mächtig hervor, und bilden den Melchbach. Dieser rauscht durch die Krümmungen des Thals nieder, bis zum See von Sarnen. Von allen Seiten rieseln ihm von den Berghängen Quellen zu. Hin und wieder leitet ein hölzerner Steg über sein tiefgefressenes Felsenbett. Die Umgebungen seiner Ufer sind von hoher Mannigfaltigkeit, bald öffnen sich weite Wiesenthäler, still und freundlich, zwischen sanftanschwellenden Halden des Gebirgs, mit zerstreuten Heuställen und Hütten der Hirten. Dürre Häge von Stangen und Scheiten, oder kleine Alpenbäche oder trockne Strombetten, scheiden die Besitzungen der Nachbaren von einander. Die Fruchtbarkeit der Matten liefert ihren Heerden gesundes Winterfutter zur Gnüge; im Sommer finden sie es in den höhern Alpen. Bald rücken plözlich die himmelhohen, grauen Felsen wieder eng zusammen, und der Melchbach bricht sich schäumend durch die herabgestürzten Felsstücke Bahn. Tannenwälder, die von der Höhe herabnicken, vermehren Kühle und Dämmerung des Bergschlundes. Da und hier sieht man an den schroffen Gebirgswänden einzelne, mit grünen Rasenplätzen bedeckte Absäze und Vorsprünge; aber sie sind allem Vieh unzugänglich; nicht dem Menschen. Der „Wildheuer“ läßt sich vom jähen Rand der Felsen, bei hundert Schuh tief, an einem Seile darauf nieder, und sezt für eine Handvoll Gras sein Leben in's Spiel. Die auf dem schmalen,

schlüpfrigen Vorsprung des Gesteins gesammelte Bürde Futters, von einem starken Netz zusammengehalten, schleudert er über den Abgrund hinaus, und läßt sich am Seile, wie eine Spinne am Faden schwebend, wieder in die schwindelerregende Höhe ziehn.

Der Bewohner des Gebirgs, Zögling der Natur, furchtlos unter ihren Schrecken, einfach, kraftvoll und gut, wie sie, verlebt den größern Theil seines Lebens in anhaltender Einsamkeit; während des Sommers mit seiner Heerde in den hohen Alpenfluren vereinzelt; während des Winters mit seiner Familie in der kleinen, oft tief verschneiten Hütte. Er hat kaum Ahnung vom Daseyn jener künstlichen Lebensbequemlichkeiten, wandelbaren Interessen, verwickelten Verhältnissen, die in reichbevölkerten, mancherlei Gewerb und Ueppigkeit treibenden Gegenden, Fluch und Seegen derselben sind. Er weiß von keinem Unterschied der Stände; der Sterbliche gilt hier, was er in und durch sich selber ist. Die Regeln feiner Sitte bleiben ihm fremd. Seine Rechte werden zu den natürlichen, die jeder Mensch besitzt; welche auch in den civilisirtesten Staaten zwar Grundlage aller sogenannten positiven Rechtsverhältnisse bleiben, aber von diesen gewöhnlich dermaßen überbaut oder verschüttet sind, daß an der Grundlage noch kaum etwas erkennbar ist.

Es ist wahrlich kein Wunder, wenn der Mensch des Gebirgs, in seiner Abgeschiedenheit vom Weltgetümmel, bei der Einförmigkeit seiner Beschäftigungen, die ihm Muße genug zum stillen Nachsinnen gewährt, bei der Einfachheit seiner Bedürfnisse, die leicht befriedigt sind, ein Andrer wird, als der Mensch der Ebnen und tiefern Thäler; — wenn hier ein Arnold Anderhalden zum Retter der Volks gegen die Verhöhner des ewigen Rechts wird; oder ein Nicolaus von der Flue, dem Irdischen abgestorben, sich zu einem Leben in Gott und göttlichen Dingen verliert, wovon das Kirchenthum nichts weiß und lehrt.

Man hat den Schweizern immer nachgesagt, daß sie häufig in ihrem Denken, Treiben und Wesen, etwas Wunderliches, Ungewöhnliches, oft Ueberspanntes hätten; etwas Originelles wie in ihren Staatseinrichtungen, so in religiösen Dingen, in Uebungen, Sitten und Lebensansichten; einen Staarsinn der Meinungen, den kein Verlust und keine Gefahr beugt; eine Liebestreue zur Heimath, die in der Fremde zum tödlichen Heimweh werden kann; ein Gefühl für Freiheit, das wohl Jahre und Jahrzehende lang durch Uebermacht der Gewalt niedergedrückt, aber nie erstickt und ausgerottet werden kann. Es ist Wahres in dieser Sage. Die Geschichte dieser Bergvölker spricht dafür bis zu den lezten Zeiten. —

Aber das ist die Wirkung der hohen Natur, in der sie wohnen; das die Wirkung des einsamen Lebens, welches in Gebirgen unvermeidlich ist und in volkreichern Thälern, Dörfern und Städten wieder in Abgeschlossenheit einer Gemeinde von der andern, und abermals in Vereinzelung der Familien inmitten der Ortschaften erscheint. Dieser Hang zum Fürsichseyn, zum Fürsichbestehn der Familien, der Ortschaften, der Kantone ist ein Grundzug im Schweizercharakter, und so unaustilgbar, als es die Bergketten sind, die ihre Thäler scheiden. Solche Vereinzelung und Abgeschiedenheit bringt eine gewisse Einseitigkeit, aber auch eine Energie der Gemüthsart und ein Gefühl der Selbstständigkeit hervor, was mit der Geschmeidigkeit, Vielseitigkeit und Abgeschliffenheit der Ebnenbewohner allerdings einen scharfen Gegensatz bilden muß. — Wie Arnold Anderhalden denken und fühlen noch viele Tausende in der Schweiz, die unter ähnlichen Verhältnissen ihm ähnlich handeln würden. Wie Nicolaus von der Flue in seinem Gottesgefühl leben noch Tausende zerstreut im Gebirg, die, wenn sie auch nicht, wie er, in Enthaltung von fast aller Nahrung sich abtödten, doch ihre innere, geheime Religion bewahren, welche ohne oder mit der herrschenden Kirchlichkeit bestehend, für sie mehr, wie diese, nämlich als eine innere Erleuchtung gilt. Im Mittelalter waren die Begharden und Lollharden, oder Brüder des freien Geistes in der Schweiz sehr häufig. Nachdem Zwingli und Calvin ihre Reform der Kirche begonnen hatten, wandten sich Tausende im Volk den schwärmerischen Wiedertäufern zu.

Ich zweifle gar nicht, daß selbst ein Mann von hoher Bildung des Geistes und Gemüths, ein Weltweiser, oder Dichter, wenn er längern Aufenthalt in den Alpen des Melchthals machte, bald eine andre und höhere Ansicht der Welt, eine andere Liebe der ewigen Güter der Menschheit, ein andres Seyn haben würde, als er aus dem Staub der Schule, aus der trocknen Pracht der Palläste, aus dem Gewühl der Märkte mit hinaufgebracht hatte. Man hört auf, Geschöpf der Kunst zu seyn, und wird, durchdrungen bis im Innersten der Seele vom reinen Hauche der Natur, ihr Kind und wie sie selbst. Was Lebensziel der meisten Sterblichen ist, was die Leidenschaften der Einzelnen und ganzer Nationen stürmisch aufregt, Gold, Ruhm und Nachruhm, Herrschaft und Gewalt verschwebt, wie ein nichtiger Nebel am Felsen im Sonnenstrahl. Gott selber erscheint dem Geist dort, als ein andrer Gott, denn der in Philosophemen der Schulweisen, in Dogmen des Kirchenthums, in Katechismen der Kindheit.

7 *

Erst in jener wildschönen Umgebung von Wiesengründen, Berghängen, einsiedlerischen Hütten, Gletscherschimmern, Alpenhainen und geisterhaft umherschleichenden Wolkengebilden; erst in jener schwermüthig-heitern Klosterstille des Hochgebirgs, welche vom einförmigen Brausen der Wasserfälle, dem Gemurmel herabrinnender Bäche und dem Geläute der Heerdenglocken nur fühlbarer gemacht, nicht unterbrochen wird, — erst da lernt man J. J. Rousseau's Klage über Abtrünnigkeit des menschlichen Geschlechts von der Natur und über die Selbstqual der Völker in ihrer Sittenverfeinerung ganz verstehn. Seine Klagen waren nur Wiederklang von Gefühlen, die er, als Jüngling, aus den erhabnen Einöden der savoyischen Alpen mit sich getragen hatte, und die durch den schreienden Gegensatz gleisnerischer Unnatur in der französischen, sogenannten „großen oder feinen Welt“ schärfer gereizt wurden.

2.

Sarnen.

Indem der Künstler für die Ansicht der Hauptorts der kleinen obwaldner Republik seinen Standpunkt nicht am See wählte, an dessen Ufern der städtisch gebaute Flecken ruht, sondern da, wo der Aastrom dem weiten Wasserbecken schon entflossen ist, wollte er uns wahrscheinlich den romantisch-idyllischen Ton der ganzen Landschaft geben. Die hölzerne, bedeckte Brücke des Bachs im Vorgrund; dahinter, in den Schatten eines Fruchthains versenkt, ruhn die Wohnungen des Ortes halbsichtbar. Rings schwillt der Wiesenteppich, bestreut mit Dörfern, Kapellen und krausen Gebüschen zu Bergen auf, deren anmuthige, weiche Umrisse nirgends durch starre Gipfelklippen oder nackte Felsmassen gestöhrt werden. Nur, wie zur Verzierung der fröhlichen Landschaft, leuchten aus der Ferne die Silberzinken des bernischen Eisgebirgs von Süden her, während nordwärts der zerrissene Felsenkamm des Pilatus durch die Luft aufstarrt.

Der Hügel, welcher über die Dachgiebel des Fleckens einige Gebäude (das Zeughaus und Schützenhaus der Republik) emporhält, ist eine von den klassischen Stellen des Schweizerlandes. Hier stand vorzeiten die Burg, von der herab der Vogt Landenberg über die Rechte des Volks schaltete. Aber am Neujahrsmorgen

Erst in jener wildschönen Umgebung von Wiesengründen, Berghängen, einsiedlerischen Hütten, Gletscherschimmern, Alpenhainen und geisterhaft umherschleichenden Wolkengebilden; erst in jener schwermüthig-heitern Klosterstille des Hochgebirgs, welche vom einförmigen Brausen der Wasserfälle, dem Gemurmel herabrinnender Bäche und dem Geläute der [illegible] nur fühlbarer gemacht, nicht unterbrochen wird, — erst da lernt man J. J. Rousseau's [illegible] Abtrünnigkeit des menschlichen Geschlechts von der Natur [illegible] die Selbstqual der Völker in ihrer Sittenverfeinerung [illegible]. Seine Klagen waren nur Wiederklang von Ge[illegible] [illegible]ung, aus den erhabnen Einöden der [illegible] getragen hatte, und die durch den schreien[illegible] [illegible] Unnatur in der französischen, sogenann[illegible] [illegible] Welt [illegible] gereizt wurden.

[illegible]

[illegible]

Indem der [illegible] Hauptorts der kleinen obwaldner Republik [illegible] am See wählte, an dessen Ufern der städtisch gebaute [illegible] ruht, sondern da, wo der Aastrom dem weiten Wasserbecken [illegible] entflossen ist, wollte er uns wahrscheinlich den romantisch-idyllischen Ton der ganzen Landschaft geben. Die hölzerne, bedeckte Brücke des Bachs im Vor[illegible] [illegible]hinter, in den Schatten eines Fruchthains versenkt, ruhn [illegible]ungen des Orts halbsichtbar. Rings schwillt der Wiesen[illegible] [illegible] bestreut mit [illegible], Kapellen und krausen Gebüschen zu [illegible] auf, deren [illegible]thige, weiche Umrisse nirgends durch starre [illegible]wen oder nackte Felsmassen gestöhrt werden. Nur, wie [illegible]erung der fröhlichen Landschaft, leuchten aus der Ferne [illegible] des bernischen Eisgebirgs von Süden her, wäh[illegible] [illegible] der zerrissene Felsenkamm des Pilatus durch die [illegible]

[illegible] welcher über die Dachgiebel des Fleckens einige [illegible] und Schützenhaus der Republik) empor[illegible] [illegible] Stellen des Schweizerlandes. Hier [illegible] der herab der Vogt Landenberg [illegible] schaltete. Aber am Neujahrsmorgen

eng. by Winkles.

SARNEM AND THE LANDENBERG

SARNEM UND DER LANDENBERG.

SARNEM & LE LANDENBERG.

1308, als der Vogt vom Hügel nieder zur Messe gehn wollte, brachten ihm zwanzig Unterwaldner, nach alter Uebung, Neujahrsgeschenke, ausgewählte Thiere ihrer Heerden und ihres Geflügels. Eingetreten in die Burg, bemächtigten sie sich derselben mit Hülfe andrer Verschwornen, die aus den benachbarten Erlengebüschen hervorsprangen. Da erging die Losung zur Landesfreiheit von Dorf zu Dorf, von Thal zu Thal. Landenberg, der durch die Wiesen zum Luzernersee flüchtete, ward eingebracht. Doch seine Grausamkeit gegen den blinden Vater des Arnold Anderhalden ward von dem bideren Volk mit keiner Grausamkeit vergolten. Der Vogt ward unverlezt entlassen, sobald er den Eid gethan, zu ewigen Zeiten nicht mehr in dies Land zu kommen. Noch versammelt sich nun alljährlich an der Stätte der verschwundenen Tyrannenburg das Volk Obwaldens, um in offner Landsgemeinde seine Obrigkeiten und Richter zu ernennen und Vorschläge über öffentliche Angelegenheiten anzuhören, zu genehmigen oder zu verwerfen. Eine bedeutsamere Stelle konnte es nicht zur Ausübung seiner landesherrlichen Gewalt wählen. Im Genusse einer Unabhängigkeit und Freiheit, die ihm durch Natur und Armuth seiner Heimath, in halbtausendjähriger Gewohnheit, unentbehrlich zum Leben geworden ist, hat es keine Landenberge mehr zu fürchten.

In unsern Tagen hat der Name von Sarnen in der Schweiz zufällig eine böse Nebenbedeutung erhalten, freilich ohne Verschulden der gutmüthigen Einwohner. Es hat sich in der Umgangssprache ein Nennwort „Sarnerei" und sogar ein Zeitwort „sarnern" gebildet, wenn man Ränkemachereien oder Verschwörungen der oligarchischen oder hierarchischen Factionen verschiedener Kantone gegen die Rechte und Freiheiten der Nation bezeichnen will. Anlaß dazu gab die Conferenz, welche zu Sarnen, im November 1832, von Abgeordneten der Regierungen des Bezirks Schwytz, der Stadt Basel, der Kantone Neuenburg, Unterwalden und Uri gehalten wurde, und Trennung der Eidgenossenschaft, fremde Einmischung und Bürgerkrieg herbeizuführen drohte. Bekanntlich ward auch der Landfriede wirklich im Sommer des folgenden Jahrs vom Bezirk Schwytz, wie von der Stadt Basel, mit bewaffneter Faust gebrochen; aber der Aufstand dieser Orte dann durch den Ernst der Nation eben so schnell gedämpft, als er erhoben war.

Zwietracht ist die Erbsünde aller Föderativstaaten, wenn die Genossen des Bundes, in voller Selbstherrlichkeit zu einander, für Kraft und Macht des Bundes nichts von ihren Rechten opfern, aber von ihm Alles für ihren Nutzen begehren. Die Geschichte

sämmtlicher Föderativstaaten, der vereinten Stämme Israels, wie der griechischen Republiken, der Staaten des deutschen Reichs, wie der niederländischen Provinzen oder der schweizerischen Kantone, ist eine fast ununterbrochene Verkettung von Zerwürfnissen, Zänkereien und innern Kriegen. Merkwürdig ist dabei, daß demungeachtet dergleichen Conföderationen von Völkerstämmen und Nationen ein längeres Leben erreichten, als ihr innerer gebrechlicher Zustand erwarten ließ. Die mosaische Bundes-Republik hatte bei 400 Jahre gedauert, ehe sie, statt des unsichtbaren Jehova, einen sichtbaren König forderte. Der griechische Staatenbund lebte seit Stiftung der Amphyctionen bis zur Schlacht von Chäronea 1100 Jahre. Nächst ihm erscheint die schweizerische Eidsgenossenschaft mit einer halbtausendjährigen Lebenslänge; die vereinigten Niederlande brachten es, seit der Utrechter Union kaum auf die Hälfte dieser Zeit.

Montesquieu hat, in seinem berühmten Werke, das Kapitel vom Föderativsystem ganz vergessen. Unter der Feder dieses scharfsinnigen Beobachters würd' es für Fürsten und Republikaner eins der lehrreichsten geworden seyn.

Nur kleine Völkerschaften können in republikanischer Form bestehn, worin sie die staatsbürgerliche Freiheit in höchster Fülle walten lassen, so daß jeder Bürger seinen unmittelbaren Theil an der Gesezgebung und Ernennung der Obrigkeit nimmt. Der geringste Zuwachs der Bevölkerung macht die Versammlung des ganzen Volks (in einer Landsgemeinde) unmöglich; es muß sich begnügen, die Sorge für die wichtigsten Angelegenheiten den von ihm erwählten Stellvertretern zu überlassen. So wird die unmittelbare Theilnahme an den öffentlichen Geschäften in eine sehr mittelbare verwandelt, und diese in gleichem Grade immer beschränkter, als in repräsentativen Republiken die Volksmassen größer werden. Auf gleiche Weise verhält es sich mit dem Genuß der bürgerlichen Rechte. Je kleiner die Republik ist, um so weniger wird es gefährlich, die freie Verfügung der Bürger über ihre Person und ihr Eigenthum nicht durch zahlreiche Geseze zu begränzen. In größern Staaten, bei vervielfältigten Intressen, Verhältnissen und Reibungen der bürgerlichen Zustände ist eine stärkere gesezliche Schutzwehr, und daher engere Begränzung der Freiheit der Einzelnen wie der Gemeinden und Stände unvermeidbar. Im häuslichen Kreise einer Familie darf Manches ohne Furcht gestattet und lockerer gebunden seyn, was in einem weitläuftigen Gemeinwesen von Tausenden nicht zu erlauben wäre,

ohne Unordnung, Zerrüttung und gänzliche Auflösung zu erzeugen. Es war ein wahnsinniger Einfall, Frankreich mit seinen 32 Millionen Menschen zu einer einzigen Republik umzugestalten.

Die Geschichte kennt keine Republik von so ungeheurem Umfang, weil solche in sich selber unmöglich ist, oder dem Volke keine höhere Freiheit gewähren könnte, als jede wohl eingerichtete Monarchie. Für große Staaten ist das monarchische Princip Naturnothwendigkeit. Das republikanische Rom, als es die Welt beherrschte, war nur inner der Mauern der Hauptstadt. Außer der Ringmauer wohnten Unterthanen und zinsbare Bundesgenossen. Die nordamerikanischen Vereinstaaten sind, mit einer dünnen Bevölkerung auf weiten Landstrecken, kleinen Staaten gleich. Newyork, der volkreichste derselben, zählt auf einem Flächenraum, so groß wie Altengland, wo 13 Millionen Seelen leben, noch nicht zwei Millionen Einwohner. Wenn dereinst Newyork gleiche Bevölkerung wie England besitzt, wird es entweder in eine Menge kleinerer Freistaaten zersplittert seyn, oder einer Monarchie so ähnlich sehn, wie ein Hauptthaar dem andern.

Da also nur kleine Staaten republikanischer Formen fähig sind, müssen sie, um nicht bei feindlichem Anstoß von den größern zertreten zu werden, Conföderationen mit ihres Gleichen eingehn, oder sich, wie die Republiken S. Marino, Andorre, Krakau, die jonischen Inseln, die freien Städte Deutschlands &c., unter Schutz mächtiger Nachbarn stellen. Der Föderalismus gewährt den Republiken zu ihrem selbstständigen Staatsleben und ihrer Freiheit, die Kraft eines größern Reichs zum Widerstand gegen fremde Gewalt. Diese Kraft steigt in gleichem Maaße, wie sich das bloße Schutzbündniß der kleinen Staaten zu einem förmlichen Einheits-Bund Aller erhöht, worin sie, mit eignen Gesetzen und Regierungen für sich dastehend, von ihrer Souveränität so viel an die allgemeine Bundesgewalt übertragen, als hinreicht, um als ein einziger, als ein Bundesstaat Friedsamkeit und Ordnung im Innern, Ehrfurcht im Ausland zu erzielen.

Mächtige Fürstenreiche besitzen, was schwächere Staaten durch den Föderalismus erst zu gewinnen suchen, nämlich die Mittel zur Selbstvertheidigung und Concentrirung der Staatskraft in einer Hand. Aber die Freiheit, deren sich die Bürger kleiner Republiken erfreuen, finden große Staaten ihrerseits ebenfalls auf dem Wege des Föderalismus, oder eines Quasi-Föderalismus der zu ihnen gehörenden Provinzen und Völkerschaften.

Es ist der gefährlichste Irrthum, wenn man für innere Ruhe und äußere Stärke großer Reiche das Hauptmittel in der so genannten Vereinfachung der Verwaltung, das heißt, darin sucht, daß man Völkern und Provinzen von ganz ungleichen Oertlichkeiten, Gewerbsarten, Gesittungsstufen, Lebensweisen und Interessen einerlei Einrichtungen, Gesetze und Verwaltungsformen schafft. Es giebt keine größere Tyrannei, als die Tyrannei des Gesetzes, welche auf widernatürliche, gewaltsame Weise, gleich machen will, was von Natur und Schicksal ungleich gestellt ist. Kein verständiger Hausvater wird vom erwachsnen, gebildeten Sohn das nämliche, was vom unmündigen fordern. Jenes Gleichmachungssystem vernichtet alle menschliche Lebensfreiheit, macht allen herkömmlichen Gewohnheiten, Erinnerungen und Sitten, allen Lebensweisen und Bedürfnissen der verschiedenen Provinzen den Krieg, und giebt den Einen mehr, als sie beim Zustand ihrer Bildung gebrauchen können, den andern weniger, als ihnen durchaus nöthig ist. Daher in manchen Reichen die wachsende, allgemeine Unzufriedenheit; daher die ewige Unruhe Frankreichs, wo jeder Mißgriff in der Verwaltung gleichzeitig und überall im ganzen Staat Schmerz und Murren erweckt.

Das alte Rom beherrschte tausend Völkerschaften des Erdbodens mit leichter Hand durch den natürlichen Zauber eines Quasi-Föderalismus, in welchem es der zusammengeschürzte Knoten zur Verbindung Aller blieb. Es ließ den unterthänigen Nationen ihre Eigenthümlichkeiten, Religionen, Sitten und Einrichtungen; ließ sie diesen gemäs verwalten und veredeln, und behielt sich nur die fürstlichen Hoheitsrechte, Oberbefehl, Kriegsvolk und Abgaben vor. Ausbruch der Unzufriedenheit in einer Gegend stöhrte die Ruhe der andern nicht, weil deren Interessen nicht die gleichen waren, und konnte durch Uebermacht Aller leicht gedämpft oder in Schranken gehalten werden. — Die großen, europäischen Reiche heutiger Zeit, wie Oesterreich, Preussen, Rußland, werden mit ähnlicher Staatsklugheit verwaltet. Indem die Rechte, Freiheiten, Ordnungen und Bedürfnisse jeder besondern Provinz heilig gehalten, nur mit der fortschreitenden Kultur der Einwohner allmählig verbessert und mit den Rechten, Freiheiten, Ordnungen und Bedürfnissen des Gesammtstaats in Einklang gesezt werden, sieht jede der Völkerschaften in einem und demselben Monarchen ihren eigenen Schutzgeist, und wird ihr ein politischer Zustand theuer, der ihrer Natur und Civilisation entsprechend ist.

drawn by Brown. H. Griffiths Sc.

FOUNTAIN WITH THE STATUE OF A WINKELRIED AT STANZ.

ARNOLD VON WINKELRIED'S BRUNNEN IN STANZ.

LA FONTAINE AVEC LA STATUE D'AR WINKELRIED À STANZ.

9.

Stans, [illegible]

In einem kaum vier bis [illegible] Wiesenboden zwischen hohen Wa[illegible] ist der Flecken Stans, Hauptort [illegible] den. Das Thal trägt, wie kaum [illegible] Charakter ruhiger, ich möchte fast [illegible] Waldstreifen durchbrechen [illegible] Fußwege, sauber und eingehägt, [illegible] im Schatten alter, hoher Fruchtbäume. [illegible] begegnen sich schweigsam. [illegible] und der Dank: „[illegible] das Einzige, was sie sich [illegible] auf den Höhen [illegible] oder Landsgemeinden [illegible] werden. [illegible] die Mehrheit der [illegible] in Hirtenländern [illegible] religiös und [illegible] Erziehung von [illegible] Schiffahrt [illegible] regsameres [illegible] oder Rei[illegible], biederes [illegible] Zeitigkeit der [illegible] und dem [illegible]

[illegible] nicht Feuer angelegt hätten!“ — [illegible] gegen die Umgekommenen machte mir Grausen und Unwillen; und doch konnten auch religiöse Zuversicht auf

3.

Stans, in Nidwalden.

In einem kaum vier bis sechs Stunden langen Thale, dessen Wiesenboden zwischen hohen Waldgebirgen sich fast eben ausbreitet, ist der Flecken Stans, Hauptort einer Republik von 9000 Seelen. Das Thal trägt, wie kaum ein andres in der Schweiz, den Charakter ruhiger, ich möchte fast sagen, klösterlicher Schwermuth. Finstre Waldstreifen durchbrechen das dunkle Alpengrün. Einsame Fußwege, sauber und eingehägt, irren durch die stillen Wiesen, im Schatten alter, hoher Fruchtbäume. Die Umherwandelnden begegnen sich schweigsam. Ihr frommer Gruß: „Gelobt sey Jesus Christ!“ und der Dank: „In Ewigkeit, Amen!“ ist nicht selten das Einzige, was sie sich zu sagen haben. Das Jauchzen der Hirten auf den Höhen hat drunten keinen Wiederhall. Nur nach Festen oder Landsgemeinden kann in Wirthshäusern die Lust um so ausgelassener werden. Das Volk ist im Allgemeinen ernst, fast düster; die Mehrheit der Landleute nur mäßig bemittelt; wie gewöhnlich in Hirtenländern, zum müßigen Leben geneigt; aber kirchlich-religiös und unwissend nebenbei. Reisende klagen über ihre Verfolgung von Bettlern. Nur in den Dörfern am Seeufer bringt Schiffahrt, mit mannigfaltigerem Verkehr und Gewinn, auch regsameres Leben und fröhlichern Sinn, aber schwerlich Wohlstand oder Reichthum. Doch ein herzhaftes, treues, freiheitliebendes, biedres Gemüth ist den Nidwaldnern gemein, und eine Festigkeit der Denkart, die oft in furchtbaren Starrsinn verartet, was dem Ländchen schon mehrmals schweres Verderben zubrachte.

Man sieht im Flecken Stans mehrere neu aufgeführte Gebäude; noch mehr derselben in den Ortschaften Buochs und Stansstad. Sie haben sich über der Asche derjenigen erhoben, die durch Wuth der französischen Schlachthaufen im September 1798 den Flammen übergeben worden waren. Damals, bald nachdem dies geschehen war, sagten mir in Lumpen gewickelte Menschen, die traurig an den Trümmern ihrer verbrannten Habe umherschlichen: „Wären auch noch zweimal mehr Menschen draufgegangen, wenn nur die Franzosen nicht Feuer angelegt hätten!“ — Diese Gefühllosigkeit gegen die Umgekommenen machte mir Grausen und Unwillen; und doch konnten auch religiöse Zuversicht auf

Seeligkeit den für Religion und Vaterland Gestorbnen zu dieser scheinbaren Gleichgültigkeit beigetragen haben.

„Religion und Vaterland!“ ist der Talisman, mit dem man dies Hirtenvölkchen zu Allem führt. Aber unter Vaterland versteht niemand das Schweizerland, sondern die ärmliche, enge Heimath zwischen See und Berg; unter Freiheit nicht das Befugniß zur Entfaltung der materiellen und geistigen Kraft nach allseitigen Richtungen in streng gesezlicher Ordnung, sondern das ungestöhrte Fortleben in althergebrachten Gewohnheiten und Uebungen. Religion hinwieder heißt der römisch-katholische Cultus der Kirche, durch dessen fleißige Beobachtung der bildungsarme Mensch das Heil seiner Seele zu sichern hofft. Die Sache dieser Religion steht in der Regel weit erhaben über die Sache des Vaterlandes, und somit auch das Wort der Priesterschaft weit über Ansehn und Gebot weltlicher Obrigkeit. In der Priesterschaft aber pflegen diejenigen Geistlichen den größern Einfluß auf das Volk zu haben, welche das Unglaublichste zu glauben lehren, und die Religion in ewiger Gefahr zeigen.

Als im Jahr 1798 die Franzosen sich völkerrechtsmörderisch gegen die Schweiz warfen, schworen die unerschrockenen Nidwaldner, ermahnt von der Priesterschaft, auf dem Landsgemeindeplatz zu Wyl, das Leben für Religion und Vaterland zu opfern. Sobald aber selbst Schwytz, nach ruhmreichem Kampf, sich der Uebermacht unterworfen hatte, entband dieselbe Priesterschaft das Volk auf demselben Platz, fünf Wochen später, jenes Eides. „Unter den veränderten Umständen, sagte sie: wird Gott nun diesmal den guten Willen für's Werk annehmen!“ — Das Ländchen nahm beruhigt also auch die neue Verfassung der helvetischen Republik an, und es kam zur Leistung des gesezlichen Bürgereides. Aber einige wenige Priester widersezten sich diesem Eide und brachten plözlich das ganze Land zur Widersezlichkeit: „man müsse sich für Religion und Vaterland wehren; die himmlischen Heerschaaren würden zu Hülfe eilen; der Kaiser aus Oesterreich Unterstützung bringen; keine französische Kugel werde einen derer verwunden können, die im Vertrauen auf Gottes und der heil. Jungfrau Beistand streiten würden.“ So ward der Kampf mit Schauenburgs französischen Brigaden freudig unternommen. Es ist weltbekannt, wie er, obgleich mit ungeheurem Verlust der Franzosen, doch ein schauderhaftes Ende, unter Mord und Brand, für Nidwalden nahm.

Es sind seitdem beinahe 40 Jahre verflossen; in diesem Zeit-

raume entstanden und verschwanden große Reiche; Völker weit umher änderten Sitten, Gesetze, Verfassungen und Herrschaften. In Nidwalden aber blieb unverwandelt, was da war. Noch im Jahr 1835 entstanden neue Bewegungen und Entzweiungen, weil abermals einige wenige Geistliche die Religion in Gefahr gesezt erblickten. Und wodurch? — Durch ein ganz harmloses, zwei Bogen starkes A B C=Buch. Es sollte in die Schulen eingeführt werden mit Beifall sowohl der Obrigkeit, als der Pfarrgeistlichkeit. Aber das fromme Volk, von einigen Priestern gewarnt, bebte vor der Gefahr zurück, welche durch das Büchlein der Religion drohte, das, wie die Warner sagten, einen „Keim zu Ketzereien“ in sich trage. Größere Landesunruhen zu verhüten, mußte man die Fibel verwerfen.

Der Künstler, welcher in diesen Blättern eine Ansicht vom Innern des Fleckens Stans giebt, scheint ironisch auf die seltsame Macht der Frömmigkeit und auf den Talisman von Religion und Vaterland hingedeutet zu haben. Im Vorgrund, wie billig, alles überragend, ein Theil der schönen Pfarrkirche, deren Choraltar noch das Loch der Flintenkugel zeigt, durch welche im Aufstand von 1798 der Messe lesende Priester getödtet ward. In der Nähe der Stolz des Vaterlandes, doch nur als Brunnensäule, das Standbild des Helden von Sempach, Arnold Winkelrieds, welcher, indem er die feindlichen Speere in seine Brust drückte, „der Freiheit eine Gasse machte.“ Aber von ihm ab lenkt eine andächtige Prozession von Betern mit Kreuz und Fahnen, den Blick auf sich; voran der Priester, Seegen spendend, welchen die Gläubigen, Weiber und Kinder am meisten, knieend empfahn. Trübe schwebt über dem ganzen Thal der Himmel. Raben und Dohlen schwärmen im Sturmwind umher. Es entströmen den zerrissenen Gewölken dichte Regenschauer. Nichts stöhrt die Haltung des Feierzugs.

Nur noch ein flüchtiger Blick auf die Einrichtung dieser frommen Demokratie, in welcher das zur Landsgemeinde versammelte Volk sein Souveränitätsrecht ausübt. Zur Landsgemeinde erscheinen alle Bürger, die zwanzig Jahr und mehr alt sind; aber zu Wahlen der obersten Staatsbeamten stimmen auch kleine 14jährige Knaben mit. Die meisten Staatsämter sind lebenslänglich, was in Freistaaten oft bedenklich seyn mag.

Eben dieselbe Landesbehörde, welche Gesetze, die dem Volke vorzuschlagen sind, vorberäth, ist nachher die Gesetzauslegerin: ist zugleich die höchste vollziehende Gewalt; dabei

noch die oberste criminalrichterliche und theilweis sogar civilrichterliche Behörde. Es würde Unterthanen einer Monarchie bange werden, so viel Gewalt, ohne alle Trennung, in einer und derselben Behörde zusammengehäuft zu sehn. Daß damit nicht zuweilen Mißbrauch getrieben werde, läßt sich nicht läugnen. Doch ist dies in neuerer Zeit hier seltner, als in Schwytz und Obwalden, den kleinen Nachbarrepubliken, der Fall gewesen. In Nidwalden herrscht im Allgemeinen strengere Gewissenhaftigkeit, vielleicht auch mehr Furcht vor der Unbeständigkeit der Volksgunst.

Hyrr.

drawn by Archer. H. Griffiths Sc.

ZUG, WITH MOUNT RIGI. ZUG GEGEN DEN RIGI. ZUG, VERS LE RIGI.

V.

Kanton Zug.

Ein lustiger, weiter, [illegible] Baumgarten im Innersten [illegible] Berge ausgedehnt, [illegible] schen hohen Kastanien- [illegible] Wiesen abwechselnd, [illegible] sind — das ist der [illegible] Burgen, ländliche [illegible] und Blumengärtchen, [illegible] melt, scheinen ganz [illegible] landschaftlichen Scene[illegible] Seen dazu fehlen [illegible]

Den Garten [illegible] von nur etwa 14,000 [illegible] einrichtung, in seinem Glauben, [illegible] gungen gleicht es zwar seinen [illegible] Unterwalden; aber es ist, wenn auch [illegible] verträglicher mit den übrigen Eidsgenossen. [illegible] Ländchen, die Heimath vieler ausgezeichneten [illegible] männer, wie die Koline, Zurlauben, Siebler u. s. w. sind, eigentlich einen Bundesstaat im Kleinen nennen. Denn es besteht aus vier von einander fast unabhängigen Gemeinwesen (Zug, Menzingen, Baar und Aegeri geheißen), die unter ihren eigenen Verfassungen, Gesetzen und Regierungen leben, auch sich sogar in Sitte, Lebensart, Kleidertracht, Bauart der Wohnungen u. s. w. unterscheiden lassen. Nur für allgemeine Angelegenheiten stehn Kantonalbehörden da, Landsgemeinde, Landammann, Rath und Gericht.

V.

Kanton Zug.

Ein lustiger, weiter, fünf bis sechs Geviertmeilen großer Baumgarten im Innersten der Schweiz, über Thäler, Hügel und Berge ausgedehnt, zuweilen mit Aeckern oder Weinbergen zwischen hohen Kastanien- und Nußbäumen, oder mit Matten und Wiesen abwechselnd, die von buschartigen Grünhägen umfangen sind — das ist der Kanton Zug. Verwitternde Ruinen alter Burgen, ländliche Wohnungen mit ihren Laubengängen, Brunnen und Blumengärtchen, Dörfchen, um ihre Kirchen malerisch versammelt, scheinen ganz absichtlich dahin gebaut, Reiz und Leben der landschaftlichen Scenerie zu vergrößern. Auch ein paar liebliche Seen dazu fehlen nicht.

Den Garten bewohnt ein regsames, gutmüthiges Völkchen von nur etwa 14,000 Seelen. In seiner demokratischen Staatseinrichtung, in seinem Glauben, in seinen ländlichen Beschäftigungen gleicht es zwar seinen Nachbaren von Uri, Schwyz und Unterwalden; aber es ist, wenn auch streitsüchtig unter sich, doch verträglicher mit den übrigen Eidsgenossen. Man könnte dies Ländchen, die Heimath vieler ausgezeichneten Staats- und Kriegsmänner, wie die Koline, Zurlauben, Siedler u. s. w. sind, eigentlich einen Bundesstaat im Kleinen nennen. Denn es besteht aus vier von einander fast unabhängigen Gemeinwesen (Zug, Menzingen, Baar und Aegeri geheißen), die unter ihren eigenen Verfassungen, Gesetzen und Regierungen leben, auch sich sogar in Sitte, Lebensart, Kleidertracht, Bauart der Wohnungen u. s. w. unterscheiden lassen. Nur für allgemeine Angelegenheiten stehn Kantonalbehörden da, Landsgemeinde, Landammann, Rath und Gericht.

Das einzige Städtchen, von welchem der See, an dem es gelegen ist, und der Kanton selbst, den Namen trägt, ist zugleich Hauptort der Republik. Man zählt darin ohngefähr 3000 Einwohner, und findet in ihm mehr für öffentliche Bildung und Gewerbigkeit geleistet, als in den schon erwähnten benachbarten Urkantonen. Auch die Geistlichkeit ist helleren Geistes, oder hat minder politischen Einfluß, als in jenen Hirtenländern. Sie ist verfassungsmäßig sogar vom Besuch der Landsgemeinde ausgeschlossen, in welcher das Volk sein Souveränitätsrecht ausübt.

Ohne Zweifel ist unter den Sehenswürdigkeiten der kleinen Stadt ihre wunderliebliche Umgebung das Sehenswürdigste. Hier spricht die Natur in sanfter Majestät. Der zitternde Glanz eines See's, der sich vier Stunden weit bis in den Schoos des dunkeln Hochgebirgs ausfaltet, wird von sanft anschwellenden Hügeln und Bergen umkränzt, unter denen viele mit üppiger Waldung, andre mit Reben bekleidet sind. Das anmuthige Gelände wallet ringsum amphitheatralisch auf, bis die Pyramiden des Rigi und Pilatus, die scharf geschnitten in den blauen Himmel hineinragen, den Vorgrund der Alpen und Gletscher bilden. Aus hoher Ferne schaun das Finsteraarhorn, die Schreck- und Wetterhörner, Eiger, Mönch und Jungfrau, Tschingli- und Gespaltenhorn hernieder. Man weiß nicht, ob sie zur Erde oder zum Himmel gehören. Die Pracht der Oertlichkeit, das reiche Laubwerk der Waldgebüsche, die über dem Seespiegel schwebenden Segel, die Fülle und Mannigfaltigkeit des Schönen, welches, so weit das Auge reicht, uns in frischen Tinten, zumal bei Morgen- und Abendbeleuchtungen, entgegenglänzt — Alles hat hier eigenthümlichen Zauber.

Wer sollte glauben, daß dieser freundliche See seinen Uferbewohnern schon mehr, denn einmahl, fürchterliches Unglück bereitete? Er ist am Fuß des Rigi 1200 Fuß tief; bei der Stadt Zug nur kaum 200 Fuß. Hier aber, wie anderswo, unterfrißt er allmählig, wie es scheint, seine Gestade.

Schon einmahl im Jahre 1435, wie die Chroniken erzählen, vernahm man an einem Nachmittag um 5 Uhr (den 4. März) durch das ganze Städtchen schreckliches Gekrache. In der dem See zunächst gelegenen Straße warf der Erdboden Spalten. Häuser rissen auseinander. Die Leute flüchteten aus den Wohnungen; andere wollten noch Habseligkeiten retten. Aber in wenigen Minuten versanken zwei Straßen mit Grund und Boden in den See. Ueber Thürme und Mauern schlugen die Wellen

zusammen. Sechs und zwanzig Häuser lagen von der nassen Tiefe verschlungen und bis auf die Spur ihres Daseyns verschwunden. Fünf und vierzig Menschen, noch in den Wohnungen, wurden mit in den Abgrund gezogen. Ihrer keiner konnte gerettet werden; nur ein Mann schwamm empor gegen das Ufer, und einen Säugling in seiner Wiege trieben die Wellen heran.

Im Jahr 1591 versuchte man die Oberfläche des Sees, durch Vertiefung seines Abflusses (der Lorz), niedriger zu legen, um mehrere hundert Juchart Landes aus ihrer Versumpfung zu ziehn und fruchtbar zu machen. Eine künstliche Dämmung oder Schwelle, 75 Klafter lang, hemmte während der Arbeit des Abgrabens den Zudrang der Gewässer. Nach Vollendung des Werks riß man vielleicht die Dämmung unvorsichtigerweise allzuplötzlich ein. Der Wasserdruck gegen das den See umringende Land ward damit allzujählings aufgehoben; und es geriethen weit herum die Gestade in Bewegung. Man zählte über hundert Einbrüche des Ufers und Erdfälle. Bei dem Dorfe Buonas verschwand eine ganze Strecke Landes. An der Eiolen, wo auf ihren Kähnen im See die Fischer beschäftigt waren, sahen sie eine schöne Wiese, sammt dem darin befindlichen Teich, herabdonnern und mit grausenhaftem Getöse in den Abgrund sinken. In der Stadt Zug gingen neun Häuser unter; im Flecken Arth eins; andre an andern Orten. Ueberall floh man von den Ufern; man fürchtete den Untergang sämmtlicher Ortschaften längs dem See.

Weder so groß, noch ähnliche Gefahren bringend, wie der Zugersee, ist ein anderer im Kanton, der Aegerisee. Er liegt immitten eines romantischen Thals, von mehreren Ortschaften in einem Umfang von vier Wegstunden umgeben. An seiner Morgenseite zieht sich zwischen allmählig aufsteigenden Waldbergen und Waldströmen ein geräumiges Wiesenland von den Höhen nieder. Dies ist der durch die Freiheitsschlacht der Schwytzer im Jahr 1315 berühmt gewordene Moorgarten. Man kennt diese Schlacht aus zahllosen Beschreibungen; auch wie sich fünfzig verbannte Jünglinge von Schwytz zu ihr drängten, um sich durch Tapferkeit wieder Gnade und Heimkehr in's Vaterland zu verdienen. Man weiß, wie die Eidgenossen ihr Anbieten verwarfen, und nicht mit Bestraften gemeinsam streiten wollten, die dann aber abgesondert kämpften und durch ihr Heldenwerk den Zorn ihrer Landsleute versöhnten. Doch weniger weiß man von der

Ursach, derentwillen sie aus dem Lande verbannt worden waren. Laut einer noch im Volke lebenden Sage, war es folgende:

Zu Steinen im Lande Schwytz, wo Werner Stauffacher mit seiner heldensinnigen Gattin lebte, wohnte ein schönes Mädchen, um dessen Gegenliebe mehr als ein Jüngling des Ortes und der Nachbarschaft warb. Nach alter, in den Schweizergebirgen einheimischer Sitte, wollten einige der jungen Leute einst dem Mädchen ihren nächtlichen Besuch abstatten, oder, wie man es nennt „kilten“, um, in traulichen Gesprächen, der Schönen Gunst zu gewinnen. Da sie aber sahn, ihnen sei schon ein glücklicherer Nebenbuhler zuvorgekommen, forderten sie ihn heraus, daß er, wie üblich, im Kampf den Preis der Minne durch Mannesmuth verdiene. Er, die Achtung der Geliebten für sich zu erhöhn, säumte nicht, zu erscheinen. In der Finsterniß begann das Ringen und Schlagen. Am Morgen fand man den unglücklichen Jüngling unter dem Fenster der Geliebten todt. Es war nicht leicht, den eigentlichen Urheber dieses Unglücks zu erfahren. Selbst über den, welchen man endlich dafür hielt, entzweite sich das Blutgericht; es fielen gleichviel Stimmen für seine Unschuld, wie für seine Bestrafung mit dem Tode. Der Landammann mußte entscheiden und er entschied für die Hinrichtung des Verklagten. Sie geschah. Nun aber athmeten die Freunde des Unglücklichen Rache. Sie vereinten sich mit denen, die von der politischen Gegenparthei des Landammanns waren. Sie tödteten diesen, als er eines Tages von Schwytz nach Steinen ritt, und legten seinen Leib auf einer, und das davon getrennte Haupt auf der andern Seite der Strasse. Dann entflohen sie. Das waren die Verbannten!

Reicher an Sagen und seltsamen Ueberlieferungen sind aber die Umgelände des schönen Zugersees. Wer nur alle hören und wiedererzählen könnte, eh sie aus dem Gedächtniß des Volks, bei gesteigerter Bildung desselben, ganz verschwinden! Sie geben das treueste Bild vom kindlichen Geistesleben eines vergangenen Zeitalters, wo der Mensch immitten von Wundern wandelte. — Nur Greise erzählen noch von wunderlichen schwarzbraunen „Schrätteli“, Zwergen und Erdmännchen, oder Bergmännchen, kleinen eigensinnigen, launenhaften Geschöpfen, die dem Menschen bald zur Hülfe, bald zur Plage sind. Zwischen Gestrüppen und Felsenlöchern schlüpfen sie hervor und verschwinden sie; haben Riesenstärke und Vogelschnelligkeit; besitzen Gold und Diamanten im Ueberfluß und gebrauchen sie nicht. Gesegnet ist die Hütte, wo sie einkehren und

Speise verlangen; Schweinefleisch besonders ist ihre Leckerei. Keinen Dienst lassen sie unvergolten.

Eines Tages kam im Dorfe Walchwyl, das am Zugersee unter einem Kastanienwald am Gebirge liegt, ein winziges Erdmännlein zur Hebamme. Seine Geliebte litt in Kindesnöthen. Die dienstwillige Amme folgte. Der Kleine führte sie durch Gebüsch und Gestein bergauf zur schattigen Schlucht der „kalten Hölle." Von hier ging's in eine Fesenspalte hinein, die bald sich zur hohen Halle erweiterte, hell erleuchtet von unterirdischem Licht; links und rechts sah man goldne Pforten von Nebengemächern. Der braune Zwerg führte die Amme in eins derselben, wo die leidende Schönheit in einem prachtvollen Bettchen lag. Das Geschäft ging glücklich von statten. Die kunstverständige Walchwylerin erwartete großen Lohn. Der kleine Mann gebot ihr, die Schürze zu erheben, als wollte er sie reichlich füllen. Aber statt des Goldes schüttete er ihr nur Kohlen hinein. Sie wagte nicht, ihren Verdruß zu zeigen und wurde von ihm wieder in's Freie hinausgeführt. Unterwegs ließ die Unzufriedne nachlässig von den Kohlen fallen. Flugs stand das Männchen neben ihr mit aufgehobenem, warnendem Finger und sagte: „Verachte die Gaben der Unterirdischen nicht!" — Sie wandte sich verdrossen von ihm, und warf die lezten, wenigen Kohlen zu den andern auf den Küchenheerd. Aber, siehe, da blizten diese im blendenden Glanz aller Regenbogenfarben; es waren edle Steine. Sie sammelte die Wenigen, trug sie in die Stadt zu Kennern und vernahm, der Kohlenstoff wäre nun Diamant. Umsonst suchte sie nach allen Uebrigen, die sie unterwegs hatte fallen lassen, als sie vom Pallast des Berggeistes gekommen war. Keine Spur ließ sich davon erblicken.

Auf einer kleinen; von den Armen des Lorze-Stroms umfaßten Insel, ohnweit Cham, liegt das Nonnenkloster Frauenthal. Sogar zu den frommen und schönen Cisterzienserinnen erblödeten sich die Erdmännchen nicht in die Zellen zu steigen und ihnen Blumen zuzutragen, oder boshaft die Schleier zu verstecken. Aber als die Himmelsbräute, zur Zeit der Reformation, auf den bösen Einfall geriethen, in die Freuden der Welt zurückzukehren, verschwanden die freundlichen, unterirdischen Gesellen. Statt dessen hatten sie eine Erscheinung andrer Art, von der sie so in Schrecken und Furcht gejagt wurden, daß sie von Herzen gern katholisch und im Kloster blieben. Denn allnächtlich stieg an ihren Zellenfenstern eine gräßliche Gestalt auf, und gaffte mit großen, wilden Augen

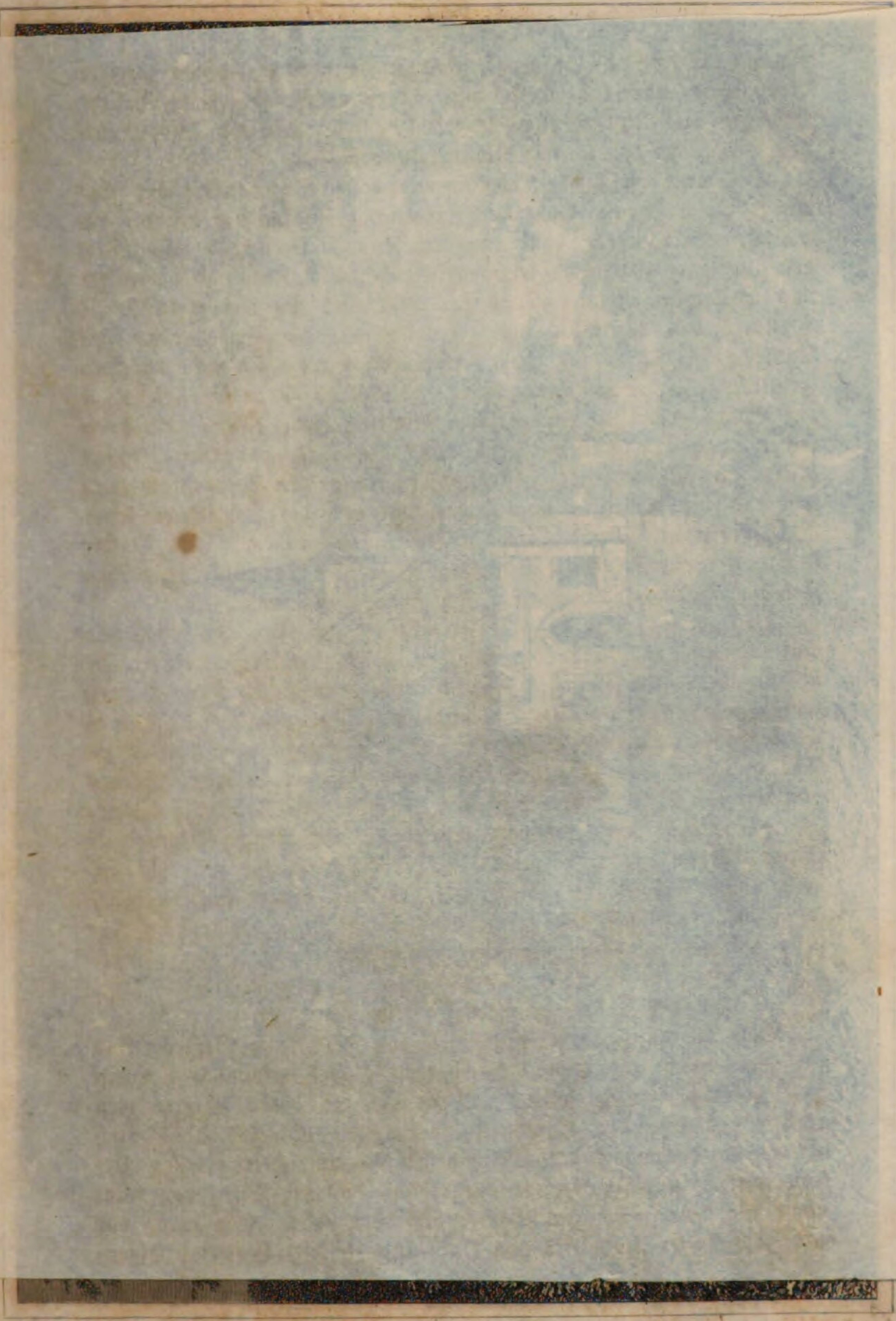
hinein. Der Kopf hatte struppiges Hauptbaar, einen zottigen Bart, und was das ärgste war, drei große Nasen im Gesicht. Aebtissin und Klosterfrauen thaten Gelübde und Eid, nie wieder den Einfall zu haben, das Kloster zu verlassen.

Die ganze Geschichte dieser schreckenvollen Begebenheit war aber ein frommer Spaß, nicht der Erdmännchen, sondern einiger damaligen Rathsherren von Zug gewesen. Man pries, wie billig, den glücklichen Gedanken dieser geistreichen Männer, und verewigte das Gedächtniß solcher That zur Warnung für alle weltlüsterne Klosterfrauen. Denn so oft, von da an, der große Rath des Kantons in der Stadt Zug versammelt ward, sah man vor den Fenstern seines Saales jene scheußliche Gestalt, „den Guardian," zur Schau gestellt. Dies geschah bis zum Jahr 1798. An demselben Tage trug man vor dem, durch die Stadt ziehenden, großen Rath das Bild einer Cistercienser-Nonne in Prozession her; während die Aebtissin von Frauenthal vor die Hausthüre jedes Rathsherrn ein Bund Stroh legen lassen mußte. Das Kloster kaufte sich endlich von dieser eben so kränkenden, als lächerlichen Uebung, durch Zahlung einer jährlichen Geldsumme, los.

Den Zuger- und Luzernersee scheidet am Fuß des Rigi nur eine schmale Landzunge von einander, kaum breiter als eine halbe Wegstunde. Am Ufer des erstern liegen dort die braunen Hütten von Immisee; am Ufer des andern die stattlichern Gebäude des Fleckens Küsnacht. Wem ist aus den Historien von Wilhelm Tell nicht die hohle Gasse bei Küsnacht bekannt, wo der Brutus von Uri den Vogt Geßler erschoß? — Aber heut sucht der Wanderer vergebens den Hohlweg und seine romantische Dunkelheit unter überhangenden Gebüschen. Er hat sich in eine helle, breite, gemächliche Kunststraße verwandelt. Nichts deutet die Nachbarschaft der klassischen Stelle an, als die einfache, malerische Kapelle daneben mit der bekannten Inschrift:

„Hier ist Geßlers Hochmuth vom Tell erschossen,
Und der Schwyzer edle Freiheit entsprossen."

Auch die winzigen Ueberbleibsel von der Burg Geßlers sind zur Noth noch auf dem benachbarten Hügel erkennbar, wohin Tell geführt werden sollte. Aber wie die hohle Gasse, zum großen Schaden der Romantik, vergangen ist, so haben auch neuere Entdeckungen der Geschichtforscher aus den ältesten Urkunden schweizerischer Archive dargethan, daß die Burg von Küsnacht nie dem grimmigen Geßler angehört habe. Sie war, vor und nach Kaiser Rudolphs von Habsburg Zeiten, Gut und Eigen-



[illegible]. Der Spuk hatte schneeweißes Haupthaar, einen zottigen Bart, und was das ärgste war, drei große Nasen im Gesicht. Aebtissin und Klosterfrauen thaten Gelübde und Eid, nie wieder den Wunsch zu haben, das Kloster zu verlassen.

Die ganze Geschichte dieser schreckenvollen Begebenheit war aber ein frommer Spuk, nicht der Erdmännchen, sondern einiger damaligen Rathsherren von Zug gewesen. Man pries, wie billig, den glücklichen Gedanken dieser geistreichen Männer, und verewigte das Gedächtniß solcher That zur Warnung für alle weltlüsterne Klosterfrauen. Denn so oft, von da an, der große Rath des Kantons in der Stadt Zug versammelt ward, sah man vor den Fenstern seines Saales jene [illegible] Gestalt, „den Guardian,“ zur Schau gestellt. Dies geschah bis zum Jahr 1798. An demselben Tage trug man vor dem, [illegible] gebenden, großen Rath das Bild einer [illegible] in Prozession her; während die Aebtissin von [illegible] an die Hausthüre jedes Rathsherrn ein Bund [illegible] machte. Das Kloster kaufte sich endlich von [illegible], als lächerlichen Uebung, durch Zahlung einer [illegible] Geldsumme, los.

Den Zuger- und [illegible] scheidet am Fuß des Rigi nur eine schmale Landzunge [illegible], kaum breiter als eine halbe Wegstunde. Am [illegible] liegen dort die braunen Hütten von Immisee, am Ufer des andern die stattlichern Gebäude des Fleckens Küßnacht. Wem ist aus den Historien von Wilhelm Tell nicht die hohle Gasse bei Küßnacht bekannt, wo der Brutus von Uri den Vogt Geßler erschoß? — Aber heut sucht der Wanderer vergebens den Hohlweg und seine romantische Dunkelheit [illegible] Gebüschen. Er hat sich in eine helle, breite, [illegible] verwandelt. Nichts deutet die Nachbarschaft [illegible] Stelle an, als die einfache, malerische Kapelle [illegible] mit der bekannten Inschrift:

„[illegible] ist Geßlers Hochmuth vom Tell erschossen,
[illegible] der Schwyzer edle Freiheit entsprossen.“

[illegible] winzigen Ueberbleibsel von der Burg Geßlers sind [illegible] auch auf dem benachbarten Hügel erkennbar, wohin [illegible] werden sollte. Aber wie die hohle Gasse, zum [illegible] der Romantik, vergangen ist, so haben auch [illegible] der Geschichtforscher aus den ältesten Ur[illegible] dargethan, daß die Burg von Küß[illegible] Geßler angehört habe. Sie war, vor [illegible] von Habsburg Zeiten, Gut und Eigen-

Kaplica Tella w Kussnacht

TELL'S CHAPEL NEAR KÜSSNACHT. TELL'S CAPELLE BEI KÜSSNACHT. LA CHAPELLE DE TELL PRÈS DE KÜSSNACHT.

der Edeln von Küsnacht gewesen, wie man uns izt mit Brief und Siegel beweist. Es thut einem gläubigen Christen in der That leid, die alten, schönen Chroniken, selbst den treuherzigen Tschudi und den ihm nacherzählenden Johannes Müller sogar, nach so langer Zeit endlich des Irrthums geziehen zu sehn. Wer weiß nun, was an all den lieblichen Heldensagen zulezt ist? — Zum Glück bleibt doch wenigstens Schillers Wilhelm Tell wahr; denn das Gute und Schöne ist ewig wahr.

VI.

Kanton Luzern.

1.

Die Stadt.

Wenn irgendwo die Natur in ihren Landschaftsgebilden mit poetischer, wollüstiger Trunkenheit gearbeitet zu haben scheint, so ist es in den nächsten Umgebungen der Stadt Luzern.

Diese, von den heimathlichen Hügeln umarmt, ruht voll anmuthigen Stolzes am Busen ihres prachtvollen Sees. Als wäre sie sich ihres romantischen Reizes bewußt, spiegelt sie Tempel, Ringmauern, Gebäude und Thürme in seiner Klarheit. Mit seladongrünen Wellen tritt der Reußstrom leise aus ihm hervor, und trennt die Stadt in zwei ungleiche Hälften, die von mehreren Brücken wieder zusammengeschnürt sind, gleich dem Mieder eines Mädchens von schmalen Nestelbändern. Der See selber, ungeachtet der Großartigkeit seiner Umgebungen, enthüllt hier nur das Liebliche. Er ist zwischen sanftabgerundeten Uferhügeln, wie zwischen weichen Polstern, eingebettet, auf denen, wie Blumen auf Sammetgrün, einzelne Villa's und ländliche Wohnungen umherliegen. In angemessener Ferne steigen neben ihm links der Rigi, rechts der finstre Pilatus zu den Wolken des Himmels empor, um dem großen Bilde zur Einfassung zu dienen. Und von einem zum andern spannt sich am Horizont des Hintergrundes die kolossale Perlenschnur der Eisberge.

Der See windet sich von Luzern in mannigfachen Krümmungen durch das Gebirg der übrigen Waldstädte (Unterwalden, Schwyz und Uri) fantastisch hin; überall schön, überall mit verwandeltem Charakter; bald feierlich ernst in weiten, stillen Räumen; bald finster und wild zwischen gigantischen Berggestalten, die auf ihren schneeweißen Achseln das Gewölbe des Himmels tragen;

LUZERN TOWARDS THE PILATUS

LUZERN
GEGEN DEN PILATUS

LUZERN VERS LE PILATE

bald durchsichtig bis auf den Grund, wo die Heerden der Fische auf den Gipfeln bewegter Wasserkräuter gaukeln; bald zum tausend Schuh tiefen Abgrund verdunkelt, wohin kaum ein Senkblei hinabreicht. Von allen größern Schweizerseen liegt er über dem Weltmeer am höchsten; *) von allen gewährt er den reichsten Wechsel der Uferbilder.

Nordwestwärts von ihm breitet sich das Gebiet des Kantons Luzern über einen Flächenraum von 36 Geviertmeilen aus; meistens ein fruchtbares Hügelland, welches südwärts zu Berghöhen von 6 — 7000 Fuß aufschwillt, und in seinen Städten, Dörfern und Höfen ein freies, kräftiges, lebensfrohes Völkchen von mehr denn 103,000 Seelen nährt. Aber auch hier von Gegend zu Gegend, von Thal zu Thal, andre Sitte, Bauart, Kleidertracht und Menschenschlag; die stärksten, rüstigsten Männer, von edelm Wuchs im Eingang des Hirtenthals von Entlibuch; die feinsten Mädchengestalten in der Nähe der Hauptstadt. Wenn sich auch von der bunten, theatralischen Tracht der ländlichen Schönen nicht sagen läßt, sie sei geschmackvoll, so gefällt sie doch trotz der vielen, grellen Farben an den Bändern des über dem Haupthaar schwebenden Strohhütchens, des Wamses und Brustlatzes und kurzen Röckchens, dem überraschten Auge des Fremden. Die Mädchen gleichen darin umherwandelnden Blumen, oder sie scheinen, wie Jemand sagte, durch den Regenbogen gelaufen zu seyn, dessen Farben an ihnen hangen blieben.

Die Hauptstadt, einfach und glanzlos gebaut, doch zierlich, soll vormals größer und volkreicher gewesen seyn, als heutiges Tages. Sie zählt kaum über 800 Wohnhäuser, und kaum viel über 300 Ortsbürger. Ihre meiste Bevölkerung besteht aus Eingesessenen von der Landschaft, oder andern Kantonen, und beträgt im Ganzen etwa 7400 Personen. Vielleicht trug zu dieser Abnahme der verminderte Waarenzug über den See und Gotthardsberg, gewiß aber der aristokratische Geist und unverständige Eigennutz der Bürgerschaft nicht wenig bei, welcher sich scheute, durch Aufnahme neuer Bürger die Nutznießungen zu schmälern, die den noch vorhandenen Familien der Stadt vom gemeinen Gut derselben zuflossen.

Es besteht nämlich seit den frühesten Zeiten, da sich Städte

---

*) Der Bodensee ist 1080 Fuß über dem Meer; der Genfersee 1150; der Zürichersee 1280; der Zugersee 1320; der Neuenburgersee 1349; der Vierwaldstättersee aber 1360.

und Dörfer in der Schweiz bildeten, fast überall die Einrichtung, daß ein großer Theil der umhergelegenen Wälder, Weiden, Wiesen und Alpen unter den ersten Einwohnern und Anbauern zur gemeinsamen Benutzung liegen blieb. So konnte auch der Aermste unter ihnen, wenn er ohne Eigenthum war, ein Stück Landes vom gemeinen Gut hingeliehen empfangen, wo er für die Seinigen Nahrung anpflanzte; Holz zum Bau seiner Hütte, oder für die Flamme des Heerdes, gab der Gemeinwald, und seine Ziege oder Kuh weidete mit den andern auf der Allmend, oder in den Gemein-Alpen. Wer nicht zu den ursprünglichen Familien gehörte, hatte auch keinen Antheil an ihrem gemeinschaftlichen Gut. Und wenn er und sein Geschlecht Jahrhunderte lang in derselben Ortschaft wohnte, ward er dadurch nicht Ortsbürger, sondern blieb nur Einsaße, oder Hintersaße und Fremder. Mit Abnahme der Anzahl einheimischer Geschlechter mehrten sich Vortheile und Nutzungen des gemeinsamen Vermögens für die übrigen Familien. Daher noch heut geschieht, daß nicht leicht ein Schweizer sein Ortsbürgerrecht aufgiebt, sondern nach vieljähriger Entfernung wieder in die Heimath zurückkehrt, in welcher ihm, sei er reich oder arm, das Seinige zufließt. Aber eben daher stammt auch die Abneigung des kleinsten Dorfes, wie der reichsten Stadt, die Zahl der nutznießungsberechtigten Ortsbürger, durch Annahme neuer Bürger, zu vergrößern.

In einigen andern Gegenden der Schweiz hinwieder haftet die Nutznießung des gemeinen Gutes nicht an den ursprünglichen Familien, sondern an den ursprünglichen Wohngebäuden des Ortes. Wer Eigenthümer eines solchen Gebäudes wird, ist von selbst Miteigenthümer des den Wohnungen zustehenden ungetheilten Gutes, und hat, wie man sich ausdrückt, eine „ganze Gerechtigkeit.“ Ein Haus ist nicht selten aber von mehrern Familien bewohnt und eigenthümlich unter ihnen vertheilt. Daher hat man daselbst auch halbe, Viertels- und Achtelsgerechtigkeiten. So können Fremdlinge Nutznießer des Gemeingutes sein, während ursprüngliche Ortseinwohner und Gemeindsbürger davon ausgeschlossen sind.

In allen, oder den meisten Kantonen der Schweiz waltet aber noch ein anderer Unterschied zwischen Orts- und Gemeindsbürgern. Ortsbürger sind freilich auch Gemeindsbürger, und sie allein haben Mitgenuß und Mitverfügungsrecht in den Ortsbürgerversammlungen über das ihrer Heimath zustehende gemeine Vermögen; nicht also die Gemeindsbürger. Diese sind nur Ansäßige aus andern Gegenden des nämlichen Kantons, und üben in den Versammlun-

gen der Gemeinde, in der sie Wohnung haben, blos ihre staatsbürgerlichen Rechte aus, von denen Schweizer andrer Kantone, oder Ausländer gänzlich ausgeschlossen sind.

Die Stadt Luzern zählte im J. 1833 nur 330 stimmfähige Ortsbürger, aber 833 Gemeindsbürger. In ältern Zeiten war das Verhältniß anders; die Stadt daher volkreicher, gewerbiger, reicher und mächtiger. Sie konnte ihr Gebiet durch Ankäufe und Eroberungen vergrößern. Damals sprach die ganze Bürgergemeinde in öffentlichen Angelegenheiten mit. Nach und nach, seit Anfang des XV. Jahrhunderts, beschränkte man unmerklich diese demokratische Freiheit; brachte nur geringfügige Dinge vor die Gemeinde; verminderte die Anzahl der Mitglieder in dem großen und kleinen Rath der Republik; erlaubte endlich nur eigentlichen Stadt- oder Ortsbürgern, Glieder desselben zu werden; schloß sogar zuletzt die Mehrheit der Ortsbürger davon aus, und verwandelte Genuß und Recht der Herrschaft über Stadt und Land allmählig in eine Art Erbgut weniger angesehenen Familien, welche sich, bei Erledigung einer Stelle, die Besetzung derselben aus ihrer Mitte vorbehielten. So ward die Aristokratie oder vielmehr Oligarchie vollendet. Im allgemeinen Untergang der alten Staatsformen durch französische Revoluzionirung der Schweiz, und durch die Vermittlungsakte des französischen ersten Consuls im J. 1803 ging auch die luzernische Oligarchie unter. Obschon aber Napoleon, in seiner Vermittlung, der Stadt bedeutende Vortheile gestattet hatte, genügte dies den Patriziern nicht. Auch sie, wie andre in andern Schweizerstädten, versuchten im J. 1814 ihre Wiederherstellung, die aber nicht länger, als die Furcht des Volks vor Einmischungen der bekannten „heiligen Allianz“ der großen Mächte dauerte. Mit dem Jahr 1830 verschwand diese Furcht; und mit ihr die verjüngte Aristokratie wieder.

In Luzern herrscht, neben mäßigem Wohlstand, weit mehr wissenschaftliche Bildung, mehr Kunstsinn, als in andern katholischen Hauptorten der Schweiz; und unter den Einwohnern ein freundlicher, geselliger, frohsinniger Ton, den selbst der düstre Partheigeist während der bürgerlichen Unruhen nur auf kurze Zeit verstimmen konnte. Es scheint dieser leichte Sinn, diese Lebeseeligkeit ist ein Erbstück der Vorwelt, und dann wahrlich ein beneidenswürdiges. Jede Jahrszeit bringt neue Feste und neue Gelegenheiten der Freude. Ja, was vielleicht in keiner andern Stadt der Fall ist, feiert man in Luzern, statt des Andenkens großer Helden, das Fest eines fröhlichen Mannes, der die Kunst verstand, ein

halbes Jahrhundert lang Luzern und die übrige Eidgenossenschaft mit seinen witzigen Einfällen, Schwänken und Streichen zu erheitern. Er hieß Fritschi, ein jovialer, lustiger Bruder, zu Ende des XV. Jahrhunderts, der sein Vermögen, und er war reich, dem Gott der Freuden widmete, so lang er lebte, und, durch ein Vermächtniß, selbst noch nach seinem Tode.

In diesem Vermächtniß ordnete er an: Alljährlich an einem gewissen Tage, (gewöhnlich dem letzten Donnerstag der Fastnacht) sollen die Mitgieder der Stadtzunft, zu welcher er gehörte, einen Umzug durch die Stadt halten, Musik voran, und ein Mann von seiner Gestalt und Art dabei. Dieser habe als sein Stellvertreter zu erscheinen, und den großen, silbergeschmückten Pokal, den er hinterlassen (der Fritschikopf genannt), stattlich zu tragen und, wohlgefüllt mit Wein, jedem anzubieten, der einen guten Trunk begehre. Dann müsse der Zug der Männer, alle in Harnisch und Waffen, hinaus nach der Halden, wo er selber einst gewohnt, gelacht und getrunken hatte, um seiner nicht zu vergessen; von da aber in den Zunftsaal zurück, den Tag bei Spiel und Tanz, Wein und Gesang zu vollenden.

Es ist nicht nöthig zu sagen, daß sich die muntern Luzerner ein Testament dieser Art wohlgefallen ließen. Selbst ehrbare Rathsherrn und Regenten des Staates marschirten in den ersten Zeiten feierlich und gewissenhaft mit, bis sie allzu vornehm wurden, um mit Unterthanen und Angehörigen das Vergnügen zu theilen. Zierlich gekleidete, schöne Knaben eröffneten die lustige Prozession, hinter welchen in Harnisch und Waffen, mit eroberten Siegeszeichen, eine Mannsschaar folgte. Nach ihr schritt der Träger des großen Fritschibechers majestätisch einher, neben ihm auf einer Seite das Zunft-Banner, auf der andern ein Feldhauptmann zu Pferd in kriegerischer Rüstung. Hinter dem Becherträger aber erschien, ebenfalls zu Pferd, endlich Bruder Fritschi selbst und seine ehrsame Hausfrau, beide in die Staatsfarben des Kantons, blau und weiß gekleidet; eine jubelnde Menge Volks von fern und nah schloß den Zug. Wie gesagt, die Festlichkeit wiederholt sich alljährlich noch heutiges Tages.

Wenn auch die Schweizer von jeher in ihren verschiedenen Kantonen und politischen Haushaltungen mit einander unter beständigen Zwisten lebten, die zuweilen sogar in Kriege ausarteten, betrachteten sie sich doch stets wie Glieder und Brüder einer und derselben Familie! War der Bruderzwist beseitigt, vergaß man ihn. Von Kanton zu Kanton lud man sich zu großen, wochenlangen Festen

ein, bei welchen dann zahlreiche Abgeordnete der erbetenen Regierungen und Städte nicht fehlten. Die alten Geschichten und Chroniken der Schweiz sind reich an Beschreibungen solcher Lusttage und der dabei bewirtheten Gäste, von einer Republik zur andern. Kein andres europäisches Land hat Aehnliches aufzuweisen. Auch izt noch dauern die Einladungen zum Genuß gemeinsamer Freudentage und Spiele von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, von Kanton zu Kanton fort. Oft giebt ein Ort gastfrei nur der in Waffen oder im Turnen geübten Jugend andrer Orte und Kantone das Fest. Ueblicher aber sind seit zwanzig Jahren volkreiche Zusammenkünfte und Vereine von Männern aller Gegenden des Schweizerlandes, bald der Schützen zu eidsgenössischen Freischießen, bald der Sängerchöre verschiedner Kantone, bald der Musikliebhaber, bald anderer sogenannten allgemeinen Gesellschaften geworden. Hunderte, oft Tausende von Gästen erscheinen dabei, die Lust des Volksfestes mit zu genießen, welches durch die Gastfreundlichkeit der Gegend, in der es begangen wird, nicht selten für sie mit beträchtlichem Aufwand verbunden ist.

Warum sollt' ich hier die bekannten Merkwürdigkeiten der Stadt Luzern aufzählen? Man findet sie in einer erklecklichen Menge von Reisebüchern genannt und beschrieben. Lieber wend ich meinen Blick dem majestätischen Pilatus zu, diesem Riesen in einer vierzehn Stunden langen Reihe von Gebirgskuppen, der, mit seinen sieben ungleich hohen Felsenhörnern, im Hintergrunde unsers Bildes schwebt. Schroffer, wilder, zerrissener und erhabener, als der sanftere Rigi, ragt seine lezte Spitze fast anderthalb tausend Schuh über diesen hinaus (7130 Schuh über die Meeresfläche). Auch reicher ist er an mannigfaltigen und seltnern Pflanzen, ungerechnet die Menge der Versteinerungen, welche die Lager seiner Kalksteinmassen enthalten. Dorfschaften und Höfe blühen rings um an seinen Abhängen. Bis zu seinen höchsten Kämmen und Grathen weiden Sommers die Heerden.

Uebrigens kann man wohl zugeben, daß er denen, die des Vergnügens willen Gebirgsreisen machen, weder soviel Bequemlichkeiten beim Ersteigen seiner Höhen darbietet, wie der Rigi, noch die Mühen so schön durch Aussichten in unermeßliche Fernen belohnt. Denn seine Zugänge sind von allen Seiten ziemlich rauh, von Tannenwäldern, oder Rebenbergen, oder Felsen umzogen und des wechselnden Blicks in die tiefern Thalgegenden beraubt; oft jäh und schlüpfrig. In seinen höchsten Alpen wird die Aussicht über die Reiche der untern Welt nicht nach jeder Seite hin frei gelassen,

sondern von nebenaufragenden Felshörnern, Steinklippen und Bergwänden verrammelt. Diese zu erklettern ist weder eine ganz leichte, noch gefahrlose Arbeit. Auch ist es nicht für jedermann behaglich, droben auf einem engen Raum da zu stehn, wenige Schritte von fürchterlichen Abgründen getrennt, in die man kaum ohne Anwandlung des Schwindels den Blick hinuntertaucht, um dafür allenfalls, wenn das Wetter günstig, das Fernrohr gut ist, den Münsterthurm von Straßburg, oder wie auf einer Landcharte, ein Dutzend Seen zu erkennen.

Aber ein Vorzug des Pilatus wenigstens wäre auch dem Rigi noch zu seinen übrigen Herrlichkeiten zu wünschen, — das Echo der schönen Bründlenalp, und ein Sänger dazu, wie der Jüngling vom Dorfe Hergottswald, welcher einst mir zum Führer diente. Der Mond stand schon hoch am Himmel, als ich noch einmahl, von dem jungen Aelpler begleitet, aus der Sennhütte in den windstillen, lauen Abend des Gebirgs hinaustrat. Ich ging wie in ein Traumleben ein. Zwischen grellen Lichtern, Finsternissen und Dämmerungen, sah ich mich in einer Fremde verloren, die mit der gewohnten Welt keine Aehnlichkeit behält. Mein Fuß schien über Berggipfeln zu schweben; und Berggipfel ragten in bleicher, undeutlicher Entfernung unter mir hervor. Die Felsklippen hatten sich neben mir in schwarze, gespenstige Riesengestalten verwandelt, von seltsamer Stellung. Die Luft, rein und geistig, wie ich sie hier mit tiefen Odemzügen eintrank, schien mein ganzes Innre erfrischend zu durchfließen. In dem weiten Schweigen der überirdischen Nacht klangen von Zeit zu Zeit fantastische, aber liebliche Töne, als drängen sie von den Sternen her. Es waren die Hirten in entlegnen Alpen mit ihren Liedern. Indem ich einige hundert Schritte gegangen war, und unter mir aus der helldunkeln Tiefe links die Stadt Luzern, rechts ihren See dämmern sah, als schwämmen sie, wie Luftbilder in Mondstrahlen umher, erhob mein Begleiter die Stimme zum Gesang, das Antlitz von mir abgewandt gegen die breite und hohe Felsenmauer des Tomlishorns und Gemsmättli's. Aus der Brust hervorgepreßte, dem Jodeln ähnliche, Töne, angenehm und rein durch sich selbst, wurden es noch mehr durch einfache, liebliche, launenhafte Melodien, welche mein Sänger augenblicklichen Eingebungen zu danken schien. Schwieg er, so fiel, wie mit süßen Orgelklängen, der Widerhall der Felsen ein, hell und deutlich, nach und nach abschwindend, wie in Seufzern der Windharfe. Es schien ein Wettgesang der Oreaden mit meinem Führer zu werden. Er machte lange Pausen, sich zu erholen. Dann

begannen die Hirten gegenüberliegender Berge von neuem ihre Sänge, die sie so lange hatten verstummen lassen, als sie die Stimme meines Führers hörten, bis er sie wieder erhob, und ihr das Echo, wie Schatten seiner Töne, folgte. Erst, als wir zur Hütte zurückkehrten, vor welcher die rußigten Sennen horchend im Mondenschein standen, erfuhr ich von ihnen, daß der junge Mann von Herrgottswald der beste und berühmteste Sänger der Gegend war. Ich gestehe, keine Oper, kein Concert mit Catalanistimmen, hat über mein Gemüth so großen Zauber geübt, als dieser Wechselgesang des Arion der Alpen mit den Geistern des Gebirgs.

Von dem kleinen See oder Weiher der Bründlenalp, in welchen sich, wie die Volkssage des Mittelalters sprach, der Landpfleger Pontius Pilatus in der Verzweiflung seines Gewissens stürzte, ist es nicht der Mühe werth zu reden. Er liegt zwischen finsterm Tannengestrüpp. Daß von ihm zuweilen aufsteigender Nebel nahe Gewitter verkündet, ist so natürlich, wie bei jedem Nebel, der aus Berghöhlen, oder Wäldern sichtbar wird, wenn die Atmosphäre mit aufgelösten Dünsten schon überladen ist. Sonst glaubte man, ein in den See geworfener Stein, der darin dem bösen Pontius Aerger errege, reiche hin, die schrecklichsten Wetter zusammen zu ziehn. Noch im sechszehnten Jahrhundert mußten Fürsten, Staatsmänner, Naturforscher und andre Fremde, welche den Pilatus besteigen wollten, von den wohlweisen Luzerner Rathsherrn besondre Erlaubniß dazu einholen; und sie empfingen dieselbe jedesmal nur unter wohlgemeinten Warnungen, in der Nähe der höllischen Pfützen fromm und vorsichtig zu seyn.

Furchtbarer, als durch dies kleine Gewässer, wird der Pilatus zuweilen seinen Umgegenden durch die zahlreichen Waldströme und Gießbäche, welche in seinen Klüften und Schluchten, unter Gewitterschauern und Wolkenbrüchen, anschwellen und verheerend über die Thäler ausbrechen. Einer der Waldströme, der wildeste von allen, der Krienserbach, hat in frühern Zeiten und selbst noch im lezten Jahrhundert, seine Verwüstungen mehrmals bis über einen großen Theil der Stadt Luzern, (die Kleinstadt geheißen) ausgedehnt. Er stürzt vom Pilatus aus einer hohen, engen Felsenschlucht, in eine weite, mit Bergschutt gefüllte, muldenförmige Tiefe. Würde er nicht in seiner graden Richtung durch einen natürlichen Felsdamm gehemmt, der quer von einer Bergseite zur andern überspringt, so könnte er frei in einen öden Abgrund zwei bis dreihundert Schuh zwischen hohen Bergen hinunterstürzen. Der Abgrund heißt das Rengglech. Aber überall eingesperrt, und sein Bett immerdar mit

neuen Felsblöcken und Bergtrümmern erhöhend, ergießt er sich auch seitwärts über ein minder erhabnes Ufer gegen das Dorf Kriens, und gegen Luzern, welches von da noch eine Wegstunde entfernt liegt. Schon in vergangenen Jahrhunderten hat man, mit ungeheuerm Aufwand von Kosten und Arbeiten, bald das Ufer mit Dämmen und Wehren befestigt und erhöht, die von seiner Gewalt aber, wie leichtes Gespinnst, zerrissen wurden; bald ihm ein tieferes Bett gesprengt, das er immer wieder mit fortgerissenem Schutt ausfüllte; bald das hemmende Felsband vor dem Renggloch durchbrochen. Endlich, vor wenigen Jahren, führte man ihn, von der Höhe gegen den Abgrund hin, in einem geräumigen, künstlichen Kanal-Bett von mächtigen, zusammengefügten, glattbehauenen Granitquadern. Aber auch diesen ist keine lange Dauer zu verheißen. Seine Gewässer, wenn sie von Bergwettern geschwollen, reißend mit abgebrochnen Felsen herabdonnern, schleifen die Granitwände ab, und stürzen sie in sich zusammen. Die öde, schaurige Gegend, an sich sehenswürdig, wird es dem Reisenden noch mehr durch Betrachtung des Kunstwerks, mit welchem der Mensch den unzähmbaren Waldstrom gelehrig zu machen versucht hat.

2.

Die Kapelle bei Sempach.

Unter alten, breitschattigen Bäumen, auf einer über dem Städtchen Sempach gelegenen Wiesenhöhe, sieht man eine kleine Kapelle. Sie ist dem Gedächtniß der hier im Jahr 1386 von den Schweizern gelieferten Freiheitsschlacht geweiht. Man sagt, sie stehe auf demselben Plaz gebaut, wo der Leichnam des besiegten Herzogs Leopold von Oesterreich gefunden worden war, umringt von ungefähr 2000 Todten seines unglücklichen Heers. Sechs bis siebenhundert Grafen und Ritter waren mit ihm gefallen, von denen 350 gekrönte Helme getragen hatten. War es nur Achtung für das Ansehn eines großen Fürsten, oder Rache und Stolz der Ueberwinder, was zur Wahl dieser Stelle, und keiner andern, für ein Siegesdenkmal bewog? — Würdiger wär' es auf derjenigen Stätte errichtet worden, wo der hochsinnige Unterwaldner Arnold Winkelried sich, ein Curtius der Eidsgenossen, dem Tode für's Vaterland hingab, indem er die Feindes-Speere, soviel er deren mit den Armen fassen konnte, in seine Brust begrub, und so den Seinen,

Winkles.

[illegible] Felsblöcken und Bergtrümmern erhöhend, ergießt er sich auch [illegible] über ein minder erhabnes Ufer gegen das Dorf Kriens, [illegible] welches von [illegible] noch eine Wegstunde entfernt liegt. Schon in vergangenen Jahrhunderten hat man, mit ungeheurem Aufwand von Kosten und Arbeiten, bald das Ufer mit [illegible] befestigt und erhöht, die von seiner Gewalt [illegible] Gespinnst, zerrissen wurden; bald ihm ein tieferes [illegible], daß er immer wieder mit fortgerissenem Schutt [illegible] das hemmende Felsband vor dem Rengloch durch[illegible]. [illegible] vor wenigen Jahren, [illegible] man ihn, von der [illegible] den Abgrund hin, in [illegible] geräumigen, künstlichen [illegible] glattbehauenen [illegible] lange Dauer zu verheißen. [illegible] geschwollen, reißend [illegible] die Granitwände [illegible], schaurige Gegend, [illegible] noch mehr durch Betrachtung [illegible] der Mensch den unzähmbaren [illegible] zu machen versucht hat.

[illegible]

Die Kapelle bei Sempach.

Unter alten, breitschattigen Bäumen, auf einer über dem [illegible] Sempach gelegenen Wiesenhöhe, sieht man eine kleine Kapelle. Sie ist dem Gedächtniß der hier im Jahr 1386 von den [illegible] Freiheitsschlacht geweiht. Man sagt, sie stehe [illegible] Platz gebaut, wo der Leichnam des besiegten Herzogs [illegible] von Oesterreich [illegible] war, umringt von ungezählten Todten seines [illegible] Heers. Sechs bis siebenhundert [illegible] und [illegible] ihm gefallen, von denen 350 [illegible]. War es nur Achtung für das [illegible], oder Rache und Stolz der Ueberwinder, [illegible] dieser Stelle, und keiner andern, für ein [illegible] — Würdiger wär' es auf derjenigen Stätte [illegible] der hochsinnige Unterwaldner Arnold Winkelried [illegible] der Eidsgenossen, dem Tode für's Vaterland [illegible] Feindes-Speere, soviel er deren mit [illegible] in seine Brust begrub, und so den Seinen,

drawn & eng by H. Winkles

CHAPEL NEAR SEMPACH. DIE KAPELLE BEI SEMPACH. LA CHAPELLE PRÈS DE SEMPACH.

in die eiserne Phalanx der Ritter hinein, eine Gasse machte, über den eignen Leichnam hinweg.

Ein armer Waldbruder (man nennt ihn gewöhnlich den Schlacht-Bruder,) wohnt neben der Bethütte, um den Reisenden, als Cicerone, zu dienen und die Kapelle zu öffnen. Unter den drei Bogen der engen Vorhalle laden Sitze den Wanderer, wie den Andächtigen, zur Ruhe ein. Im Innern sieht man ein herabhängendes, großes Kreuz; zu beiden Seiten desselben in betender Stellung auf den Knieen, den Herzog Leopold, und seinen, gleich ihm in der Schlacht umgekommenen, Feind, den Luzerner Schultheiß Petermann von Gundoldingen. In derselben Stellung wird über der Thür Arnold Winkelried erblickt, den Arm voller Lanzen, mit der Inschrift:

"Arnold von Winkelried
Zertrennt des Adels Ordnung
Und macht den Sinen ein' Gassen."

Charakteristisch sind die lezten Worte beider republikanischen Helden, des Winkelried und des Gundoldingen, ehe sie das Leben aushauchten. "Gedenket der Meinen!" rief Winkelried, eh er die Todesspeere umklafterte. — Gundoldingen hingegen, da er am Boden in seinem Blute sterbend dalag, und ihn ein Luzerner fragte, ob er noch etwas an seine Familie zu melden habe, sprach: "Nichts den Meinen! aber unsern Mitbürgern sage: sie sollen keinen Schultheißen länger, als ein Jahr, im Amte lassen!" — Jener, der sich dem Vaterlande freiwillig aufopferte, empfahl dem Vaterlande noch Weib und Kind; diesem aber war die Bewahrung der Freiheit wichtiger, als die eigne Familie. Die luzernischen Patrizier wußten indessen den weisen Rath des Mannes schlau genug zu umgehn, um ihre Oligarchie zu sichern; zwar ließen sie von den beiden Schultheißen und Häuptern der Republik jeden nur ein halbes Jahr im Amt, aber beide darin lebenslänglich abwechseln.

Griechen und Römer erbauten den Stiftern und Helden ihrer Freistaaten Ehrensäulen auf öffentlichen Plätzen; die Republikaner der katholischen Schweiz stifteten denselben Kapellen und kirchliche Feierlichkeiten. So finden wir diese Kapellen zu Ehren Tells in seinem Wohnort zu Bürglen, auf der Tellenplatte am Urnersee, und neben der Hohlgasse bei Küsnacht; so in der Matte von Schorno die Ehrenkapelle der Schlacht von Moorgarten, wie die bei Sempach. Und wie hier, so werden auch anderer Orten die Gedächtnißtage der Helden und ihrer Thaten noch alljährlich mit kirchlichem Pomp

gefeiert. Ja, bis zur neuesten Zeit beging Freiburg sogar den Jahrestag der ersten Villmergerschlacht (v. J. 1657), mit religiöser Festlichkeit, wo brudermörderischer Fanatismus die katholischen Kantone siegreich gegen die protestantischen Eidsgenossen ins Feld geführt hatte.

Man erkennt in dergleichen kirchlich-weltlichen, oder religiös-politischen Einrichtungen der katholischen Schweizerkantone die fromme Sinnesart der Völkerschaften; aber deutlicher noch tragen sie das Gepräge einer tief durch das Innerste des republikanischen Lebens gedrungenen Hierarchie. Indem diesen gutmüthigen aber bildungsarmen Hirtenvölkern schmeichelhaft gepredigt wird: „Ihr seid freie Männer; Ihr habt keinen Herrn und König über Euch, als Gott im Himmel!“ ist nichts leichter, als der Uebergang zu den Priestern gemacht, zu den Dienern dieses Königs, welche seine Befehle verkünden und Gehorsam fordern. Die Priesterherrschaft, im Namen der Kirche oder Gottes, bildete sich bei den demokratischen Hirtenvölkern erst im Lauf der Jahrhunderte, neben einer gleichzeitig erwachsenden Familienherrschaft, allmählig aus, bis die geistliche Hoheit dem Ansehn weltlicher Obrigkeit vollkommen gleich stand, oder es sogar überwog.

Sämmtliche Priesterstaaten alter und neuer Zeit gestalteten sich nach den nämlichen Grundsätzen aus, wie wir sie in den meisten katholischen Staaten der Schweiz ausgeführt sehn. Die Basis der Theokratie ist die Kraft des Glaubens an das priesterliche Wort. Jeder Zweifel ist Hochverrath. Zur schnellen Verkündung, zur sichern Vollstreckung der Gebote des göttlichen Landesherrn wird eine zahlreiche Menge seiner Diener unvermeidlich, die, in vielfachen Abstufungen einander untergeordnet, blindlings die Weisungen der Obern erfüllen. Es ist eine lange, starke Kette, von welcher das ganze Land, jedes Dorf, jedes Haus umschlungen ist, und deren leztes Glied in der Hand des Hohenpriesters ruht, der im Namen Gottes spricht. Ein Zug von dieser Hand, und es ward damit ehmals ein ganzer Welttheil, von den Thronen bis zu den untersten Volkstiefen, erschüttert.

Was den Dienern des Altars zu Theil ward, das war der Gottheit geopfert; was dem Himmel gegeben ward, fiel dem Genuß der Priester zu. Beide standen untrennbar vor dem Volke. Alles mußte nur zur Verherrlichung eines Gottes geschehn, dessen Ehre die Ehre seines Dieners ward. Dem der unsichtbar waltet, der den Menschenkindern Alles verleiht, ihm gehört Alles. Wie er erhaben steht über sterbliche Fürsten, so stehn seine Diener erhaben

über irdische Obrigkeit. Jedes Lebensgeschäft, jede Tageszeit, jede Stelle des Landes muß an die Verehrung des göttlichen Landesherrn mahnen; das Gotteshaus an Größe und Pracht über Palläste und Hütten hervorragen.

So sonst, so heut. Noch werden sogar in den wüsten Einöden Afrika's von kühnen Reisenden die Ueberbleibsel von mehr denn hundert Tempelgebäuden des alten Meroë bewundert, Pyramiden und Götterdenkmale aus Weltaltern, von denen die Geschichte nichts kennt. — Salomons Tempel gehörte zu den Weltwundern. Wem ist der israelitische Jehovadienst unbekannt, wie er durch Festtage, Festwochen, Jubeljahre, Waschungen, Gebete, Opferungen u. s. w. mit Geschäften des täglichen Lebens verflochten war? — Die Thäler des thibetischen Priesterreichs sind bis hoch an den Bergen mit Wallfahrtsörtern, Klöstern und Klausnerhütten übersät. Fasten und Kasteiungen wechseln mit lustigen Feiertagen, häusliche mit gottesdienstlichen Verrichtungen in ununterbrochener Folge täglich ab. — Man sieht in den Ebnen und Gebirgen Japans überall, an Landstraßen, Häusern und Ställen, selbst am geringsten Hausgeräth ein Sinnzeichen, das an die unsichtbaren Gewalten erinnern soll. — So offenbart sich die Theokratie!

Und schwer ists, daß sich ein Volk von einer solchen Auflösung seines ganzen Lebens in kirchlichem Dienst losringe; von diesem Zauber frei mache, womit priesterliche Hoheit in das Innerste des Staats- und Hauswesens dringt; sich mit den wichtigsten Ereignissen der Familie und des Menschen, von seiner Geburtsstunde, oder von der Vermählung, bis zu seinem Begräbniß, verschlingt. Wer wundert sich, daß unwissende Bergvölker sammt ihren Vorstehern, in Verwechslung des Religiösen mit dem Kirchlichen, und der Gottheit mit den Priestern derselben, arglos und gleichgültig eine auf vielen Schlachtfeldern blutig erkaufte Freiheit dem Interesse der Hierarchie preisgeben?

VII.

Kanton Glarus.

1.

Der Flecken Glarus.

Selbst unter Schweizern gilt dies Alpenländchen immer mehr, als einer ihrer Lieblingskantone. Es ist durch Rauheit seines Bodens, durch Wildheit seiner Gebirgsnatur, zwar arm, wie die meisten der Hirtenländer in den Thälern der Alpen. Sein schmaler Flächenraum von etwa 21 Geviertmeilen schrumpft auf 4 oder 5 derselben zusammen, die anbaufähig oder bewohnbar sind (nicht gerechnet die hohen Alpentriften für die Heerden). Und auf diesem Raum, den oft noch Waldströme, Gießbäche und Lauinen verwüsten, sollen 30,000 Menschen ihre Nahrung suchen! Aber doch findet die Mehrheit des Volks durch Gewerbsthätigkeit und sinnreichen Kunstfleiß nicht nur Nahrung, sondern selbst Wohlstand. Glarner Handel geht durch ganz Europa und über das Weltmeer. Er hat in entfernten Ländern Niederlassungen und Fabriken, die ihren Gewinn der Heimath zusenden. In Dörfern sieht man fast allenthalben Werkstätten der Maschinenspinnerei, der Linnen- und Baumwollenweberei, der Seidenwaaren, Färbereien und Druckereien. Glarnerschiefer wird weit umher vertragen; ebenso Kräuterthee und Schabzieger. Für letzteren wird das Kraut, welches ihn würzt (Trifolium melilotus caeruleum), nicht einmal mehr, weil schon das Land zu kostbar ist, in den Glarner Dörfern selbst so häufig, wie sonst gebaut, sondern aus Nachbargegenden angekauft.

Auch Glarus besitzt zwar, wie die übrigen Hirtenkantone im Schoos der Hochalpen, die alterthümliche demokratische Verfassung des Staats. Die 15 Tagwen (oder Bezirke) des Landes wählen ihre unmittelbaren Obrigkeiten, und in allgemeiner Landesgemeinde, bei welcher alle Landleute mitstimmen, die über 16 Jahre alt sind,

VII.

Kanton Glarus.

1.

Der [illegible]

[illegible] unter Schweizern [illegible] immer mehr, als [illegible] ihrer Lieblin[illegible] heit seines Bodens, durch Wildheit [illegible] arm, wie die [illegible] der Hirten[illegible] liegen. Sein schmaler Flächenraum [illegible] auf 4 oder 5 derselben zusammen[illegible] bewohnbar sind (nicht gerechnet die [illegible]). Und auf diesem Raum, [illegible] und Lawinen verwüsten, sollen 30,000 [illegible] Nahrung suchen! Aber doch findet die Mehrheit des Volks durch Gewerbsthätigkeit und sinnreichen Kunstfleiß nicht nur Nahrung, sondern selbst Wohlstand. Glarner Handel geht durch ganz Europa und über das Weltmeer. Er hat in [illegible] Ländern Niederlassungen und Fabriken, die [illegible] zusenden. In Dörfern sieht man [illegible] der Maschinenspinnerei, der Linnen- und [illegible] der Seidenwaaren, Färbereien und Druckereien. [illegible] wird weit [illegible] getragen; ebenso Kräuterthee [illegible]. Für letztern [illegible] das Kraut, welches ihm würzt [illegible], nicht einmal mehr, weil schon [illegible] Glarner Dörfern selbst so häufig [illegible] aus Nachbargegenden angekauft.

[illegible], wie die übrigen Hirtenkantone im [illegible] alterthümliche demokratische Verfassung [illegible] (oder Bezirke) des Landes wählen [illegible]keiten, und in allgemeiner Landesgemeinde [illegible] mitstimmen, die über 16 Jahre alt sind.

eng. by Winkles

GLARUS TOWARDS THE GLAERNISH. GLARUS GEGEN DEN GLAERNISCH. GLARUS VERS LE GLAERNISCH.

ihre Staatshäupter, Landammann, Landesstatthalter, Pannerherrn, Landesfähndrich, Seckelmeister u. s. f. entscheiden über Gesetze, Auflagen und Verträge mit dem Auslande, in souveräner Vollgewalt. Ausserdem noch halten die reformirten und katholischen Einwohner (leztre bilden nur den siebenten oder achten Theil der Bevölkerung) besondere Landsgemeinden. Aber hier herrscht doch hellerer, freierer Geist, als in den Urkantonen. Weder die Oligarchie der reichern Geschlechter, noch die Hierarchie kann in dies Landsgemeinden-Wesen tief einwurzeln. Denn man will höhern Wohlstand; dazu ist aber höhere Volksbildung unentbehrlich. Jährlich geschehen auf diese Art Fortschritte zum Bessern, selbst in Staatseinrichtungen, während in den übrigen Landsgemeinden-Cantonen (nur Appenzell Inner Rhoden ausgenommen und Graubünden) Stillstand, oder Rückgang neben Familien- und Priesterherrschaft beklagt wird.

Man erblickt daher hier, was in den meisten Alpenthälern fehlt: Regsamkeit für Verbesserung, für Erhebung des allgemeinen Schulunterrichts; zinstragende Ersparnißkassen; eine Brandversicherungsanstalt (worin die Schatzungssumme der Gebäude über vier Millionen Franken beträgt); medicinische, pädagogische und literarische Vereine; gesellschaftliche Bibliotheken und Naturaliensammlungen, Lesezirkel u. s. w. und zwar nicht blos am Hauptort des Landes, sondern in mehreren Ortschaften.

Viele Dörfer haben durch Größe und Zierlichkeit schon ein Ansehen stattlicher Marktflecken, wie Ennenda, Schwanden, Wallis. Der Hauptort Glarus, mit mehr denn 400 Gebäuden und 4000 Einwohnern, erhebt sich stadtähnlich. Ihn schmückt die Betriebsamkeit seiner Bürger mit allen Kennzeichen eines bescheidenen Wohlstandes. Er hat sein Cassino, seine höhere Schulanstalt. Das Gebäude der leztern verschönert den Landgemeindenplatz, als Denkmal bürgerlichen Gemeinsinns. Es ist durch Privatbeiträge entstanden, die in den ersten Paar Tagen des Sammelns schon 30 — 40,000 Gulden betrugen. Jetzt empfangen da täglich bei 700 Kinder Unterricht, selbst in den für das bürgerliche Leben nöthigen höhern Wissenschaften.

Im Kreise seiner himmeltragenden Alpenhöhen und Eisberge, ruht der Hauptflecken in seinen Wiesen und Gärten, wie in einem Blumenbette. Westwärts steigt der riesige Gebirgsstock der Glärnisch im ewigen Schnee empor, von dessen Gipfeln der kühne Jäger der Gemsen (8 — 9000 Fuß über dem Meere) die halbe Schweiz unter seinen Füßen, einen Theil Frankreichs und Deutsch-

lands in blauen Fernen sieht. Ostwärts schwellen die begrünten Halden der Frohnalp und des schroffen Schiltberges zu mehr denn 7000 Fuß absoluter Höhe an.

Wie hier, so überall im Lande, wächst, mit der Gewerbsthätigkeit, die Bevölkerung und Benutzung des Bodens. In mancher Ortschaft, wie z. B. in Schwanden, nahm die Menschenzahl, während der lezten zwanzig Jahre, um zwei Fünftel zu. Wo irgend die ungeheuren Gebirgsmassen ein Pläzchen zum Anbau übrig lassen, nisten Menschen mit ihren Heerden, oder ihren Werkstätten, an. Was Kunst der Sterblichen über die Gewalt der Natur vermag, davon zeugt Glarus. Vor zwei tausend, ja zum Theil noch vor tausend Jahren war dies Land wüste Wildniß, so öd und furchtbar, wie kaum irgend ein andres in der Schweiz. Zwar beim Ausgang des Grosthales, an den Ufern des Wallensee's hatten die Römer schon ein Lager ihrer Cohorten aufgeschlagen, zur Bewachung der unzähmbaren Rhätier. Davon zeugen dort und bei Mollis zahlreich gefundne Römermünzen und die heutigen Dörfernamen von Terzen, Quarten, Quinten. Aber der höher gelegne Theil des Landes lag öde und unbewohnbar, durch Wuth der Waldströme, Bergstürze, Lauinen und Erdbeben zerrissen. Der Boden des ganzen, zwölf Stunden langen, selten mehr denn eine halbe Wegstunde breiten Hauptthals spricht dafür, von den Quellen des Linth unter den Eisgewölben des Tödi an, bis wo sich der Strom durch die von ihm angelegten Schuttfelder in den Wallensee wirft.

Erdbeben, von welchen alljährlich in der Schweiz empfunden werden, sind noch heut in den Thälern von Glarus keine Seltenheit, doch minder häufig oder furchtbar, denn vorzeiten. Doch noch in den ersten drei Jahren des vorigen Jahrhunderts zählte man nach einander gegen vierzig größere oder schwächere Erderschütterungen. Solches, zuweilen mit dumpfem Tosen und Brausen in der Luft begleitete, Zucken des Erdengrundes scheint fast nur Nachschlag entfernter, unterirdischer Gewitter zu seyn, die ihre Stöße durch das Gerippe unsers Weltkörpers durch unbekannte Tiefen, bis zu den Felsenwurzeln des Alpengebirgs, fortpflanzen. Meistentheils bewegen sie sich von Westen nach Osten. Oft verschwinden nach ihnen die Wasserquellen, da und hier; oft entspringen neue Brunnen, wo nie dergleichen vorhanden gewesen waren. Als am 1. November 1755 Lissabon vom Erdbeben zerstört ward, wogte der Wallensee hoch auf; die Schiffe wurden ans Ufer geschmettert; die helle Badquelle von Nieder-Urnen floß trübe. Ueberall noch

beurkunden im Thalboden gewaltige Felsenblöcke, welche von den Gipfeln des Gebirgs abgeschüttelt umherliegen, die Furchtbarkeit solcher Naturerscheinungen, die mit den Verheerungen wetteifern, welche von Lauinen noch häufiger angerichtet werden.

Aber weder Erdbeben noch Lauinen erschrecken das Thalgelände so sehr, als jene plötzlichen Ueberschwemmungen, welche in den Gebirgen durch Regengüsse, oder durch schnelles Aufthauen der droben hochgethürmten Schneelager bereitet werden. Wandelt man vom Wallensee aufwärts bis zum Hintergrund des Hauptthals: so gewahrt man zu beiden Seiten des Linthstroms, der das gemeinsame Rinnsal aller Landesgewässer ist, jenen falben, breiten Saum der Versandungen und Schuttablagerungen, welche durch Stärke der Fluten von den Bergen abgewaschen wurden, um drunten die Schöpfungen vieljähriger Menschenmühen in wenigen Stunden zu vereiteln; oder links und rechts aus den Bergschluchten hervorrasende Gießbäche, vergebens von mächtigen Dämmen eingezäunt, daß sie nicht die wenigen Spannen fruchtbaren Bodens wegspülen, oder unter Sand und Steingerölle vergraben. Immerdar muß der Glarner, was er mit einer Hand baut, mit der andern kampfbereit gegen die Unbändigkeit der Elemente vertheidigen.

Fast scheint es, als sei dies große Gebirg in seinem Innern voll weiter Höhlen, die von zufließenden Wassern der Firnen und Gletscher ausgefüllt sind. Durch alle Poren der Berge sprudeln Quellen. Aus allen Bergschlünden und Seitenthälern rauschen Bäche, oder stürzen, schon in der Höhe, ungeduldig über Felswände in Abgründe; oder wühlen sich in die Klüfte der Felsen hinein, bis sie verschwinden, aber, nach einer langen Strecke ihres unterirdischen Laufes, jählings wiederum hervorbrechen, stärker als sie vorher gewesen waren. Manche solcher Quellen treten mit einer Fülle aus dem Schoos der Erde, daß sie auf der Stelle Bäche bilden, welche Mühlwerke treiben. Die Quelle des Hauptfleckens Glarus nährt nicht nur 50 — 70 Brunnen in den umherliegenden Gärten und Gütern, sondern versorgt mit ihrem Wasser auch die öffentlichen Brunnen des Ortes, so wie die besondern in Häusern der Einwohner. Fast ebenso zahlreich sind neben diesen nie versiegenden Quellen jene periodischen, die man „Maibrunnen“ nennt, welche nur fließen, während die Sonne des Frühlings und Sommers ihre Macht über die Gletscher übt, aber mit Beginn des Winters vergehen.

Mehrmals schon wurden die unteren Gegenden des Landes durch plötzlichen Anlauf der Gebirgsströme in einen weiten See

verwandelt, der von Mollis und Näfels bis zum Wallensee reichte; nie aber verwüsterischer, als im Jahr 1762. Der Schaden an Gebäuden, Gütern, Allmenden, die damals weggeschwemmt oder versandet wurden, — nicht der umgekommenen Menschen und Hausthiere zu gedenken — ward auf eine halbe Million geschäzt. Eine große Summe für ein armes Ländchen!

Ehe noch der Mensch Schuzanstalten traf, war ohne Zweifel Alles unwirthbar, und die Ströme wogten im Thalboden zwischen umgestürzten Wäldern, Felsenstücken und Bergtrümmern. Unter der jezt begrünten, fruchtbaren Erdrinde bilden Schlammsand und Steinschutt die Gruudlage. Ein guter Theil des Fleckens Glarus ist darauf gebaut. Die tiefer und ebner gelegenen Gegenden, zum Wallensee hin, mochten damals beschiffbar, wie er selber, seyn.

Es ist mehr, als wahrscheinlich, daß der Rhein, welcher izt durch den Bodensee gen Schaffhausen fließt, in alter Zeit seinen Lauf durch den Wallen- und Zürichsee bis zur Aare, gen Koblenz im Aargau, genommen habe. Noch in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung, als der Rhein schon die Richtung zum Bodensee genommen hatte, war zwischen diesem und Rhätien weites Sumpfland. Die Fläche des Sarganserthales ist auch izt noch, vom Rhein bis zum Wallensee, nur 19½ Fuß über den mittlern Wasserstand des Rheins hoch. Im Jahr 1618, als dieser Fluß unter gewaltigen und anhaltenden Regengüssen hoch angeschwollen tobte, ward nur durch die größten Anstrengungen verhütet, daß er nicht abermals gegen Zürich durchbreche.

Es ist mehr, als wahrscheinlich, noch bestätigen es die großen, wasserrechten Ebnen, die breiten Sand- und Grienablagerungen, noch die von Wellen ausgefressenen Berge und Hügel längs beiden Ufern der Linth und Limmat, der Reuß und Aare, und die tief eingewühlten Betten dieser Ströme selber, daß der Rheinfluß nicht von jeher den heutigen Lauf hatte, in welchem er um die Schweiz den weitgedehnten Bogen zieht. Zu jener Zeit, die weit über die Tage der römischen Eroberung Helvetiens hinausliegt, und über alle menschlichen Erinnerungen hinaus, breitete sich ein vierzig Stunden langer See vom Fuß des hohen Falknisses, an der östlichen Pforte des Bündner Landes, bis zum Bözberg im aargauischen Jura, aus. Indem er links und rechts die ihm zuströmenden Gewässer der Bäche, Ströme und Flüsse in den Seitenthälern aufstauete und zurückdrückte, wurden diese selber zu ungeheuren Buchten und Seearmen, bis Wucht und Wuth der schweren Wassermasse den Felsendamm zwischen dem Siggisberg

drawn by Archer. engraved by Winkles.

THE BATHS OF STACHELBERG. DIE BÆDER VON STACKELBERG. LES BAINS DE STACHELBERG.

Carlsruhe im Kunst-Verlag W. Creuzbauer.

und Bözberg niederwarf, [illegible] Noch heute noch erkennt man den Ort [illegible] Dem Städtlein Brugg, [illegible] allein dahineilt, um den Rhein, der [illegible] hat, in der Nähe von Waldshut wieder zu finden.

Wo einst, in unbekannten Jahrhunderten, die Wellen des großen verschwundenen Sees an den Rippen der Berge nagten, blühn itzt ein Dutzend Städte und Hunderte von Dörfern und Weilern und Höfen in lachenden Thälern.

2.

Das Stachelberger Bad.

An Mineralquellen fehlt es auch [illegible] Die wenigsten aber werden, und [illegible] vom Nieder-Urnen; [illegible] den Alpen von Wichlen, [illegible] Bilten u. s. w. Andere [illegible] und in Schutt versenkt [illegible] das Mattlauerbad, [illegible] gelbacherbad von [illegible] u. s. w. Die Schweiz ist [illegible] Badeanstalten, als daß [illegible] freuen könnten; und die Eig[illegible] selten Muth oder Vermögen genug, [illegible] lichkeiten und Zierden zu [illegible] und Ueppigkeit des Zeitalters begehrt werden.

Nur ein einziges der Glarner Bäder [illegible] besucht in den Sommermonden, sowohl wegen der Wunderkraft seines äusserst concentricten alkalisch-schwefelichten Wassers, welches in einer Kluft oder Höhle des steilen Braunbergs tropfenweis zusammenrinnt, oder wegen der Behaglichkeiten, die dem Gaste durch Wohnung und Tafel gewährt sind, als auch wegen Anmuth und Pracht einer Umgegend, die ich »furchtbar-schön« nennen möchte. — Dies ist das Stachelberger Bad, welches erst seit dem Jahre 1816 namhafter und eins der angenehmsten der Schweiz geworden ist.

und Bötzberg niederwarf, der sie gesperrt hatte. Auch heut noch erkennt man den Ort jenes engen Dammbruchs, hinter dem Städtlein Brugg, deutlich, durch welchen nun die Aar allein dahineilt, um den Rhein, der sie verlassen hat, in der Nähe von Waldshut wieder zu finden.

Wo einst, in unbekannten Jahrhunderten, die Wellen des großen verschwundenen Sees an den Rippen der Berge nagten, blühn izt ein Dutzend Städte und Hunderte von Dörfern und Weilern und Höfen in lachenden Thälern.

2.

Das Stachelberger Bad.

An Mineralquellen fehlt es auch den Glarnern nicht. Die wenigsten aber werden, und nur wenig, benuzt, wie die beim Bade von Nieder-Urnen; oder, hoch im Sernftthal über Elm, in den Alpen von Wichlen; oder bei den Dörfern Luchsingen, Bilten u. s. w. Andere sind von wilden Bergwassern zerstört und in Schutt versenkt worden, wie das Lochseitenbad und das Mattlauerbad, bei Engi, vom Sernftstrom; das Leuggelbacherbad von der Linth; das Schwefelbad bei Mollis u. s. w. Die Schweiz ist zu reich an Heilwassern, Trink- und Badeanstalten, als daß alle zugleich sich zahlreichen Besuchs erfreuen könnten; und die Eigenthümer der Glarner Quellen haben selten Muth oder Vermögen genug, dieselben mit Lebensbequemlichkeiten und Zierden zu umringen, welche von der Verwöhnung und Ueppigkeit des Zeitalters begehrt werden.

Nur ein einziges der Glarner Bäder steht ausgezeichnet da; viel besucht in den Sommermonden, sowohl wegen der Wunderkraft seines äusserst concentrirten alkalisch-schweflichten Wassers, welches in einer Kluft oder Höhle des steilen Braunbergs tropfenweis zusammenrinnt, oder wegen der Behaglichkeiten, die dem Gaste durch Wohnung und Tafel gewährt sind, als auch wegen Anmuth und Pracht einer Umgegend, die ich „furchtbar-schön" nennen möchte. — Dies ist das Stachelberger Bad, welches erst seit dem Jahre 1816 namhafter und eins der angenehmsten der Schweiz geworden ist.

Im hintersten Winkel des Glarnischen Großthals, wo es sich zwischen den zusammenrückenden Gebirgen ausspizt, und die ewigen Felsenmauern der höchsten Alpen und Gletschermassen jeden Ausweg verrammeln; wo bei jedem Regenschauer eine Unzahl größerer und kleinerer Wasserfälle über die riesigen Bergwände herabflattert, oder, an Felsenriffen zerschellend, in bewegliche, krystallene Locken zerfällt, liegt immitten grüner Auen und waldiger Berghalden, das Dörflein Linttthal, an beiden Ufern des Stroms, dem das Thal und dies Dorf den Namen entlehnt hat. Wer dahin kömmt, glaubt sich in eine Wildniß verloren, die mehr Entsetzen, als Lust erzeugen könne. Im nahen, dunkeln Hintergrunde drängen sich Berge, einer den andern halb verdeckend, zusammen. Weite, bleiche Schneefelder sind das Gewand ihrer Hüften; Gletscher und Firnen schimmern um ihre Häupter über den Wolken. Ein ewiges Brausen der Wasserfälle erfüllt die Luft; ihr Tosen verliert sich im erschütternden, immerwährenden Donner des Linthstroms, dessen Wogen von tausend Felsblöcken seines Bettes tausendfach zermalmt werden. — Aber links der Linth, auf einer Anschwellung des Erdbodens zu Füßen des Gebirgs, erhebt sich, wie von einer Feenhand dahin gezaubert, ein freundlicher Pallast mit seinen Nebengebäuden; vorn mit einem geräumigen Blumengarten; hinterwärts mit Lustgängen und Ruheplätzen unter breitschattigten Ahornen, und seitwärts darüber mit einem Hügel, den ein Pavillon krönt.

Die Natur erscheint hier in ihrer schönen Schwermuth. Es ist die reizende Melancholie der Majestät. Wenn man, vom Altan des Badegebäudes, über den Blumengarten und die Wiesen, und den Silberstreifen der schäumenden Linth, den Blick durch die Fluren und Hügel und Hütten des Linththals umherirren läßt; man wähnt in einer idyllischen Phantasie zu athmen, die kein Geßner, kein Göthe, kein Voß so schön träumen konnte. Alles schwebt halb im Licht, halb im Schatten des nahen Gebirgs, immer in schwermüthiger Beleuchtung und Bewegung. Der Klang der Heerdenglocken dringt melodisch durch den donnernden Gesang der Giesbäche, Wasserfälle und des Linthstroms empor.

Dem Altan gegenüber stürzt vom Freiberg der Durnagelbach verwüsterisch herab; von ihm hinweg bilden rechts himmelanstrebende Berge ihren gigantischen Halbkreis; erst der große, alpenreiche Saßberg und der waldige Kirchenstock, zwischen deren Schultern der Mättliberg mit seinen Felsenzinken hervorschaut; dann der Rütistock und der düstre, steile Selbsanft oder Greolium, dessen pyramidalisches Horn bei 9000 Fuß hoch

über das Meer geht. Zwischen diesen beiden strahlen die nie von Sterblichen durchwandelten Eisgefilde der Platalva auf. An den Selbstsanft lehnt sich aber der Bifirtenstock, den die weiten Gletschermassen des Urlaum vom höchsten aller Glarnerberge, dem Tödi, scheiden. Die Eiskrone von diesem, 12,890 Fuß über dem Meere, leuchtet noch am Strahl der untergegangenen Sonne, wenn alle Nebenberge schon eine Stunde lang im dunkeln Schatten liegen. Zur Zeit der kürzesten Nächte aber kennt sie fast keine Nacht. Doch nur eins seiner Silberhörner streckt der königliche Tödi gegen das Linththal aus. Ihn verbirgt der waldreiche Gemsistock, an den sich auch, ihn halb bedeckend, der Kammerstock schmiegt.

Diese Verkettung der Gebirge, welche das Land Glarus vom Kanton Bünden scheidet, ist nur von gewandten Berggängern im hohen Sommer, und auch dann nicht ohne Gefahren, übersteigbar. Aber den Pfad zu den untersten Alpentrifften am Fuß des Tödi, neben der Pracht der Wasserfälle vom Schreienbach und Fletschbach vorbei, welcher den Klaridenalpen entströmt, und über die Pantenbrücke, welche, mehr denn 1000 Fuß über dem Linththal erhaben, in finstrer Felsschlucht über einem anderthalbhundert Fuß tiefen Abgrund schwebt, — diesen Pfad der Lust und des Grausens zu wandeln, scheut selbst der Fuß schüchterner Schönen nicht, wenn sie von den geselligen Unterhaltungen im Bade sich hinwegsehnen in die ernsten Einsamkeiten der Gebirgswelt, und zu deren schauerlichen Größe, Herrlichkeit und Anmuth.

Immitten solcher erhabnen Natur, in diesem Bergwinkel, der den lieblichsten und großartigsten aller Schweizerlandschaften gleichzustellen ist, wohnt in zerstreuten, oft elenden Hütten, ein freundliches, gutmüthiges, aber bildungsloses und zum Theil höchst armes Volk. Es ist der dürftigste Theil vielleicht von der gesammten Bevölkerung des Landes. Wie mag es anders seyn? — Das kleine Thal ist von fast 2000 Menschen bewohnt, denen der enge Raum des Bodens schwerlich das Nothdürftigste zum Leben für sich und ihre Heerden geben kann. Nur hin und wieder sieht man ein kleines Gerstenfeld, oder ein Gartenplätzchen und einzelne Obstbäume. Bald zerstören Lauinen, bald Bergwasser die mühsamen Pflanzungen wieder mit Geschieben und Felstrümmern; bald stürzt die furchtbare Macht der Linth die aufgeschichteten Dämme ein. Mehrmals rissen die übergetretne Fluten Wohnungen und Menschen mit sich fort. Flüchtig ist der Sommer; lang der Winter. Erdbeben erschüttern öfters den Boden. Manche Familien nehmen

wohl ihre Zuflucht zum leichten, aber unsichern Verdienst, den Arbeit für entfernte Fabriken darbietet. Doch zum Fabrikverdienst gesellen sich gewöhnlich dann die mit demselben verbundnen Uebel: unhaushälterischer Leichtsinn, Scheu vor schwerer Handarbeit, Kinderreichthum und Bettelei. Dies Unheil wird durch Unwissenheit der Menschen, bei vernachlässigter Erziehung und Belehrung der Jugend, und durch mangelvolle Oertlichkeitsgesetze nur genährt und vergrößert.

Doch Aussicht in eine bessere Zukunft wird izt durch die wohlthätige Armenerziehungsanstalt in der Linthkolonie eröffnet, wo viele Kinder dieser Bedürftigen edlere Geistesbildung, nützliche Kenntnisse, Gewöhnung zur Arbeit und Anleitung zum verständigen Acker- und Wiesenbau empfangen. Ich spreche hier von jenem großen Werk, jenem wahrhaft königlichen Denkmal, welches sich schweizerischer Gemeinsinn, auf Glarner Boden, in den untern Linthgegenden vor einigen Jahrzehnden gestiftet hat. Dort war ehemals in einer langen Reihe von Jahren der stundenweite, flache Thalboden zwischen dem Wallensee und Zürichsee, durch Wildheit des Linthstroms, theils versumpft, theils mit Geschieben, Sand und Felsschutt überlagert, schon zur wirklichen Wüste geworden. Fieber und Seuchen vergifteten die ganze Gegend. Schon früher hatte, im vorigen Jahrhundert, der Patriot Rudolf Meyer von Aarau daran gemahnt, diese Sümpfe trocken zu legen, und dem gefährlichen Gebirgsstrom eine kürzere und gradere Bahn in den Wallensee zu verleihn, damit er den Schutt, welchen er mit sich aus den Gebirgen führt, darin ablegen könne. Konrad Escher von Zürich nahm dann im Anfang dieses Jahrhunderts Meyers Gedanken wieder auf, und trat an die Spitze des großen Unternehmens, als im Jahr 1807, die Ausführung desselben beschlossen worden war. Freiwillige Beiträge flossen reichlich aus allen Kantonen zur Bestreitung der Kosten zusammen, die bis zum Jahr 1830 die Summe von 1,040,000 Franken betrugen. — Es wurden 14 Kanäle gebaut, deren wichtigster, der Melliser Kanal, 19,000 Fuß, deren größter, der Hauptkanal, 57,000 Fuß lang ist.

So wurde die Athmosphäre von ihren verpestenden Dünsten gesäubert; eine Masse von mehr denn 20,000 Jucharten Landes für den Wiesen- und Ackerbau erobert: und in der Mitte fruchtbar gewordnen Gefilde erhebt sich heut da die Linthkolonie, diese Armenerziehungsanstalt für Glarus, nach dem Muster gebildet, welches der edelmüthige Fellenberg, in seinem Hofwyl, aufgestellt hatte.

drawn by Archer | *engraved by Winkles*

THE KLOEN SEA

DER KLOEN SEE
GEGEN DEN GLAERNISCH.

LE LAC DE KLOEN

Carlsruhe im Kunst-Verlag, W. Creuzbauer.

3.

Das Klönthal.

Unter den schweizerischen Hochthälern ist dieses unstreitig eines der lieblichsten. Niemand wundert sich, wenn hier zwei Schweizer, begeistert von dem schönen Landschaftsgebilde, in einen der Felsen am Fuß des Glärnisch (im J. 1788) eine Inschrift zur Ehre des Idyllendichters Salomon Geßner eingraben ließen. Das Klönthal, nur etwa 3000 Fuß über dem Meer erhaben, hat die milde, reine Luft der untern Alpen und daneben die Vegetation tiefer gelegener Gegenden. Den größern Theil desselben füllt ein stiller, klarer See in der Länge von beinahe einer Wegstunde, und nur eine halbe Stunde breit. Hohe, vereinzelte Ahornen schmücken sein Ufer abendwärts. In ihrem Kreise und Schatten stehen einzelne Heuhütten. Zwischen Felsenblöcken und Buchengebüschen oder im fetten Wiesengrund irren Rinder, deren melodisches Glockengeläut allein die heitre Stille der Landschaft unterbricht. Alles athmet Anmuth und Ruhe. Rings reihen sich die Hochgebirge vom Glärnisch und Wiggis malerisch zusammen; nordwärts prangen, über einer senkrechten Bergwand, die hinter ihr aufgethürmten Felsenthürme des Fluenbrigs, Deienstocks und Schiens.

Wenn ich in diesem Thale, im Schatten der Ahornzweige, einsam neben den Hütten träumerisch ruhte, und dem Geschäft der Hirten, oder dem leichten Spiel der Seewellen zusah, zog jedesmahl die seelige Ruhe der Umgebungen in mein Gemüth ein. Aber jedesmahl ward sie mir wieder durch Erinnerungen an jene schrecklichen Tage vernichtet, da eben die Heimath des Friedens, unter dem Donner der Feuerschlünde, Schlachtfeld fremder Heere geworden war, die aus dem Süden und dem äußersten Norden des Welttheils hier zusammenkamen, einander zu morden.

Der abentheuerliche Heerzug Suwarows (im September des Jahrs 1799), durch die höchsten Alpen der Schweiz, gehört zu den verzweiflungsvollsten und tollkühnsten Wagstücken, welche die ältere und neuere Kriegsgeschichte kennt. Man muß jene engen, furchtbaren Wege neben schwindlichten Abgründen, jene schroffen Felspfade und Berggrathe, jene ewigen Schneefelder mit eignen Augen gesehn haben, welche die russischen Schlachthaufen durchklettern mußten, immer vom mörderischen Feuer der französischen

3.

Das Klönthal.

Unter den schweizerischen Hochthälern ist dieses unstreitig eines der lieblichsten. Niemand wundert sich, wenn hier zwei Schweizer, begeistert von dem schönen Landschaftsgebilde, in einen der Felsen am Fuß des Glärnisch (im J. 1788) eine Inschrift zur Ehre des Idyllendichters Salomon Geßner eingraben ließen. Das Klönthal, nur etwa 3000 Fuß über dem Meer erhaben, hat die milde, reine Luft der untern Alpen und daneben die Vegetation tiefer gelegener Gegenden. Den größern Theil desselben füllt ein stiller, klarer See in der Länge von beinahe einer Wegstunde, und nur eine halbe Stunde breit. Hohe, vereinzelte Ahornen schmücken sein Ufer abendwärts. In ihrem Kreise und Schatten stehen einzelne Heuhütten. Zwischen Felsenblöcken und Buchengebüschen oder im fetten Wiesengrund irren Rinder, deren melodisches Glockengeläut allein die heitre Stille der Landschaft unterbricht. Alles athmet Anmuth und Ruhe. Rings reihen sich die Hochgebirge vom Glärnisch und Wiggis malerisch zusammen; nordwärts prangen, über einer senkrechten Bergwand, die hinter ihr aufgethürmten Felsenthürme des Fluenbrigs, Deienstocks und Schiens.

Wenn ich in diesem Thale, im Schatten der Ahornzweige, einsam neben den Hütten träumerisch ruhte, und dem Geschäft der Hirten, oder dem leichten Spiel der Seewellen zusah, zog jedesmahl die seelige Ruhe der Umgebungen in mein Gemüth ein. Aber jedesmahl ward sie mir wieder durch Erinnerungen an jene schrecklichen Tage vernichtet, da eben die Heimath des Friedens, unter dem Donner der Feuerschlünde, Schlachtfeld fremder Heere geworden war, die aus dem Süden und dem äußersten Norden des Welttheils hier zusammenkamen, einander zu morden.

Der abentheuerliche Heerzug Suwarows (im September des Jahrs 1799), durch die höchsten Alpen der Schweiz, gehört zu den verzweiflungsvollsten und tollkühnsten Wagstücken, welche die ältere und neuere Kriegsgeschichte kennt. Man muß jene engen, furchtbaren Wege neben schwindlichten Abgründen, jene schroffen Felspfade und Berggrathe, jene ewigen Schneefelder mit eignen Augen gesehn haben, welche die russischen Schlachthaufen durchklettern mußten, immer vom mörderischen Feuer der französischen

Brigaden verfolgt und vom Hunger in den unwirthlichen Einöden gequält; man muß diese Wildnisse gesehn haben, um eine lebendige Vorstellung vom Loose der 22,000 Russen zu erhalten, welche unter Suwarows Anführung zwanzig Tage lang das Hochgebirg kämpfend durchwanderten, abwechselnd Sieger und Flüchtlinge, immer elend.

Die Begebenheit ist so ausserordentlich, ihr Ausgang so schauderhaft und folgenreich gewesen, daß sie wenigen unbekannt seyn kann. Da Suwarows Unglück eigentlich in den Gebirgen von Glarus erst wahrhaft begann und sich darin vollendete, verzeiht man's vielleicht gern, wenn ich einiges Minderbekannte darüber mittheile, wovon ich zum Theil selber Zeuge war, oder wie ich es aus dem Munde französischer Feldherrn und schweizerischen Beamten vernahm. Ich lebte damals, als Regierungscommissär, mit ausserordentlichen Vollmachten bekleidet, in den Ur-Kantonen. Ich war noch beschäftigt, dem unglücklichen Unterwalden Hülfe und Erleichterung seiner Leiden zu schaffen, als General Olivier Loison, der mit seiner Brigade daselbst lag, Befehl erhielt, mit Lecourbe den Gotthardsberg zu besetzen. Die Schlacht von Zürich war noch nicht geschlagen. Aber Massena wollte den rechten Flügel seines Heeres decken; vielleicht auch hatte er von Suwarows verdächtigen Bewegungen und Absichten Winke aus Italien empfangen.

Ich begleitete den General Loison durch Obwalden und über den Brünig, theils weil er darum, als eine Gefälligkeit, bat, theils und mehr noch, um Unordnungen zu verhüten, welche auf dem Zuge der Kriegermassen durch die Dörfer fast unvermeidlich sind. Zu Meiringen im Haslithale stieß General Güdin zu uns. Nach dem Mittagsessen eilten wir den vorangezogenen Truppen nach. Güdins Brigaden zogen beim Dörflein Imgrund die Grimselstraße hinauf, um droben über die Furka ins Urserenthal niederzusteigen, und sich mit Lecourbes Division wieder zu vereinigen. Wir schieden von dem liebenswürdigen Mann. Loison und ich übernachteten in der Wilde des Nesselthals auf einem Strohlager; folgendes Morgens in aller Frühe zogen die Schaaren in das hohe Gebirgsthal hinauf, in welchem sich die Gebiete von Uri und Bern scheiden. Es heißt das Mayenthal. Wo itzt eine wohlgebahnte Straße angelegt ist, war damals nur ein schmaler, jäher Felspfad, kaum für das Heerdenvieh gangbar. Die Kanonen mußten über die Klippen auf den Achseln der Soldaten gehoben und getragen werden. Nur ein Mann verunglückte dabei. Die Pferde einiger Zeltkrämer stürzten mit ihrem Gepäck rechts in die Abgründe hinab, aus welchen der Nesselbach schäumend aufheult.

Aus dem Mayenthal kehrt' ich nach Unterwalden zurück, wohin mich Amt und Pflicht riefen; während die französischen Plänkler mit den Oestreichern scharmützelten, welche über Wassen, dem Dorfe an der Gotthardsstraße, mit weniger Mannschaft die uralte zerfallene Mayenschanze *) besezt hielten, welche den Ausgang des Mayenthals sperrt. Ohne Zweifel mochten die wenigen Oestreicher selber froh seyn, diese rauhe Stätte mit gutem Vorwande verlassen zu können. Sie zogen plänkelnd die hohe Berghalde nieder, nach Wassen, und überließen den Franzosen die Schanze. Kein Mensch verlor dabei das Leben; nicht einmahl verwundet ward einer. Loison schrieb mir nach einigen Tagen, da Suwarow schon glücklich über den Gotthard, nach Altorf und von da gegen Schwytz vorgedrungen war, ein Billet über den Ausgang seiner Expedition, aber aus guten Gründen, weder mit Wahrheit, noch Klarheit. **) Er sprach darin nur von Siegen und Wunderthaten. Aber 14 Tage später vernahm ich aus seinem Munde den eigentlichen Hergang der Dinge.

Wie er nach Wassen herabgekommen war, fand er da schon den Divisionsgeneral Lecourbe. Beide ritten mit einander den

---

*) Sie war in alter Zeit von den Urnern gegen die Berner gebaut worden.

**) Der Brief, nur mit Reisblei geschrieben, lautete folgendermaaßen: Eh bien, mon chèr Commissaire, vous n'avez donc pas eu confiance en mes reliques et vous avez preferé de repasser le Brunic, que de retourner par Altorf et Schwytz? J'ai retabli provisoirement mon quartier général à Vassen, après en avoir chassé l'ennemi, et nous avons recommencé la même operation, que la première, c'est à dire, que nous sommes au trou d'Uri, et que, si l'ennemi n'avait rompu le chemin, nous serions à Urseren. La redoute, les forts et les retranchements (au Meyenthal) ont été enlevés d'assaut et les canons sont tombés en notre pouvoir. Les troupes se sont battues en desespérés. Je suis couvert du sang des malheureux tués à coté de moi. Mais pour comble et benediction nous sommes sans vin, viande et pain.

Notre victoire est complette et vaut bien le bal, que je me proposais de donner aux belles de Stans. Adieu, mon chèr Commissaire, je pars attaquer l'ennemi et sçais bien gré à la providence de vous avoir inspiré la resolution, de retourner. Car je vous avoue, que le chemin et la descente étaient affreux, que nous avons couché à l'air et sans pouvoir souper. L'apprentissage du metier des armes vous aurait sans doute degouté pour toujours.

10 Fructidor.

Salut amical.

O. Loison.

Truppen nach, die gegen die Teufelsbrücke in Bewegung waren und unvermuthet durch feindliche Truppen aufgehalten wurden. Beide glaubten, es mit einem österreichischen Posten zu thun zu haben; beide wußten nicht, daß Suwarow mit seiner Armee schon die Höhen des Gotthard erkämpft hatte und der französischen Division mit ungeheurer Uebermacht gegenüberstand. Sie waren erstaunt aller Orten, selbst am rechten Reußufer, an den Felsen umherkletternd, russische Streitmassen zu sehen. Der Kampf ward mörderisch. Ihre Verlegenheit stieg aber aufs höchste, als Nachricht kam, daß eine Kolonne Oesterreicher unter dem General Rosenberg durchs Maderanerthal herabziehe, und den Franzosen sogar den nothwendigen Rückzug nach Uri abzuschneiden drohe. Es war der 25. September.

„Ich muß mir den Rücken frei machen,“ sagte Lecourbe zu Loison: „Halte die Russen auf, so lange du irgend kannst, wenn auch nur drei, vier Stunden.“ Er eilte mit allen Truppen, die er aus Uri mitgebracht, wieder hinab nach Amstäg, drängte die eben dahin vorrückenden Oesterreicher zurück, und erreichte wieder glücklich seine Verschanzungen bei Seedorf am Vierwaldstättersee. Loison, mit wenigen Bataillonen seinem Schicksale überlassen, vertheidigte sich indessen verzweiflungsvoll Schritt um Schritt bis Wassen. Die schmale Bergstraße zwischen Felsen und Abgründen ward von Blut und Leichnamen bedeckt. Von Wassen stieg er die steile Berghalde zur Mayenschanze wieder hinauf von wannen er gekommen war, und sah mit seinen Soldaten, ohne einen Schuß zu thun, ohne weiter vom Feind eunruhbig zu werden, den langen, fast endlosen Zug des russischen Heers durch das zu seinen Füßen liegende Dorf. Erst als dieser vollendet war, stieg er abermahls hinab nach Wassen, schlug sich mit einzelnen nachrückenden Haufen der Russen und gelangte ins Urserenthal.

Suwarow kam mit seinem ermüdeten und ausgehungerten Heer nach Altorf. Er wußte noch nicht von der für Korsakow unglücklichen Schlacht bei Zürich. Indem er durch die Straßen des Hauptfleckens an der Spitze seiner Tapfern, im Hemd und eine Knute in der Hand, daherritt, ließ er sich in der Geschwindigkeit vom Ortspfarrer, der unter den Zuschauern stand, mit vieler Devotion den Segen ertheilen. Die Truppen fanden in dem armen, verödeten Lande kaum hinlängliche Lebensmittel. Man hatte fast alles Vieh in die Berge geflüchtet. Selbst Lederabfall und Leim bei den Gerbern, Unschlitt, Kerzen und Lampenöhl wurden gierig verzehrt. Schon im Urserenthal hatten die Soldaten einen Fasttag

gehabt, den Suwarow durch die Popen verkünden ließ, als er durch Vorstellungen des Thalammanns Meyer von Andermatt zum Erbarmen gegen das rauhe und unglückliche Hochthal bewogen worden war.

Noch immer im Begriff, über Schwytz nach Zürich zu gehen und sich mit Korsakow zu vereinigen, wollte er über den Waldstättersee. Aber Lecourbe in seinen Verschanzungen hatte alle Schiffe an sich gezogen. Unkundig der Geographie hoffte der russische Heerführer längs dem Seeufer einen Weg, wenn auch nur einen Fußweg, nach Schwytz betreten zu können, aber erblickte die steil abgerissenen Berge, deren Felsen senkrecht aus der Wasserfläche emporsteigen.

So blieb ihm nichts, als durch Bürglen, den Geburtsort Wilhelm Tells, mit seinen Truppen noch einmahl die höchsten Alpen und Berggrathe zu überklettern, um durchs Muttathal nach Schwytz zu dringen. Der Zug in den unwegsamsten Berggegenden über die nakten Felsen und Grathe des Kinzingkulms dauerte vierzehn Stunden. Erzwungene Wegweiser mußten voran. Wege und Stege fehlen, wo bisher nur einzelne Hirten und Gemsjäger in den kurzen Sommermonden umherirrten. Zum Erstaunen der einsamen Bewohner des Muttathals (am 28. September) spie der enge Schlund des Bisilochs, der kaum für seinen Waldstrom immer Raum genug hat, ein ganzes Kriegsheer in ihre Wiesen und Dörfer aus.

Von Suwarows Zug schon durch Lecourbe unterrichtet, war Massena indessen persönlich mit einigen Brigaden nach Schwytz geeilt, ihm den Weg zu verrammeln. Als einige russische Abtheilungen der Vorhut aus dem Muttathal spähend über die Alpen des Pragels und Klönthals nach Glarus niederstiegen, um dort Verbindung mit Korsakows Heer zu suchen, wurden sie vom General Molitor zurückgejagt; und Suwarow erfuhr nun erst von ihnen die gänzliche Niederlage der russischen Armee in der Schlacht von Zürich. Nichts glich seiner Verlegenheit. Getrennt izt von Italien durch die höchsten Gebirge, abgeschnitten von jeder Verbindung, umringt von Felsen und Feinden, eingesperrt in ein schmales, vier Stunden langes Thal, sah er sein Heer durch Anstrengungen und Entbehrungen ermattet. Viele seiner Soldaten waren beim Zug über den Kinzigkulm von Hunger und Elend umgekommen; fast alle Pferde und Lastthiere ohne Hufen; viele in die Abgründe hinuntergestürzt.

Noch wankte er unentschlossen, wohin sich wenden, da drang

gegen ihn Massena schon (am 1. October) ins Muttathal ein. Das Gefecht begann mit Tagesanbruch. Die Russen, verzweiflungsvoll, stürzten mit Uebermacht gegen ihren Feind; trieben ihn durch die Thalschlucht zurück. Im Gedränge über die schmale steinerne Muttabrücke daselbst fiel eine Menge der Menschen und Rosse in den Abgrund des Bergstroms. Die Russen entfalteten ihre Streitkräfte nun ausserhalb der Bergschlucht. Die Franzosen wichen vor der Uebermacht kämpfend und langsam zurück gegen Schwytz. Ich befand mich daselbst. Durch meinen Secretär benachrichtigt, der vom Dorfe Brunnen zurückkam, daß Lecourbe mit seinen Bataillonen über den Urnersee angelangt sey, ritt ich zum Schlachtfeld, dem General Massena die frohe Botschaft selbst zu überbringen. Eine Menge verwundeter Franzosen und Russen zu Fuß oder auf Karren kam mir entgegen und versperrte fast den Weg. Auffallend war, wie die nordischen Krieger bei jedem Schritt laut ächzten, während die französischen Soldaten bluttriefend scherzten und lachten. Ueber die Wiesen von Ibach aber strömte mir in wilder Flucht und Verwirrung eine der französischen Halbbrigaden entgegen. Viele der Soldaten hatten Gewehre und Habersäcke von sich geworfen. Schon standen die Russen nur noch eine halbe Wegstunde vom Flecken Schwytz entfernt, und Suwarow mogte hoffen, sich hier durchzuschlagen. Aber plözlich änderte die Scene. Lecourbe war, rechts vom Dorfe Brunnen, längs Bergen und Wäldern, gegen den Eingang des Muttathals geeilt. Die Russen nun ihrerseits bedroht, ihren einzigen Rückweg zu verlieren, gaben den Sieg auf, und flüchteten mit unglaublicher Unordnung, Fußvolk und Reiterei wild durch einander, der Thalschlucht zu, wie ein Bienenschwarm seinem Korbe.

Indessen war schon ein Theil von Suwarows Heer über den Pragel ins Klönthal gestiegen. Hier, längs den Ufern des anmuthigen Sees, ward mit Molitors Bataillonen nicht minder blutig gestritten, als bei Schwytz. Die Franzosen ließen von den Berghalden Felsmassen in die russischen Schlachthaufen zerschmetternd niederfahren, mußten endlich aber der anschwellenden Menge ihrer Feinde weichen. So kam Suwarow folgendes Tags in Glarus an. Ihm folgten langsam seine ermüdeten Truppen über das Gebirg. Drei Tage verweilte er hier; aber jeder Tag brachte ein Treffen. Es schien sein Vorsaz, sich längs dem Wallensee gegen den Rhein durchzuschlagen, um in Bünden oder Schwaben Verbindung mit den Trümmern des korsakowischen Heers zu finden. Er drängte Molitors Brigaden mit Ungestüm zurück bis Näfels.

Dieß Dorf, nah dem Gebirg, in üppigen Wiesen zwischen Fruchtbäumen gelagert, schon durch eine der alten siegreichen Freiheitsschlachten der Schweizer (im J. 1388) berühmt, ward noch einmahl Zeuge eines der furchtbarsten Kämpfe. Suwarow schien auf dieser Stätte Sieg oder Untergang seines Heers beschlossen zu haben. Die Franzosen aber, in noch vortheilhafterer Stellung, leisteten den verzweiflungsvollsten Widerstand, gereizt durch die verwegnen Beispiele der Tapferkeit, welche die dritte schweizerische Halbbrigade auf dem Boden gab, der sie an das Heldenwerk ihrer Altvordern mahnte.

Der russische Feldherr, wie er mit wildem Schmerz die Unmöglichkeit erkannte, diese Heerhaufen, diese Ströme, diese Engpässe zu überwältigen, sah sich gezwungen, noch das allerlezte Rettungsmittel zu wählen. Er mußte sein müdes, geschwächtes Heer noch einmahl über die höchsten Bergkämme der Alpen führen, um im Bündnerland endlich Sicherheit wieder und Ruhe zu gewinnen. Er brach also auf (5. October), und zog, durch Schwanden, ins rauhe Sernstthal; hinter ihm auf seinen Fersen folgte der Feind.

Am linken Ufer des Sernftstroms aber, hoch über demselben, an abschüssigen Berghalden, schlängelte sich ein elender Pfad durch die Gebirgsschlucht aufwärts, vielmals kaum breit genug, zwei Mann neben einander zu fassen. Diesen betrat eine Armee, deren Nachhut, neben allen Mühseligkeiten, noch unaufhörlich von den Franzosen zum Gefecht genöthigt ward. Wilde, brückenlose Giesbäche mußten durchwatet, Schuttberge überklettert werden. Erst nach drei Stunden langem Steigen, im tiefsten Hintergrunde des Thals, bei den Dörfern Matt und Elm, wird endlich der Boden etwas ebner.

Aber erst da erscheinen, hoch über grünen Alpentriften, die starren, grauen, von Wolken des Himmels umflatterten Gränzfelsen, welche Glarus von Graubünden scheiden. Sie dehnen sich mit ihren Gipfeln, Zacken und Zinken, mit ihren todten Schneegefilden, Gletschern und Firnen, in einem schauerlichen Halbkreis aus, dessen erhabne Ränder unübersteiglich scheinen. Links die gewaltige, finstre Pyramide des Fallzubers; rechts der vergletscherte Tschingel. Zwischen beiden, aus dem ewigen Schnee emporsteigend, eine sehr lange und hohe Felswand, gleich einer ungeheuren Ringmauer, hinter welcher wieder, aneinander gereiht, in bizarren Gestaltungen, neun Bergspitzen auftauchen, von den Aelplern scherzweise die „Jungfrauen" geheißen. In eben jener

bereiten und senkrechten Felsmauer zeigt sich links das wunderbare Martinsloch, welches, wie durch die Bergwand kreisförmig ausgeschnitten, hinterwärts wieder den blauen Himmel und zweimal alljährlich (am 3., 4. und 5. März, wie am 14. und 15. September) die Sonne erblicken läßt, deren Strahlen dann zuerst den Kirchenthurm des Dorfes Elm beleuchten. Wagehälse unter den Gemsjägern erstiegen schon die runde Oeffnung. Einer derselben sagte mir: sie sey geräumig genug für ein Bauerhaus; der Kreis habe einen Durchmesser von 30 — 40 Fuß.

Nachdem Suwarows Heer über die schöne Wichlen-Alp schweigend hinausgeschritten war, stieg es schwer und langsam den weiten Schlund des Wallenbodens aufwärts zweimahl über einen senkrechten Felsenabsaz im Hintergrunde, zum Rinkenkopf. Das Brausen der Wasserfälle links und rechts von jähen Berghöhen, und Flintendonner der nachkletternden Franzosen begleiteten den Zug. Menschen und Vieh fuhren von Zeit zu Zeit von dem schlüpfrigen Schiefer- und Kalkschutt oder von den unsichern Schneeplätzen zerschmetternd in die entsezlichen Tiefen. Noch liegen droben die Menschengebeine umher, von der Sonne längst weißgebleicht.

Aber der lezte, der beschwerlichste und gefährlichste Theil des Wegs erwartete noch die Tausende der Wanderer da, wo sich die nakten, schroffen Kalk- und Schieferberge des Jetzerschlundes zusammen ziehn, und die sogenannte „Gurgel" bilden. Hier zieht, eingeklemmt zwischen Felsen, ein stundenlanges Schneefeld bis zum Grath des Panixerbergs steil hinauf. Mancher Unglückliche athmete, emporklimmend, völlig erschöpft und ohnmächtig, das elende Leben aus. Als endlich der Felskamm des Gebirgs errungen war, 7 — 8000 Fuß hoch über dem Meer, neben den Gletschern des Hausstocks, und die Armee, nun verworren, wie aufgelöst, die steilen Berghänge über Steintrümmern niedereilte gegen die Araschka-Alp, begann mit wachsenden Mühseligkeiten neue Noth. Denn hinter sich, auf der Höhe, sah man den verfolgenden Feind; vor sich in der Erde eine lange Spaltung des Felsenbodens, von ungemeiner Tiefe. Im Abgrund der Kluft wälzt ein Gletscherbach seine schäumenden Fluten. Die Bündner des romanischen Oberlandes nennen dergleichen eng zwischen tiefen Felsen eingesperrten Gießbäche „Multärs" oder „Buolas." Nur eine einzige schmale Steinplatte über dem Abgrund dient zur Brücke. Wer hinüber war, sah sich vor der Verfolgung von Molitors Kriegern geborgen. Die finstre Schlucht des Bodens, kaum acht Fuß breit, schien leicht im Lauf zu überspringen. Tausende wagten verzweiflungsvoll

voll diesen vermessenen Sprung; Hunderte schwindelten rettungslos in die Finsterniß der Multär hinunter.

So endete Suwarow den unglücksvollen Zug durch das Gebirgslabyrinth der Schweiz; und so sehr ward davon sein Gemüth ergriffen, daß er, zerfallen mit den Feldherren Oesterreichs, die ihn vergebens ermunterten, fortan erklärte, sich in „kein Unternehmen mehr einzulassen."

VIII.

Kanton St. Gallen.

1.

St. Gallen, Abtei und Stadt.

Keine Stelle im Schweizerlande, vielleicht kaum irgend eine in den Nachbarreichen, bezeichnet mit ihren Schicksalen den leisen aber ewigen Fortgang und die Alles umgestaltenden Wirkungen der Civilisation so treffend und mit so scharfen Zügen, als St. Gallen. Die zwölfhundertjährige Geschichte dieses Erdflecks und seiner Bewohner, wo Abtei und Stadt, Priesterthum und Bürgerthum zwillingsartig neben einander aufwuchsen, bis der Leibeigene Nebenbuhler des Herrn wurde und die fürstliche Macht und Pracht des Klosters, vom Glanz der Wissenschaft und des Kunstfleißes freier Bürger verdunkelt, erlosch, ist ein wahres Kleinbild der Entwickelungsgeschichte der europäischen Menschheit.

Beinahe tausend Fuß hoch über dem Bodensee (der selber schon 1255 Fuß über dem Meeresspiegel ruht), wenige Wegstunden von ihm entfernt, liegt ein Thal, von einigen Anhöhen umfaßt, von einem Paar Bächen durchflossen. Es war im siebenten Jahrhundert noch unbewohnte Waldwildniß; nur von Wölfen und Bären durchstreift. Hieher kam der irländische Mönch Gallus aus Benehors Zellen, nachdem er einen guten Theil der Abendländer bereiset hatte, um europäische Heiden zu bekehren. Schon war der Ruf seiner Heiligkeit, selbst seiner Wunderkraft groß. Sey es aus weltentsagender Frömmigkeit, oder um, in reiner Bergluft, des Fiebers frei zu werden, das ihn oft in den Niederungen der Seegegenden quälte: er siedelte sich endlich mit zwölf Jüngern St. Benedikts in jenem Thale an, baute da zwischen den Urwäldern eine Bethütte neben hinfälligen Wohnungen, und lebte, lehrend

ST GALLEN

[illegible]

VIII.

Kanton St. Gallen.

I.

St. Gallen, Abtei und Stadt.

Keine Gegend im Schweizerlande, vielleicht kaum irgend eine in den Nachbarreichen, bezeichnet mit ihren Schicksalen den leisen aber ewigen Fortgang und die Alles umgestaltenden Wirkungen der Civilisation so treffend und mit so scharfen Zügen, als St. Gallen. Die zwölfhundertjährige Geschichte dieses Erdflecks und seiner Bewohner, wo Abtei und Stadt, Priesterthum und Bürgerthum zwillingsartig neben einander aufwuchsen, bis der Leibeigene Nebenbuhler des Herrn wurde und die fürstliche Macht und Pracht des Klosters, vom Glanz der Wissenschaft und des Kunstfleißes freier Bürger verdunkelt, erlosch, ist ein wahres Sinnbild der Entwickelungsgeschichte der europäischen Menschheit.

Beinahe tausend Fuß hoch über dem Bodensee (der selbst über 1255 Fuß über dem Meeresspiegel ruht), wenige Wegstunden von ihm entfernt, liegt ein Thal, von einigen Anhöhen umfaßt, von einem Paar Bächen durchflossen. Es war im siebenten Jahrhundert noch unbewohnte Waldwildniß, nur von Wölfen und Bären durchstreift. Hieher kam der irländische Mönch Gallus aus [illegible] Zellen, nachdem er einen guten Theil der Abendländer bereist hatte, um europäische Heiden zu bekehren. Schon war der Ruf seiner Heiligkeit, selbst seiner Wunderkraft groß. Sey es aus [illegible], oder um, in reiner Bergluft, [illegible] das ihn oft in den Niederungen der [illegible]: er [illegible] sich endlich mit zwölf Jüngern [illegible], baute [illegible] [illegible] Wohnungen, und lebte, lehrend

ST GALLEN.

und bekehrend, von Früchten des Ackers, welchen er selber baute, oder von milden Gaben, welche ihm Dankbarkeit und Ehrfurcht christlicher und heidnischer Nachbarn zollte. Das war der bescheidene Ursprung der Abtei St. Gallen, der allerersten, die in obern deutschen Landen entstand.

Erst über dem Grabe des großen Heidenbekehrers strahlte aber der Ruhm seiner Tugenden und Wunder heller. Man wallfahrtete bald zur St. Gallenzelle und bereicherte sie mit Vergabungen von Ländereien und Leibeignen, um dafür aller Seligkeiten des Himmels nach der Todesstunde versichert zu werden. Was in unsern Tagen Politik der Fürsten und Großen begünstigen würde, leistete damals Frömmigkeit derselben. Klöster wurden, immitten der Halbwilden und Barbaren, Pflanzstätten besserer Gesittung; und Mönche streuten mit den Saaten des Christenthums die ersten Keime der Gewerbe und Künste aus. Sie lehrten Kalk und Ziegel brennen, Getraide und Weinreben pflanzen und aus Fasern selbstgebauten Hanfs und Leins Gewänder weben.

Bald siedelten sich um den Wallfahrtsort, zur Bequemlichkeit der Pilger, Krämer, Kauffahrer und Wirthe an. Die schlichte Bethütte verwandelte sich in ein gemauertes Klostergebäude mit stattlicher Kirche, von den fleißigen Händen der Mönche aufgeführt. Die Leibeignen des Gotteshauses erlernten und betrieben, zum Vortheil desselben, bei verbessertem Feldbau, die unentbehrlichen Handwerke. Schon im neunten Jahrhundert erscholl der Ruf durchs Land von großer Wissenschaft und Kunst der Klostergeistlichen. Sie bewahrten unter sich die Geistesschätze des alten Griechenlandes und Roms; und neben den Uebungen ihrer Andacht weihten sie sich der Stern- und Heilkunde, den Künsten der Musik, Malerei und Beredtsamkeit. Im zehnten und eilften Jahrhundert, als in Deutschland und Frankreich Schulen und Wissenschaften mehr und mehr unter der anschwellenden Macht allgemeiner Barbarei zerfielen, glänzte St. Gallen noch, als Stern in allgemeiner Nacht der Unwissenheit. Aus seinen Schulen hervor gingen die berühmten Gelehrten des Zeitalters. Noch sind heutiges Tags die Notkers, Kerons und Eckeharde in der ältesten Literatur der Deutschen gefeierte Namen.

Weit mehr aber, als Gelahrtheit des Klosters, erregte immer höher steigender Reichthum desselben an Grundstücken, Weilern, Höfen, Dörfern, Zinsen, Rechtsamen und Leibeignen den Neid der Herrn und Grafen rings umher, selbst der Bischöfe von Constanz. Ehe noch das zehnte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung

begonnen war, hatte die fromme Freigebigkeit nicht nur der nähern Umgegenden, sondern auch der entferntern Landschaften Helvetiens, Rhätiens, des Elsasses, Breisgaus und übrigen Schwabens die Stiftung des heiligen Gallus zu einer der hochbegütersten jener Zeit erhoben. Nur an eigenen oder zinstragenden Ländereien besaß sie 160,000 Jucharte, oder 4000 Huben. Das Kloster zählte mehr denn hundert Mönche in seinen Zellen; mehr denn zweihundert Leibeigene; ungerechnet die Menge der Schüler und Verpfründeten. Der Abt ward einem Fürsten gleich, ohne dessen Namen zu führen. Weder die zahllosen Fehden der Ritter in jenen verwilderten Zeiten des Faustrechts, noch die verwüsterischen Streifzüge der Ungarn, noch selbst die Räubereien der ungläubigen Araber oder Mauren, die aus Spanien waren und schon in den Gebirgen Graubündens und Appenzells Fuß gefaßt hatten, konnten so großen Wohlstand vernichten.

Unglück und allgemeine Unsicherheit dieser Gegenden und Zeiten brachte Wirkungen sehr entgegengesetzter Art hervor. Die frommen Aebte mit ihren Mönchen ergriffen selber Schwert und Harnisch. Sie wurden Krieger, befestigten ihr Kloster, zogen um dasselbe und die benachbarten Wohnungen eine Ringmauer mit dreizehn Thürmen und tiefem Graben. So wurden damit zur künftigen Stadt St. Gallen die ersten Grundsteine gelegt (Ende des zehnten Jahrhunderts). Hinwieder wie nun in Kämpfen und schwelgerischen Gelagen die frühere Tugend der Geistlichkeit allgemach abnahm, mehrte sich anderseits schwärmerische Frömmigkeit unter den Laien. Diese stifteten Klöster und Kirchen in Fülle, oder vergabten ihr Gut den Heiligen des Himmels. Einsamkeiten der Wälder und Gebirge bevölkerten sich mit Klausnern, Einsiedlern und Waldbrüdern, oder mit einzelnen und beisammenwohnenden Klausnerinnen, Feldnonnen und Waldschwestern, die der Weltlust abgeschworen, um in strenger Lebensweise das Paradies der Ewigkeit zu verdienen. Nur selten ward eine dieser Klausnerinnen so überraschend wieder in die Freuden des Lebens zurückgezogen, wie die schöne und tugendliche Wendelgard von Buchhorn, Kaiser Otto's I. Nichte. Nachdem sie ihren Gemahl, Grafen Ulrich, im Schlachtfeld gegen die Ungarn verloren, vertrauerte sie in Gebet und unter Thränen ihre Tage in einer Zelle bei St. Mangenkirche zu St. Gallen. Nur einmahl im Jahr verließ sie die Klause, um dem Andenken des Geliebten im Tempel von Buchhorn Todtenfeier zu halten und Almosen zu vertheilen. Wie dieß einst geschah,

und sie durch ihre Dienerschaft einem der Bettler ein Kleid hatte reichen lassen, um welches er ungestüm gebeten, sprang dieser hervor, schloß die Geberin in seine Arme und küßte sie. Die Knechte der Gräfin stürzten empört gegen den Vermessenen hin, der aber den zerrissenen Mantel von seinen Schultern warf. Da stand Ulrich von Buchhorn, der vielbeweinte Gemahl, vor Wendelgarden. Und die Gottgeweihte verzieh den Kuß.

Das Städtlein neben der Abtei, mit Lehenleuten oder Leibeigenen derselben oder freien Ansaßen bevölkert, blieb lange ein unbedeutender Ort, dem das Kloster Richter und Verwalter sezte. Die Bürger nährten sich vom Ertrag ihrer Aecker, Heerden und gemeinen Handwerke. Bald aber fanden sie im Weben feiner Leinwand größern Gewinn; bald ward dieß und Handel mit köstlichem Linnen die vornehmste ihrer gewerbigen Thätigkeit. Die Bevölkerung wuchs; die Ringmauern wurden erweitert. Kunstfleiß erhöhte den Wohlstand des bürgerlichen Haushaltes; steigender Verkehr machte größere Freiheit zum Bedürfniß. Die oberherrlichen Aebte, in ihren Fehden und Kriegen oft von Feinden, bei ihrem verschwenderischen Leben oft von Geldnoth bedrängt, sahn sich abwechselnd durch die tapfern Waffen oder durch das Gold der Bürger getröstet, und vergalten dem stillaufblühenden Gemeinwesen durch Gewährung mannigfaltiger Rechtsame; gestatteten ihm auch, eigne Richter, endlich selbst eignen Rath zu wählen. Die Kaiser des Mittelalters, welche aufstrebenden Reichs- und Kirchenfürsten Schranken bauen mußten, trachteten staatsklug, Städte an sich zu ziehen durch mancherlei Gunst. So ward auch St. Gallen im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts in des Reichs Schirm aufgenommen und mit eignem Wappen geziert, wenn schon die Stadt noch dem Kloster steuer- und dienstpflichtig blieb. Aber schon in Handelsverträgen mit deutschen und schweizerischen Städten schloß die Stadt mit ihnen nun, nach damaliger Sitte, zu eignem Schutz, besondere Bündnisse. So erstarkte die thätige Gemeinde durch kluge Benutzung der Zeiten, durch Gewerbigkeit, Kunstfleiß und haushälterische Sparsamkeit der Bürger, welche für die Ehre ihrer Stadt kein Opfer scheuten, während die Abtei den innern Verfall durch äußern Glanz zu verhüllen oder zu ersetzen glaubte. Ihr Abt empfing (im J. 1204) die Würde eines Reichsfürsten und zehn Jahre später das Recht der Inful. Doch im Genuß klösterlicher Pracht und Ueppigkeit starben Ruhm und Wissenschaften immermehr ab, durch welche St. Gallens Stift einst herrlich vor dem Welttheil stand; und neben dem Gebieterstolz des fürstlichen Mönchs und seiner

Kapitularen verschwanden heiliger Sitten-Ernst und edle Demuth der frühern Tage. Die Unterthanen des Gotteshauses selber errötheten vor der frechen Unzucht der Priester, oder begannen bewaffneten Widerstand und Aufruhr gegen deren Willkühr, Härte und Druck. Das Appenzellerland riß sich von der Botmäßigkeit der Aebte los (im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts) und eroberte in siegreichen Feldzügen eine Freiheit, welche es bis zu unsern Tagen bewahrt hat.

Die Bürgerschaft der Stadt St. Gallen indessen, immer gewandt und entschlossen, allen Zeitverhältnissen Vortheil abzugewinnen, schloß sich den Appenzellern in deren Kampf gegen den Abt an, zwang ihn, seinen wichtigsten Rechten zu ihren Gunsten zu entsagen; kaufte sich von den übrigen mit Geldsummen los, wie sie schon früher mit den beschwerlichsten Kosten gethan hatte, die ihr vom Reiche auflagen; trat, gleich dem Abt, mit Schweizerkantonen in Landrecht und Bund, und ward endlich sogar zugewandter Ort der Eidsgenossen. Obwohl ihr Gebiet sich nicht weit über die Stadtmauern hinaus erstreckte, war sie doch durch Gewerb und Verkehr reich, angesehen und mächtig worden. Viele Familien von Handwerkern, Künstlern und Kaufleuten, einst in Constanz angesessen, waren von da nach St. Gallen gezogen, als die große Kirchenversammlung jener Stadt dortigen Gegenden erst Theurung, dann lange Kriegesunruhen gebracht hatte. Endlich kamen noch die Tage der Kirchenverbesserung. St. Gallen wandte sich, Angesichts des Klosters, dieser zu, und lösete sich damit selbst vom geistlichen Einfluß des Priesterthums ab.

Von da an blühten, wie weiland im Kloster, die Wissenschaften nun in der Stadt, begünstigt vom freiern Geist des evangelischen Glaubens. Aus den Stadtschulen trat eine bildungsreiche Bürgerschaft, eine große Zahl trefflicher Staatsmänner, Gelehrten und berühmter Schriftsteller hervor. Aus den Stadtthoren gingen zahllose Frachten von einfacher und geblümter Leinwand, Sangaletten oder Glanzleinen, Parchent, Schleier, Musselinen und Baumwollenwaaren aller Art nach Deutsch- und Welschland, bis Spanien und Rußland. St. Gallen ward der Mittelpunkt des Verkehrs und der Manufakturen von einem großen Theil der östlichen Schweiz und des westlichen Schwabens. Mehrere Häuser hatten in entfernten Seestädten Absenker ihrer Handelszweige gelegt. Noch immer gehört St. Gallen zu den ersten Gewerbs- und Handelsstädten der Schweiz. Obgleich unvortheilhaft, fern von den großen Straßen des Weltverkehrs, im Innern des Landes und zwar hoch im

Gebirg gelegen, wußte ausdauernde Betriebsamkeit, Muth und Klugheit der Bürgerschaft alle Hindernisse siegreich zu bekämpfen, die ihr durch Ungunst der Natur, wie der Menschen, entgegengeführt worden waren.

Hinwieder durch Versäumung alles dessen, was die Abtei einst ruhmreich und blühend gemacht hatte; nun überflügelt von der Stadt in Kunst, Wissenschaft und Wohlstand; erschöpft durch Fehden und Kriege mit Fremden oder mit eignen Unterthanen; zerrüttet durch Aufwand und übeln Haushalt, sah man das Gotteshaus endlich so tief sinken, daß es sich bei den Kriegen der Eidgenossenschaft wegen Toggenburgs (im Jahr 1712) sogar in den Schutz der Stadt begab, deren erste Bewohner Dienstleute und Leibeigene des Klosters gewesen waren. Dieser Umschwung aller Verhältnisse war das Werk der Civilisation, die, vom Priesterthum ausgegangen, dem Bürgerthum eine Uebermacht verlieh, welche naturnothwendig mit größerer Sittenstrenge und höherer Einsicht, wie mit weiserer Benutzung des Eigenthums und der Zeitumstände verbunden ist.

Zwar noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfreute sich der Fürstabt eines Gebietes, welches die Besitzung manches andern Fürsten an Größe übertraf. Es umschloß mit der Grafschaft Toggenburg und der sogenannten alten Landschaft, das heißt, mit einem Landgebiet von ungefähr 20 Geviertmeilen, beinah den ganzen Kanton Appenzell. Es zählte eine Bevölkerung von beinah 100,000 Seelen. Die weitläuftigen Gebäude des Klosters, mit der prächtigen Kirche desselben, ragten noch im alten Herrnstolz über die bescheidenen Bürgerwohnungen der Stadt hervor, welche in ihrem mäßigen Umfange nur 7 — 8000 Einwohner zählte, und vor ihren Thoren kaum mehr Bodens besaß, als dürftig zu Gärten und Bleichplätzen hinreichte; dazu noch nöthige Waldung für ihren Bedarf. Aber die Mönchsherrschaft, schon in vorigen Jahrhunderten vielfach gebrochen, ward im achtzehnten Jahrhundert während der ewigen Händel der Abtei mit ihren bedrängten Unterthanen, immer mehr gelähmt, bis sie endlich in den Verwirrungen der schweizerischen Revolution machtlos zusammenstürzte und verschwand. Der letzte Nachfolger des heiligen Gallus, Abt Pancratius Vorster, starb in der Zelle eines fremden Klosters *), nachdem er umsonst

---

*) Nämlich in der Abtei Muri des K. Aargau am 9. Juli 1829. Er genoß, nach Beschluß des Wiener Congresses, einen Jahrgehalt von 6000 Gulden. Sein Vermögen vermachte er meistens zur Stiftung ewiger Jahrszeiten; seinen zum Theil dürftigen Verwandten aber — nichts.

die Gewalt der Zeit und ihrer Erscheinungen mit starrsinnigem Eifer und herrischem Troß zurückzudrängen gehofft hatte.

Jeßt bildet jene alte Landschaft des Klosters und die Grafschaft Toggenburg, verbunden mit den Städten und Ortschaften des Rheinthals, einen selbstständigen Freistaat in der Eidgenossenschaft, dessen Hauptstadt St. Gallen geworden ist. Die junge Republik zählt auf einem Flächenraum von etwa 40 Geviertmeilen ohngefähr 160,000 Einwohner. Zwar hat die Stadt ihre mittelalterlichen kleinen Rechtsame und Privilegien eingebüßt; aber dagegen gewann sie in staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit mit gesammten Gemeinden des Landes, und im engern politischen Verband mit der Eidgenossenschaft, weitern Spielraum für ihr kraftvolles Leben, als sie je vorher hoffen durfte. Mit Wachsthum ihres Wohlstandes steigt von Jahr zu Jahr ihre Volksmenge, ihre Verschönerung und die Anzahl oder Veredlung ihrer öffentlichen Einrichtungen.

Dieß war der Ausgang des tausendjährigen Wettkampfes zwischen Abtei und Stadt, zwischen herrischem Priesterthum und zur Freiheit emporstrebendem Bürgerthum.

2.

Das Bad Pfäffers.

Wo der junge Rheinstrom aus dem Bündnerland bei dem Dorfe Ragaz hervorbricht, geht südwärts ein Fußweg ins Gebirg hinauf bis zu den Hütten des Dorfes Valens. Es liegt beinah 3000 Schuh über dem Meere, in einem heitern Bergthal zwischen den grauen Hörnern und Gebirgsstöcken des wildzerrissenen Calanda und Monteluna. Vom Kirchlein des Dorfes hinweg windet sich seitwärts ein Pfad durch Wiesen bis zum Rand einer Bergschlucht, deren Tiefe die den Sardonagletschern entsprungene Tamina durchrauscht. Ein ziemlich steiler Weg führt hier, bei 700 Fuß tief, in den Felsenschlund hinunter, wo, zwischen Waldstrom und Felsen eng eingeklemmt, die Gebäude eines der berühmtesten Schweizerbäder ruhn. Die Strahlen der Sonne, selbst im Sommer, während ihres höchsten Standes am Himmel, tauchen kaum vier Stunden lang in diese Gruft hinunter.

Wie schauerlich immerhin auch beim ersten Anblick der Aufenthalt in solcher Felsspalte scheint, wird er doch von Kurgästen aus

PFEFFERS.

die Gewalt der Zeit und ihrer Erscheinungen mit starrsinnigem Eifer und herrischem Trotz zurückzudrängen gehofft hatte.

Jetzt bildet jene alte Landschaft des Klosters und die Grafschaft Toggenburg, verbunden mit den Städten und Ortschaften des Rheinthals, einen selbständigen Freistaat in der Eidgenossenschaft, dessen Hauptstadt St. Gallen geworden ist. Die junge Republik zählt auf einem Flächenraum von etwa 40 Geviertmeilen [illegible] über [illegible] Einwohner. [illegible] die Stadt ihre mittelalter[illegible] [illegible] eingebüßt; aber dagegen gewann sie in [illegible] mit gesammten Gemeinden des Landes, und in engerm [illegible] Verband mit der Eidgenossenschaft [illegible] ein kraftvolles Leben, als sie je vorher [illegible] ihres Wohlstandes steigt von Jahr zu [illegible] Verschönerung und die Anzahl [illegible] Einrichtungen.

Dieß war [illegible] Wettkampfes zwischen Abtei und Stadt, [illegible] und zur Freiheit [illegible].

2.

Das Bad Pfäffers

Wo der junge Rheinstrom aus dem [illegible] bei dem Dorfe Ragaz hervorbricht, [illegible] ein [illegible] ins Gebirg [illegible] des [illegible] Dorfes Valens. Es liegt [illegible] in einem [illegible] Bergthal [illegible] Gebirgsstöcken des [illegible]. Vom Kirchlein des Dorfes [illegible] durch Wiesen bis zum Rand [illegible] die [illegible] entsprin[illegible]. Ein ziemlich steiler Weg führt hier, [illegible] hinunter, wo, zwischen [illegible], die Gebäude eines der [illegible]. Die Strahlen der Sonne, selbst im [illegible] höchsten Standes am Himmel, tauchen [illegible] tiefe Gruft hinunter.

[illegible] auch beim ersten Anblick der Aufenthalt in solcher Felsspalte scheint, wird er doch von Kurgästen aus

PFEFFERS.

Deutschland, Frankreich, der Schweiz und Italien alljährlich zahlreich genug besucht. Hier ist aber kein Ort des Vergnügens, kaum einiger Bequemlichkeit. Nur durch Wunderkraft des krystallhellen, geschmack- und geruchlosen 30° Reaumur warmen Mineralwassers wird Pfäffers ein Ort des Heils für Leidende und ist es seit vielen Jahrhunderten. Die Römer kannten ihn nicht. Erst spät wurden diese Gebirge bevölkert, vielleicht erst, seit der heilige Pirmin, Bischof von Meaux, in dieser Gegend ein Klösterlein St. Maria, zu Anfang des achten Jahrhunderts (im J. 731), gestiftet hatte, um welches sich denn das Dörflein Pfäffers anlegte.

Im Winter aus dem Abgrund emporsteigende Dampfwolken mußten bald zur Entdeckung der warmen Quelle führen. Allein urkundlich wird ihres Daseyns erst im J. 1050 gedacht, als Kaiser Heinrich III. dem Kloster das Eigenthum des Gesundbrunnens bestätigte. Dreihundert und zwei und dreißig Jahre später lieh der Abt des Klosters noch das Bad, bei dem sich blos eine kleine Hütte mit Küche und Stube befand, um 6 Gulden und mit der Bedingung aus, daß die Personen des Gotteshauses Pfäffers das „Wildbad“ unentgeldlich benutzen könnten. Freilich die Benutzung war damals nicht nur ziemlich mühselig, sondern auch lebensgefährliches Wagstück. Denn man mußte sich an Seilen zwischen den Klippen in die Tiefe hinunterlassen; dann zwischen den Felsen die Tamina aufwärtskriechen, bald von Seilen gehalten, bald auf Leitern und hangenden Brücken bis zu den Quellen, wo man eine Woche lang im Wasser liegen blieb, darin aß und trank und schlief, bis jeder der verzweifelten Kur müde ward, oder sich genesen glaubte. Wo heutiges Tages die Badehäuser in einem künstlich erweiterten Platz der Felsenspalte liegen, wurden erst im J. 1630 Hütten aufgeschlagen, dann (im J. 1716) die jetzigen Gebäude vollendet, zu denen das Badwasser in Röhren von der Quelle geleitet wird, fast 700 Schritt weit.

Es ist der Mühe werth, durch das etwas grauenhafte Helldunkel der engen Schlucht bis zum Ursprung der Quellen zu wandern. Es ist ein Gang, als wär' es ein Weg durch die geborstene Erdrinde zum Orkus, oder zu den unterirdischen Pallästen der Gnomen. Doch mögt' ich ihn nicht dem unsichern Fuß ängstlicher Frauen, unbehutsamer Kinder, oder ungelenker Männer empfehlen; sondern nur denen, welche schwindellos etwa, wenn sie kein höheres Intresse ruft, von Zeit zu Zeit starke Gemüthserschütterungen bedürfen, um ein in Uebersättigung erschlafftes Gemüth aufzuregen, oder welche Brennstoff für die erkaltete Phantasie nöthig

haben; oder auch wohl Bergspitzen und Gletscher erklimmen, um, mit Gefühl eigner Sicherheit, behaglich Empfindungen der Furcht und des Entsetzens zu genießen, wie Kinder beim Hören der Gespenster- und Räubergeschichten.

Der Pfad des Taminaschlundes führt bei den Badhäusern sogleich zur Pforte der schmalen Felsenhalle. Er ist schlüpfrig, kaum zwei Schuh breit, nur von Brettern, die auf steilen Felsenstäben, in die Felswand getrieben, über einem 30 — 40 Fuß tiefen Abgrund schweben. Hier waltet ewige Dämmerung und Feuchte. Nacktes Gestein schwarzen Marmors, den weiße Spatadern durchschlängeln, thürmt sich links und rechts einige hundert Schuh hoch. Es drohn die überhangenden Klippen, die sich droben einander bald zuneigen, bald verschränken, bald auseinandergehen, furchtbaren Einsturz. Helles Grün der Gebüsche leuchtet von den Felsenhöhen am Himmel, wie aus einer schönern Welt nieder, die wir nun verlassen. Man athmet in einem dreißig Schuh weiten Grabe. Die Tamina heult, ein unterirdischer Höllenstrom, aus der Tiefe herauf. Der lange hölzerne Steg, an Felsen geklebt, zittert. Er ist ohne Geländer. Nach einer bangen Viertelstunde kömmt man zum „Beschluß" in die volle Finsterniß einer Höhle. Sie ist etwa zehn Fuß über dem Bach erhaben. In ihr bricht die unterste und reichste Quelle hervor, welche den Bädern in jeder Minute gegen anderthalbtausend Maas ihres Heilwassers spendet, während der Ueberschuß desselben in die Tamina rinnt. Eine andere Höhle erscheint seitwärts, ohngefähr 20 — 30 Fuß hoch, tief und weit, von der Gewalt der Fluten im harten Marmor eingewühlt und ausgeglättet. Heutiges Tages wird sie nicht mehr vom Strom erreicht, dessen Oberfläche schon gegen vier Fuß unter ihr liegt. Welchen Aufwand von Jahrtausenden brauchten die Tamina-Wellen, bis sie den festen Kalkstein sechs Klafter weit einwärts auswuschen und das eigne Flußbett über 20 Fuß tiefer im Felsboden einfraßen?

Wenn man die außerordentlichen Heilkräfte der Mineralquelle erwägt, welche schon dem Mittelalter nicht unbekannt waren, mag es befremden, daß die Mönche von Pfäffers erst nach 800 Jahren auf den gemeinnützigen Einfall kamen, Hütten oder Gebäude zum Baden und Trinken auf die Stelle hinzupflanzen, wo sie sich gegenwärtig befinden. Dazu gehörte keine Kunst, welche die Erfindungsgabe früherer Zeiten überstiegen hätte. Sinnreich genug waren die Gottgeweihten dagegen schon vor acht Jahrhunderten in Pflege ihrer Andacht und Gaumseeligkeit, sowohl im Kloster St. Gallen, als Pfäffers. Das lernen wir aus des alten Eckehard

TAMINA SCHLUND BEI PFEFFERSBAD.

GORGE OF THE TAMINA NEAR PFEFFERS.

LE GOUFFRE DE TAMINA PRÈS DE PFEFFERS.

[illegible] Ausschmückungen der Furcht [illegible] beim Hören der Ge-[illegible].

[illegible] bei den Badhäusern [illegible]. Er ist schlüpfrig, [illegible], die auf steilen Felsen-[illegible] über einem 30 — 40 Fuß tiefen Abgrund [illegible]. Hier [illegible] ewige Dämmerung und Feuchte. [illegible] schwarzen Marmors, den weiße Spat-adern durchschimmern, [illegible] und rechts einige hundert Schuh hoch. [illegible] Klippen, die sich drohend [illegible], bald auseinandergehen, [illegible] leuchtet von den Felsenhöhen [illegible] schönern Welt nieder, [illegible] dreißig Schuh weiten Grabe. Die [illegible] Höllenstrom, aus der Tiefe herauf. [illegible], an Felsen geklebt, zittert. Er ist ohne Geländer. [illegible] Viertelstunde kömmt man zum »[illegible]« [illegible] einer Höhle. Sie ist etwa zehn Fuß über dem Bach [illegible]. In ihr bricht die unterste und reichste Quelle hervor, [illegible] in jeder Minute gegen anderthalbtausend Maas ihres Heilwassers spendet, während der Ueberschuß desselben in die Tamina rinnt. Eine andere Höhle erscheint seitwärts, ohngefähr 20 — 30 Fuß hoch, tief und weit, von der Gewalt der Fluten im harten Marmor eingewühlt und aus-geglättet. Heutiges Tages wird sie nicht mehr vom Strom erreicht, dessen Oberfläche schon gegen vier Fuß unter ihr liegt. Welchen Zeitraum von Jahrtausenden brauchten die Tamina-Wellen, bis sie den [illegible] Kalkstein sechs Klafter weit einwärts auswuschen und [illegible] Flußbett über 20 Fuß tiefer im Felsboden einfraßen?

[illegible] man die außerordentlichen Heilkräfte der Mineralquelle [illegible], welche schon dem Mittelalter nicht unbekannt waren, mag [illegible], daß die Mönche von Pfäffers erst nach 800 Jahren [illegible] Einfall kamen, Hütten oder Gebäude zum [illegible] an die Stelle hinzupflanzen, wo sie sich ge-[illegible]. [illegible] keine Kunst, welche die Erfin-[illegible] überstiegen hätte. Sinnreich genug [illegible] schon vor acht Jahrhunderten in [illegible] Sammseeligkeit, sowohl im Kloster St. [illegible]. Das lernen wir aus des alten Eckhard

TAMINA SCHLUND BEI PFEFFERSBAD.

GORGE OF THE TAMINA NEAR PFEFFERS *LE GOUFFRE DE TAMINA PRÈS DE PFEFFERS.*

von St. Gallen Hauschronik und Gebetbuch, diesen Fundgruben zur Sittenkunde des Mittelalters. Außer dem gewöhnlichern Wildpret und Fleisch zahmer Hausthiere, aßen sie damals auch vom Fleisch der Steinböcke, Murmelthiere, Auerochsen und Wisentochsen, dazu Schwäne, Fasanen, Pfauen, Rebhühner, Kapaunen, Turteltauben und andres Geflügel. Sie schmeckten Alles aus. So groß aber war ihre Andacht, daß sie sogar für jede Art der Speisen, die auf ihrer Tafel erschienen, eigene Tischgebete hatten. „Gesegnet sey das Biberfleisch!“ (Sit benedicta Fibri caro) beteten sie; „mögen keinem die in Schlingen gefangenen Vögelchen schaden!“ (nil noceant ulli de decipulis volucelli); „segne uns Gott die tausend gekochten Fischlein!“ (millia coctorum benedic Dee pisciculorum).

Aber noch in unsern Tagen ist für behaglichere Zustände der Leidenden und Kranken nur nachläßig gesorgt. Die Gebäude längs den Tamina-Ufern, im Klosterstyl gebaut, mit 400 Fuß langen Gängen verbunden, haben zwar 70 — 80 bewohnbare Zimmer, aber sind ohne Oefen, oft unreinlich, feucht, kaum mit den nöthigsten Mobilien versehen. Und dennoch reichen sie mehrmals nicht zur Beherbergung aller Gäste hin, die der Heilquelle froh werden möchten. Es wäre ein Leichtes, das Wasser in fast ungeschwächter Wärme, bis gen Ragaz in freundlicher Gegend zu leiten, wo Raums genug zu finden wäre und für das Kloster größere Einkünfte von der Anstalt zu gewinnen seyn würden. Vorschläge dafür sind mehrmals, doch vergebens gethan, so wie, unter den Regierungen der Eidsgenossenschaft, Anträge, das Bad zu kaufen und es zum Gemeinbesten vortheilhafter einzurichten und zu benutzen. Vielleicht ist die Erfüllung des frommen Wunsches nun der Regierung des Kantons St. Gallen vorbehalten, in dessen Gebiet die Abtei Pfäffers und zwar im Bezirk Sargans liegt, der reich an Erinnerungen aus dem romantischen Mittelalter und an wahrhaft romantischen Landschaftsbildern ist.

Wen mahnt nicht schon dieser Name Sargans an die Tage und Schicksale des alten, mächtigen und vielverzweigten Geschlechts der Grafen von Werdenberg, an die Abentheuer des Helden, der in den Freiheitskriegen Appenzells Hirtenkleider anlegte! — Und wie bald und tief sank dieser uraltadelige Stamm in sich selbst modernd zusammen! — In die Linien Werdenberg-Heiligenberg und Werdenberg-Sargans getrennt, zerstöhrten die feindseligen Brüder, in ewiger Fehde unter einander, Macht und Ruhm ihres Hauses, bis Alles verschwunden war. Einst mit ihrem Besitzthum weit durch Schwaben und Rhätien verbreitet, verarm-

ten und geriethen sie in so tiefe Schulden, daß endlich der Rest ihres ganzen Vermögens (im J. 1494) im Städtlein Sargans öffentlich den Meistbietenden versteigert werden mußte.

Das Städtchen, mit seinen freundlichen Wohnungen und bäurisch eingezäunten Gärten, schmiegt sich an den Marmorfuß seines Schellberges und wird von der Handelsstraße belebt, die hindurch über die rhätischen Alpen nach Italien führt. Auf der Felsenhöhe darüber prangt noch malerisch, mit seinen Mauern und Zinnen, das alterthümliche Schloß der ehemaligen Grafen. Nachdem diese es in ihren Geldnöthen den Eidgenossen verkauft hatten, hauseten, statt jener, darin schweizerische Landvögte. Jezt ist es, um 12,000 Gulden, mit dazugehörenden Gütern Eigenthum eines Privatmannes geworden.

3.

Zwingli's Hütte bei Wildhaus.

Hier ruht sie still am Gebirg, zwischen ihren umzäunten Gärten, die dreihundertjährige Hütte von Holzstämmen *), ihr Dach mit Steinen beschwert, daß es die Stürme nicht entführen. Blumen droben vor den Paar Fenstern verrathen das Gemach der Tochter vom Hause; drunten die fünf zusammengereihten Fenster mit kleinen runden Scheiben, das Wohnzimmer der Familie, mit den Nebengemächern. Im Hintergrunde steigt ein Seitenarm des Säntisgebirgs, der wilde Schafberg, über 7000 Fuß hoch, zum Himmel. Am Berghang vor uns lagert sich das Dörflein Wildhaus, mit seinen beiden Kirchen für evangelisch-reformirte und katholische Christen.

---

*) Es mag vielleicht manchen Leser befremden, daß eine hölzerne Hütte ein Alter von 300 und mehr Jahren erreichen könne. Aber in der Schweiz ist es keine große Seltenheit, solche Wohnungen aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert zu sehen. Man erkennt aus dem Aeußern und Innern der Bauart das Zeitalter ihrer Errichtung. Vom ersten Holz freilich mag wenig daran vorhanden seyn; aber wie ein Balken, eine Sparre, ein Brett verdorben ist, wird es frisch ergänzt. So erneuern und bewahren diese Hütten sich in der ursprünglichen Form und Art, wie der menschliche Leib, der die verdünstenden Stoffe immer wieder durch neue ersezt, nicht ganz der ursprüngliche bleibt, und doch der Gestalt und den Zügen nach der nämliche ist.

ten und geriethen sie in so tiefe Schulden, daß endlich der Rest ihres ganzen Vermögens (im J. 1494) im Städtlein [illegible] öffentlich den Meistbietenden versteigert werden mußte.

Das Städtchen, mit seinen freundlichen Wohnungen und [illegible] eingezäunten Gärten, schmiegt sich an den Marmorfuß seines [illegible] und wird von der Handelsstraße belebt, die hindurch über die rhätischen Alpen nach Italien führt. Auf der Felsenhöhe [illegible] prangt noch malerisch, mit seinen Mauern und Zinnen, [illegible] Schloß der ehemaligen Grafen. Nachdem diese [illegible] den Eidgenossen verkauft hatten, hause[illegible] [illegible] Landvögte. Jetzt ist es, [illegible] [illegible] enden Gütern Eigenthum eines [illegible]

[illegible]

[illegible] Wildhaus.

[illegible] umzäunten [illegible] ten, die [illegible] von [illegible]stammen *), ihr Dach mit Steinen [illegible] entführen. Blumen droben vor den [illegible] Fenstern [illegible] das Gemach der [illegible] vom Hause; drunten die fünf zusammengereihten Fenster mit [illegible] runden Scheiben, das Wohnzimmer der Familie, mit den [illegible]gemächern. Im Hintergrunde steigt ein Seitenarm des [illegible], der [illegible] Schafberg, über 7000 Fuß hoch, zum Him[illegible] [illegible] vor uns lagert sich das Dörflein Wildhaus, [illegible] Kirchen für evangelisch-reformirte und katho[illegible] [illegible].

---

*) [illegible] mag vielleicht manchen Leser befremden, daß eine hölzerne [illegible] von [illegible] 300 und [illegible] Jahren erreichen könne. [illegible] große [illegible], solche Wohnungen aus dem [illegible] zu sehen. Man erkennt aus [illegible] das Zeitalter ihrer Errichtung [illegible] wenig daran vorhanden sein; aber wie [illegible] verdorben ist, wird es frisch ergänzt [illegible] Hütten sich in der ursprünglichen [illegible], der die verdünstenden Stoffe [illegible] ganz der ursprüngliche bleibt, [illegible] noch der nämliche ist.

THE HUT OF ZWINGLI, NEAR WILDHAUS. ZWINGLI'S HÜTTE BEI WILDHAUS. LA MAISON DE ZWINGLI PRÈS DE WILDHAUS.

Dieß also die bescheidene Hütte, in welcher Huldreich Zwingli, der kirchliche Reformator der Schweiz, geboren ward (1. Jänner 1484), dessen Namen immerdar, neben Luthers Namen, in den Jahrbüchern der Menschheit bleiben wird. Dieß also die Umgebungen, unter welchen in reiner Gebirgsluft, beinahe vierthalbtausend Fuß über dem Meeresspiegel, der Mann die Spiele und Träume seiner Kindheit genoß, der nachmals die Weltmonarchie des römischen Stuhls gewaltiger erschütterte, als es vor ihm Kaiser und Könige vermocht hatten.

Beim Anblick dieser Hütte und ihres vom Alter schwarzen Gebälkes drängen sich der Seele des Vorüberwandernden unwiderstehlich, mit den großen Erinnerungen, ernstere Betrachtungen auf. Der gewöhnlichste Gedanke pflegt zu seyn: Wer hätte dem unbeachteten Knaben, dem Sohne eines Dorfammannes, sein großartiges Schicksal weissagen mögen, als er im zehnten Jahre das kleine Vaterhaus verließ, um in Basel die Schule zu besuchen? — Eine Frage, die auch bei allen berühmten und unberühmten Menschen wiederholt werden könnte. Eben so wenig ist es eines Erstaunens werth, daß Männer, welche wahrhaft groß und dauerhaft durch Jahrtausende auf das Loos der Menschheit einwirkten, selten oder nie Hochgeborne oder aus der Reihe der sogenannten Erdengötter waren, sondern von niedriger Herkunft. Denn der Erdengötter und Gewaltigen sind wenige; die größere Menschenmasse der Nationen besteht aus Leuten gemeinen Stammes und Vermögens. So sind nothwendig darunter auch der ausgezeichnetern Geister mehr vorhanden, als unter Wenigen. Aber was diese Ausgezeichneten immerhin Herrliches leisteten, sie verrichteten es nicht einmahl aus eigener Kraft. Sie waren nur Werkzeuge in der unsichtbaren Hand einer höhern Gewalt; waren geweckt durch Erfahrung und Schicksal; hingelenkt zum Ziel durch Lebensumstände, die sie kaum erkannten, und die unabhängig von ihnen erschienen; waren begünstigt in ihrem Werk von der Stimmung des Jahrhunderts, vom Zusammenschlagen aller Verhängnisse und Verhältnisse des Zeitalters. Zweifle doch Niemand, es leben Tausende und aber Tausende in dunkler Vergessenheit unter uns, mit reichern Schätzen des Geistes ausgestattet, als Cäsar und Napoleon, als Mahomed und Manek, als Praxiteles und Rafael von Urbino, als Luther und Zwingli. Sie haben zu allen Zeiten gelebt. Aber Gott entzog ihnen das Jahrhundert und die Gelegenheit.

Hinwieder haben andere Männer durch einen einzelnen Gedanken ungeheure Weltveränderungen hervorgebracht, von denen

sie selbst nichts geträumt hatten. Colombo wollte nur einen neuen Handelsweg nach Ostindien suchen, den nachher Vasco de Gama fand; er entdeckte statt dessen einen unbekannten Welttheil und verwandelte damit der europäischen Nationen Sitte, Lebensweise, Gesezgebung, Handel und politische Verhältnisse und Intressen. — Guttenberg hatte in Mainz den Einfall, seines Nutzens willen, das einträgliche Gewerbe des Bücherabschreibens durch Abdrucken der Buchstaben zu erleichtern und zu vereinfachen; und er beflügelte den Gang der allgemeinen Civilisation, machte die Weisheit des Alterthums nach Jahrtausenden zum Gemeingut der Völker, und lösete die Fesseln der Nationen, welche die Barbarei geschmiedet hatte. — Der Zufall zeigte einem Mönch, welcher Gold oder den Stein der Weisen suchte, die Kraft des entzündeten Salpeters, mit Kohlen- und Schwefelstaub verbunden; seine Entdeckung machte allem Vorrang und Heldenthum des Ritterwesens ein Ende und schuf eine neue Kriegskunst. — Dem Sterblichen gehört seine That, dem göttlichen Verhängniß ihre Wirkung.

Die größten Revolutionen auf Erden, deren Schwingungen und Nachklänge von allen Weltaltern empfunden werden, sind nicht von irdischen Thronen, nicht vom Siegesschwert der Feldherrn, nicht aus Schatzkammern der Großen hervorgegangen. Was ist von den Heldenzügen eines Alexander, Cäsar, Attila, Karls des Großen oder Napoleons übrig geblieben, als ihr leeres Andenken? — Die meisten Schlachtfelder, die Namen der meisten Könige sind vergessen. Aber die großen Ideen eines Moses, Plato, Socrates, die Worte Christi und seiner Jünger, und Luthers und Zwinglis, die Gedanken eines Aristoteles, Newton u. s. w. leben und wirken noch immer fort. Auf dem Erdball ist die Menschheit ein Geisterreich; ihr Wesen und Schaffen geistig; alles Irdische und Materielle nur ihr todtes Werkzeug. Tonnen Goldes, Thronen, Heere, Flotten, Altäre sind nur Mittel, vergänglich und ohne eignen Werth, wie der irdische Menschenleib nur des Geistes angebornes Mittel ist. Länderfürsten empfangen auf einem geringen Erdfleck für einen Augenblick Vergötterung des Staubes. Geisterfürsten geben der Geisterwelt, welche den Stern des Erdballs bewohnt, Vergöttlichung; sie gebieten in ihr ewig.

Doch ich bemerke fast zu spät, daß ich in den Fehler der geschwätzigen Ciceronen verfalle, die, wenn sie den Beschauer zu Sehenswürdigkeiten führen, seine Freude mit langweiligem Wortkram verderben. Also zurück zur Hütte und zu Zwingli!

Der kirchliche Winkelried, welcher der Glaubensfreiheit die Gasse bahnte, begann sein kühnes Unternehmen im Jahr 1516 auf der Kanzel von Glarus; setzte es im Wallfahrtsort Einsiedeln bis zum Jahre 1519 fort, und vollendete es im großen Münster von Zürich. Luthers Eifer war erst durch Tetzels schamlose Ablaßkrämerschaft gereizt worden; Zwingli lebte schon einige Jahre in voller Thätigkeit, ehe der Franziskaner Samson in die Schweiz trat, um für den römischen Hof mit Ablaßzetteln Geld einzuwechseln.

Große Geister stehen über ihrem Jahrhundert; kein Wunder, wenn dieses sie nicht begreift, sie lästert und ihnen den Dornenkranz aufs blutende Haupt drückt, welchen erst die Nachwelt zum Siegeskranz macht. Sie bedürfen für Leben und Kampf höhern Muth, als den gemeinen, soldatischen im Schlachtfeld. Ein solcher Geist, mit solchem Muth, war Zwingli's Geist, der sich mit den Meisterwerken des klassischen Alterthums genährt hatte. Selbst Luther begriff einen Mann, wie Zwingli, nicht, der auch in Lehren, Thaten und Tugenden der großen Griechen und Römer Offenbarungen Gottes erkannte, und sagte: „Beide Kato's, Cammillus und Scipio wären nicht hocherhabne Menschen gewesen, hätten sie nicht Religiosität gehabt. Die Religion wurde nicht inner Palästina's Gränzen allein bewahrt; denn nicht Palästina hat jener himmlische Schöpfergeist allein geschaffen, allein geliebt, sondern das Weltall!“

In diesem erhabnen Sinne schrieb er jene schöne Stelle seines Schwanengesanges nieder, worin er sagte: „Dort (in der Ewigkeit) wirst du sehen, in einerlei Gesellschaft, alle Heiligen, Frommen, Weisen und Gerechten; den Erlöser und die Erlöseten; Adam, Habel, Henoch, Noah; Abraham, Isaak, Jakob, Juda, Mosen, Josua, Gedeon, Samuel, Elias, Elisäus, Esaias, die jungfräuliche Gottesmutter; David, Ezechias, Josias, den Täufer, Petrus, Paulus, Herkules, Theseus, Socrates, Aristides, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen, Scipionen, und deine Vorfahren alle, die im Glauben sind verstorben!“ — Luther gerieth beim Lesen dieser Stellen vor Zorn fast außer sich. — „Was,“ rief der wittenbergische Reformator: „was bedarf man weiter noch der Taufe, der Sacramente, Christi, des Evangelii, der Propheten oder der heiligen Schrift, wenn solche gottlose Heiden, wie Socrates und Aristides, ja der greuliche Numa, der zu Rom alle Abgötterei gestiftet durchs Teufels Offenbarung, und Scipio, der Epicuräer, selig und heilig sind mit den Patriarchen, Propheten und Aposteln im Himmel, so sie doch nichts von Gott, Schrift,

Evangelium, Christo, Taufe, Sacrament oder christlichem Glauben gewußt haben? Was kann ein solcher Schreiber, Lehrer und Prediger anders vom christlichen Glauben halten, denn daß er sey allerlei Glauben gleich, und könne ein jeglicher in seinem Glauben selig werden, auch ein Abgöttischer und Epicuräer, wie Numa und Scipio?" *)

Zwingli war, bei aller Frömmigkeit seines Gemüths, ein liebenswürdiger Mann, wohlwollend, heiter und reich an witzigen Einfällen. Er war Dichter, zugleich Musiker und Componist vierstimmiger Lieder. Er spielte besonders die Laute vorzüglich gut. Seine Gegner nannten ihn daher spottend den evangelischen Lautenschläger und Pfeifer. Dem Generalvicar Faber in Constanz antwortete er: "Auf der Laute und Geige, auch andern Instrumenten, lernte ich etwas, das kömmt mir izt mächtig wohl, die Kinder zu schweigen." Bekanntlich war er verheurathet, Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern. Das heut noch in Zürich blühende Geschlecht der Zwingli's stammt indessen nicht von ihm, sondern von einem seiner Brüdet in Wildhaus ab.

Mit seiner Gemahlin, Anna Reinhard, machte er in Zürich Bekanntschaft. Sie stammte aus altadlicher Familie, wohnte in der Nähe von Zwingli's Pfarrwohnung, und war schon Wittwe; aber auch noch im drei und dreißigsten Jahr eine schöne Frau. **) Wo irgend er in der Stadt predigte, war sie gewiß seine Zuhörerin, und saß sie, wie ihr neuester Biograph versichert, gewöhnlich in der ersten Reihe seiner Zuhörerinnen. Ungeachtet beide einander ihre Zuneigung gestanden, entschloß er sich doch erst vier oder fünf Jahre später zur Ehe. Priesterehe war damals noch ein Wagstück, obgleich ihm andre schon mit Beispiel vorangegangen waren. — Sein Haus stand allen Fremden gastfreundlich offen, deren nicht wenige nach Zürich kamen, den außerordentlichen Mann persönlich kennen zu lernen. So wenig ihn die Lästerungen, selbst Nachstellungen seiner fanatischen Feinde schreckten (man warf ihm Fenster ein, schoß auf ihn, verläumdete ihn in einer Menge von Flugschriften als den leibhaften Antichrist), eben so wenig erregte die öffentliche Bewunderung und der Ruhm, dessen er in Hütten und Pallästen genoß, in seinem bescheidnen Selbstgefühl einigen Stolz

*) Luthers letztes Bekenntniß von des Herrn Nachtmahl.

**) Der Oberkanzler Nicl. Arator in Schlesien, der im J. 1526 den "Herr Ulrich Zwingli mit seiner theuergeliebten Hausfrau" in Zürich besuchte, nennt sie in der Beschreibung seiner Reise "ein eigentlich Engelsweib."

Man hat noch Briefe von ihm, an seine Brüder in der väterlichen Hütte bei Wildhaus gerichtet. Diese Brüder trieben Landbau oder gingen zum Theil in ausländischen Kriegsdienst. Er sprach zu ihnen, als Bruder, als Gottgeweihter, als Republikaner. „Nie ist's der Fall,“ sagt er zu ihnen, „daß ich nicht wüßte, wie es um Euch stehe; so fleißig ist mein Fragen nach Euch. Ich aber muß die Arbeit, zu der mich Gott berufen hat, vollführen, gehe mir's dann, wie Gott will; alles Besorgliche hab ich vorher bedacht. Ich bleib ewig euer Bruder, wenn Ihr Christi Brüder bleibt. — So oft ich vernehme, Ihr lebet von Eurer Hände Arbeit, wie Ihr hergekommen seid, so bin ich froh zu wissen, daß Ihr den Adel, von dem ihr geboren seid, von Adam, wohl unterhaltet; und Eurer, die Ihr daheim die Wirthschaft treibt, verseh ich mich aller Ehren und Gutes. — So oft ich aber vernehme, daß Eurer etliche um Geldes Willen in Krieg gehn, so traure ich sehr, daß sie aus dem frommen Geschlechte der Bauren und Arbeiter verarten. Auch weiß ich wohl, was ich mich ihrer zu versehn habe, nämlich Jammer und Verdammniß ihrer Seele.“

IX.

Kanton Appenzell.

1.

Der Flecken Appenzell.

Das kleine Land, welches den Namen von einem seiner Hauptörter entlehnt hat, während der Hauptort selber (der dieß erst seit 1402 ist) den seinigen von eines Abten Zelle, oder Klause, empfing, die hier, unbekannt in welcher Zeit, stand, (die Gegend hieß urkundlich nur Neu Gereute) — dieß kleine Land, sag' ich, hat so viel Eigenthümlichkeiten oder Seltsamheiten; liegt mit seinen niedlichen, freundlichen Hütten und Dörfern so lieblich zwischen den Gebirgen, daß es, mögt' ich fast behaupten, ein wahrer Liebling aller in- und ausländischen Reisenden geworden ist.

Von seinen niedrigsten Gegenden, die doch aber beinahe dritthalbtausend Fuß hoch gelegen sind, steigt es, gegen Südosten, zur Bergkette des Kamor und Säntis, zu einer Höhe von beinahe achttausend Fuß empor. Bekanntlich hat das Ländlein nur die Größe von kaum mehr, als sieben Geviertmeilen; bildet aber einen Kanton der Eidgenossenschaft; ungeachtet es aus zwei unter sich unabhängigen Republiken besteht (Appenzell außer- und inner-Rhoden), die in Religion, Sitte, Gesez, Lebensart und Volksbildung ganz verschieden von einander sind. Das Staatsgebiet der außern Rhoden (oder Bezirke) umklammert mehr als zur Hälfte, den Landtheil der innern Rhoden. Beide Republiken aber sind wieder ihrerseits vom Kanton St. Gallen so vollkommen umschlossen, daß der Kanton Appenzell eigentlich im Kanton St. Gallen eingeschachtelt liegt. Dieß hindert aber nichts am besten Einverständniß zwischen Allen.

[illegible]

Kanton Appenzell.

[illegible]

[illegible] einem seiner [illegible] über (der dieß [illegible] oder Klause, [illegible] (die Gegend [illegible] kleine Land, sag' ich, hat [illegible] Merkwürdigkeiten; liegt mit seinen [illegible] Dörfern so lieblich zwischen den [illegible] behaupten, ein wahrer Liebling aller in= und ausländischen Reisenden geworden ist.

Von seinen niedrigsten Gegenden, die doch aber beinahe dritthalbtausend Fuß hoch gelegen sind, steigt es, gegen Südosten, zur Bergkette des Kamor und Säntis, zu einer Höhe von beinahe achttausend Fuß empor. Bekanntlich hat das Ländlein nur die Größe von kaum mehr, als sieben Geviertmeilen; bildet aber einen Kanton der Eidgenossenschaft; ungeachtet es aus zwei unter sich unabhängigen Republiken besteht (Appenzell außer= und inner=Rhoden), die in Religion, Sitte, Gesetz, Lebensart und Volksbildung ganz verschieden von einander sind. Das Staatsgebiet der äußern Rhoden (oder Bezirke) umklammert mehr als zur Hälfte, den Landstrich der innern Rhoden. Beide Republiken aber [illegible] vom Kanton St. Gallen so vollkommen [illegible], daß der Kanton Appenzell eigentlich im Kanton St. Gallen [illegible] liegt. Dieß hindert aber nichts am besten [illegible]

drawn & eng. by H. Winkles.

APPENZELL.

Wir wissen aus Erdbeschreibungen, daß die Insel **Malta**, mit ihren 90 oder 100,000 Einwohnern auf acht Geviertmeilen, das bevölkertste Ländchen unsers Welttheils sey; Appenzell aber in dieser Landestugend oder Untugend dem mittelmeerischen Eilande am nächsten stehe. Im strengen Sinne genommen, gilt jedoch diese Merkwürdigkeit eigentlich nur von Appenzell außer Rhoden. Hier befinden sich auf dem engen Raum von vier Geviertmeilen ohngefähr 40,000 Einwohner (nach der neuesten Zählung 39,857). Wollte man den Boden unter dessen Volk nach der Seelenzahl vertheilen, so würde jede einheimische Person etwa 1⅞ Juchart (zu 40,000 □ ') zum Eigenthum erhalten, nicht groß genug, eine Kuh das Jahr hindurch zu füttern. Zieht man aber, wie billig, noch alle unwirthbare Felsen und das Flußbett von mehr den dreißig Waldströmen und Bächen ab vom anbaufähigen Grunde: so schrumpft der bewohnbare Raum noch enger zusammen, und die Bevölkerung Malta's und Außerrhodens würde kaum noch bedeutenden Unterschied zeigen. Das ganze Land ist daher auch mit Häusern überstreut, an Berghängen, auf Höhen, in schmalen Thalschluchten, wie kein andrer Fleck Bodens in der ganzen Schweiz. Die Leutchen machen sich selbst darüber lustig, versteht sich, nicht ohne einigen Vaterlandsstolz. „Als der Teufel einst,“ sagen sie: „mit einem Sack voller Städte und Dörfer über die Gegend flog, riß er an einer Felsspitze des Säntis in sein Bündel ein Loch und es fielen ihm von den Häusern zu Tausenden heraus.“ (Nach einer Zählung vom Jahr 1834 hatte Außerrhoden 6097 Wohnhäuser.) Die Bevölkerung beider Appenzelle beträgt im Ganzen 50,700 Seelen.

So lange unser Welttheil noch weitläuftige Länderstrecken enthält, die zehn und zwanzigmahl mehr Nahrungsmittel erzeugen, als ihre Bewohner zur Selbsterhaltung bedürfen, sollte man sich wegen Uebervölkerung einzelner Gegenden keinen Kummer machen. Der Ueberschuß von Produkten des Ackerbaus eines Landes gleicht durch Tausch und Handel die Bedürfnisse des andern aus. In Jahren allgemeinen Mißwachses lieferten Afrika und die Küsten des schwarzen Meeres den Schweizern das Getraide. Malta und Appenzell sind so wenig übervölkert, als Paris und London, wo doch gegen ein bis zwei Millionen Menschen auf dem Raum von einer oder zwei Geviertmeilen beisammenleben.

Seit hundert Jahren betrug in den außern Rhoden Appenzells der jährliche Ueberschuß der Gebornen im Durchschnit ohnge

fähr 53 Personen. Die Volksmenge ist also noch im Zunehmen. Und doch blüht hier mehr Wohlstand, als in den innern Rhoden, wo, mit Ausnahme einiger reichen Familien, im Allgemeinen, neben geringerer Volkszahl des Landes, viel Dürftigkeit herrscht, und die Ländereien mit Schulden belastet sind. Armuth eines Volks oder einer Gemeinde entspringt, beim gegenwärtigen Verhältniß der europäischen Menschenmenge zum kulturfähigen Boden des Welttheils, offenbar nicht aus der übergroßen Familienzahl eines Volks oder einer Gemeinde, sondern aus den Mängeln der Gesetzgebung und der öffentlichen Einrichtungen. Wo diese den Geist der Nation im Sumpf der Unwissenheit erstickt lassen; wo sie den Erwerbsfleiß beschränken oder durch Auflagen ohne Maas zurückschrecken; wo sie die Rechte der Mehrheit durch Vorrechte der Minderheit verkümmern: werden die fruchtbarsten Gefilde von einer dünnen und dürftigen Bevölkerung besezt seyn. Wo aber, neben bürgerlicher Freiheit, Aufklärung und Volksbildung am größten sind, schreitet öffentlicher Wohlstand auch am schnellsten vorwärts und mit dem Wohlstande die Bevölkerung.

Es ist eine merkwürdige Verblendung oder Unerfahrenheit der Gesezgebungen, wenn sie, um die Verarmung im Lande zu vermindern, statt die offenen unläugbaren Quellen derselben zu vernichten, die naturwidrigsten Mittel ergreifen. In Innerrhoden muß z. B., wer heurathen will, die Bewilligung dazu vom Landammann haben! Ja, im Jahr 1817 sollte sogar allen Gebrechlichen und solchen Leuten, von denen nicht zu glauben war, daß sie Weib und Kind ernähren könnten, das Heurathen gänzlich verboten werden. Des Volkes gesunder Menschenverstand aber widersezte sich dem naturwidrigen Vorschlage.

Vorzeiten war das Appenzellerland, nachdem es sich von der Herrschaft der St. Galler Aebte losgerissen hatte, ein einziger Staat gewesen. Erst die Zeiten der Kirchenreformation zerrissen es in ein doppeltes Gemeinwesen. In den innern Rhoden hatten die Katholiken Oberhand; die evangelischen in den äußern. Jene gestatteten den Reformirten keinen Gottesdienst mehr bei sich; zwangen sie zum Verkauf ihrer Güter und zum Auswandern nach den äußern Rhoden; in diesen brauchte man Gegenrecht. So erfolgte endlich vollständige Theilung des Landes (im Jahr 1597), wie sie noch jetzt besteht. Nichts beweist die gegenseitige Erbitterung der katholischen und evangelischen Appenzeller damaliger Tage so lebhaft, als folgender Zug. Ein Mann der Gemeinde Urnäsch hatte einst, aus den italienischen Feldzügen, das Gemälde vom

TROGEN.

heiligen Antonius in sein [illegible]. Er war in der Kirche aufgestellt, bis zur Zeit [illegible] schafft wurden. Der heilige [illegible] lassen, in eine Polterkammer zu wandern. [illegible] Appenzell, sich seiner erbarmend, [illegible] holzreiche Sommeralp „Imstub“, [illegible]. Umsonst. Vielleicht modert itzt noch das Bild in einem Winkel, während sich Appenzell des Eigenthums [illegible] mag.

Die Bitterkeit des Glaubenshasses ist freilich verschwunden; aber die Wirkungen desselben dauern noch im Gegensatz von beiden Gemeinwesen Leben fort. Einst war der Flecken Appenzell Hauptort des gesammten Landes; hier blühte damals durch Garnhandel und Leinwebereien größerer Wohlstand; hier strömten die Landleute zu Märkten und Festen, zu Rathstagen und Landsgemeinden zusammen. Dem ist nicht mehr so. Ueber ein Paar Kapuzinerklöster und über die alten finstern Häuser des Ortes erhebt sich nur die fromme Pracht der seit einem Jahrzehend neu und massiv erbauten Pfarrkirche. Dagegen haben die beiden Hauptorte der reformirten, aussern Rhoden, Trogen und Herisau, mit ihren Werkstätten und Fabriken, und schönen Häuserreihen, städtische Gestalt und städtisches Leben.

Wie überhaupt in der Schweiz, ist auch im Appenzellerländchen der Abstand der [illegible] und katholischen Gegenden auffallend. In [illegible] des Wohlstandes, der [illegible]. Die [illegible], saubern Wohnungen der [illegible] fast durchsichtig von ihren vielen, hellen Fenstern, [illegible] ersten Anblick ein Gefühl vom darin geführten [illegible]. Zwischen sorgfältig gepflegten Wiesen, Aeckern, [illegible], sich immer mehr erweiternden, zierlichen Dörfern, [illegible] und Anlagen laufen wohlunterhaltene Landstraßen hin, belebt von Fuhrleuten, Landarbeitern, Feilträgern und Reisenden jeder Gattung. In den Ortschaften selbst regt sich, neben Feldbau und Viehzucht, das Treiben von Künstlern, Handwerkern, Webern, Kaufleuten und Fabrikanten. Schulen und Bildungsanstalten werden von Jahr zu Jahr verbessert und vermehrt. Es werden Bibliotheken und Lesezirkel gehalten; wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften für des Ländchens Wohlfahrt besucht. Straßenbettler erblickt man fast nirgends; und wenn schon es nicht ganz an Armen fehlt, wird für die zur Arbeit Unfähigen durch reichliche Steuern oder in besondern Stiftungen gesorgt.

heiligen Antonius in sein Dorf mitgebracht. Es war in der Kirche aufgestellt, bis zur Zeit der Reformation alle Heiligenbilder fortgeschafft wurden. Der heilige Antonius mußte sich ebenfalls gefallen lassen, in eine Polterkammer zu wandern. Die katholische Gemeinde Appenzell, sich seiner erbarmend, unterhandelte; bot für das Bild die holzreiche Sommeralp „Imfluh", 4 bis 5000 Gulden an Werth. Umsonst. Vielleicht modert izt noch das Bild in einem Winkel, während sich Appenzell des Eigenthums seiner fruchtbaren Alp freuen mag.

Die Bitterkeit des Glaubenshasses ist freilich verschwunden; aber die Wirkungen desselben dauern noch im Gegensatz von beider Gemeinwesen Leben fort. Einst war der Flecken Appenzell Hauptort des gesammten Landes; hier blühte damals durch Garnhandel und Leinwebereien größerer Wohlstand; hier strömten die Landleute zu Märkten und Festen, zu Rathstagen und Landsgemeinden zusammen. Dem ist nicht mehr so. Ueber ein Paar Kapuzinerklöster und über die alten finstern Häuser des Ortes erhebt sich nur die fromme Pracht der seit einem Jahrzehend neu und massiv erbauten Pfarrkirche. Dagegen haben die beiden Hauptorte der reformirten, aussern Rhoden, Trogen und Herisau, mit ihren Werkstätten und Fabriken, und schönen Häuserreihen, städtische Gestalt und städtisches Leben.

Wie überhaupt in der Schweiz, ist auch im Appenzellerländchen der Abstand der reformirten und katholischen Gegenden auffallend. In Außerrhoden trägt Alles das Gepräge des Wohlstandes, der Ordnung und Reinlichkeit. Die freundlichen, saubern Wohnungen der Reichern wie der Aermern sind fast durchsichtig von ihren vielen, hellen Fenstern, und gewähren beim ersten Anblick ein Gefühl vom darin geführten behaglichen Leben. Zwischen sorgfältig gepflegten Wiesen, Aeckern, Baumgärten, sich immer mehr erweiternden, zierlichen Dörfern, Landhäusern und Anlagen laufen wohlunterhaltene Landstraßen hin, belebt von Fuhrleuten, Landarbeitern, Feilträgern und Reisenden jeder Gattung. In den Ortschaften selbst regt sich, neben Feldbau und Viehzucht, das Treiben von Künstlern, Handwerkern, Webern, Kaufleuten und Fabrikanten. Schulen und Bildungsanstalten werden von Jahr zu Jahr verbessert und vermehrt. Es werden Bibliotheken und Lesezirkel gehalten; wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften für des Ländchens Wohlfahrt besucht. Straßenbettler erblickt man fast nirgends; und wenn schon es nicht ganz an Armen fehlt, wird für die zur Arbeit Unfähigen durch reichliche Steuern oder in besondern Stiftungen gesorgt.

Andere Umgebungen treten uns im katholischen Innerrhoden entgegen. Der Glanz äußerer Ordnung und Sauberkeit verliert sich. Das Volk, wohl reich an heiterm Mutterwiz, ist bildungslos und unwissend; ohne Sinn für bessere Schuleinrichtungen und gemeinnützige Anstalten; der Leitung seiner altfrommen Geistlichkeit hingegeben, die, meistens selber ohne wissenschaftliche Bildung, keine Kenntnisse verbreiten kann, und dagegen Kirchendienst, Prozessionen und Kreuzfahrten über alles Andre erhebt. Man sieht es den unzierlichen Dörfern, den ärmlichen Hütten mit ihren finstern, unreinlichen Gemächern an, wie im Allgemeinen die Einwohner dürftig bemittelt sind. Nur in wenigen Familien ist Reichthum; und ihnen gilt nur das Intresse der Familie, welches alles Andre überwiegt. Die Mehrern des Volks aber leben nach der Weise, wie vor Jahrhunderten ihre Väter und in deren Glauben und Aberglauben. Ihr geringes Hausgeräth verfertigen sie zum Theil selbst; ihr Feld, ihre Heerde giebt ihnen die nöthige Speise. In manchen Haushaltungen wird für Außerrhoden, dem viel des verschuldeten Bodens zinsbar ist, vom weiblichen Geschlecht Stikkerei getrieben oder gesponnen. Man beneidet aber die Wohlhabenheit der reformirten Nachbarn nicht, weil man die tägliche Anstrengung scheut, mit der sie erworben werden muß. Hirtenleben neigt sich gern zum Müssiggehn. Straßenbetttelei ist ungehemmte Plage der Einheimischen und der reisenden Fremden. Man zählt auf 10 bis 11,000 Einwohner gegen 400 Bettler von Profession; die Zahl der sogenannten schamhaften Armen, welchen aus Stiftungen und Armengütern Unterstützung gereicht werden muß, ist unbekannt; wohl wenigstens eben so groß.

Man mag das Hirtenleben der bildungslosen Aelpler, ihre hohe Genügsamkeit, ihre Sitteneinfalt, ihre patriarchalische, kunstlose Staatseinrichtung recht anziehend, sogar recht poetisch finden. Schwerlich aber werden die begeisterten Lobredner dieser Zustände das Glück derselben gegen den Genuß eintauschen wollen, welchen ihnen das Leben im geregelten, gesittungsreichern Staat darbietet. Nichts romantischer, als Ruinen, baufällige Hütten, hölzerne Stege über Abgründen u. s. w. in Schilderungen und Gemälden! Doch in der Wirklichkeit zieht man den zerfallenen Gemäuern ein bequemes, zweckmäßig eingerichtetes Haus vor, wie prosaisch es auch in Abbildungen dastehen mag.

Es ist indessen damit nicht gesagt, daß solch ein dürftiges, noch auf tiefern Stufen der Gesittung stehendes Völkchen nicht froh, nicht glücklich in seiner Art seyn könne. Es entbehrt ohne Schmerz

das Bessere von dem es keinen Begriff hat, und freut sich der Befriedigung seiner niedrigern Bedürfnisse nicht wengier, als ein civilisirteres Volk, der Befriedigung seiner höhern. Die Appenzeller sind durch ihre heitre Laune und ihre drolligen Einfälle in der ganzen Schweiz bekannt; und vor allen die „Innerrhödler." Man wiederholt sich gern ihre witzigen, spitzigen Erwiederungen bei verschiedenen Gelegenheiten, und es wird nicht ganz außer Ort seyn, wenn ich hier zur Unterhaltung einige mittheile.

„Fort mit dir, und komm' mir nicht wieder vor's Haus!" rief einst ein reicher Herr dem Bettler durchs Fenster zu, der eben angeläutet hatte. „Nichts für ungut" versetzte der Bettler: „ich wollte grade bei Euch Abschied nehmen."

Bei einer Inspektion der Milizen bemerkte der eidsgenössische Oberst, daß die Kragen der Uniform ungleich zu seyn schienen. „Das kömmt nur daher", sagte Einer, „weil nicht alle Soldaten ordonanzmäßige Hälse haben."

Ein Landammann, der von einer erhaltenen Sendung Stockfische dem Gemeindsvorsteher zum Kauf angeboten hatte, und zur Antwort erhielt: „Stockfische lieb ich überall nicht!" erwiederte diesem: „das find ich nicht gut, wenn Brüder einander nicht lieb haben." — „Doch besser," versetzte der Ortsbeamte: „als wenn sie einander fressen."

Freilich der Landamman ist die höchste Magistratsperson im Staat; aber im Privatleben allen Bürgern des Landes gleich. Er muß sich daher wohl gefallen lassen, wenn er vom geringsten Bauer dieselbe Behandlung empfängt, die er diesem wiederfahren läßt. In der Demokratie wird das Amtsvorrecht nicht, wie in monarchischen oder aristokratischen Staaten zu einer Art persönlichen Rangs und Vorrechts verwandelt; hinwieder dennoch der obrigkeitlichen Würde, und trüge sie auch der gemeinste Bürger, Ehrfurcht gezollt. Als die Gesandten Alexanders des Großen zu dem noch größeren Phocion kamen, fanden sie ihn mit Wassertragen, seine Gemahlin mit Backen beschäftigt. Solche Ueberraschungen sind in den schweizerischen Demokratien gar nichts Seltenes, wenn auch die Phocionen fehlen.

Der Landamman Gebhard Zürcher von Außerrhoden, war Landbauer und Zimmermann. Wenn er Morgens in amtlichen Sitzungen des Rathes oder in Kommissionen die Verhandlungen mit Einsicht geleitet hatte, sah man ihn Nachmittags hinter dem Pflug oder mit der Axt in seiner Werkstätte. So fand ihn einst ein Patrizier aus einer der schweizerischen Hauptstädte, der sich

wegen erheblichen Angelegenheiten an die Regierung von Appenzell wenden mußte. Der Landammann führte ihn in sein Wohnzimmer, um ihn anzuhören. Der Patrizier, vor dem Mann im Schurzfell wenig Achtung fühlend, setzte den Hut wieder auf, und mit der Reitgerte in der Hand spielend, trug er ihm sein Geschäft vor. Als er vollendet zu haben glaubte, und in einer vornehmen, fast herablassenden Stellung das Urtheil des Landammanns erwartete, fragte dieser: „Mit wem wollt ihr denn eigentlich reden? Mit dem Bauer Gebhard Zürcher, oder mit dem Landammann von Appenzell?“ — „Natürlich mit dem Landammann!“ antwortete der Patrizier. „So nehmt den Filz ab,“ sagte der Landammann mit edlem Ernst: „vergeßt keinen Augenblick vor wem ihr steht; und traget mir Eure Sache vor, von der der Landammann nichts gehört hat, weil Ihr sie nur Eures Gleichen, dem Bauer, erzählt habt.“ — Der betroffene Patrizier gehorchte mit Ehrerbietung und stammelte erröthend seine Entschuldigungen.

Eben dieser Landammann Zürcher saß an einem schönen Sommerabend mit Freunden vor dem Hause, als sich ihm zwei Weiber nahten, die mit einander in vollem Zank begriffen waren. Jede der Wüthenden brachte ihre Klage an, reichlich mit schändlichen Vorwürfen gegen die andere gespickt. Der Landammann, welcher sie beide genugsam kannte, hörte ihr Toben eine gute Weile gelassen an. Endlich gebot er Stillschweigen, und sagte ganz trocken: „Hier ist nicht schwer zu entscheiden; gebt Euch zufrieden und geht ruhig heim, denn ihr habt beide gegen einander völlig recht!“ — Die Anwesenden brachen in lautes Gelächter aus, und die Zänkerinnen machten sich beschämt davon.

Ein Appenzeller, welcher drei Weiber gehabt hatte, wurde einst befragt, welche von ihnen die Beste gewesen sey? — Er antwortete: „Beiß in drei hübsche Holzäpfel, und sage mir, welcher von ihnen der Süßeste gewesen sey.“

„Wie lange tragt Ihr Euern Schnurrbart schon?“ fragte man einen alten Innerrhödler. „Länger als ihr denken könnet!“ versetzte dieser. „Ihr habt ihn doch wohl nicht mit auf die Welt gebracht?“ — „Ei nun, doch den Platz dazu.“

Viele in den Thälern von Appenzell ehemals üblichen, oft rohen Volksspiele haben sich nach und nach verloren; andere sind wegen ihrer Gefährlichkeit, und weil sie selten ohne Unglück abliefen, verboten worden; Andere hatten sie mit andern Gegenden der Schweiz gemein, wo sie noch itzt gelten. Gewöhnlich bestehen sie in Uebungen körperlicher Gewandtheit und Kraft. So das Eierlesen um

Ostern. Zwei Jünglinge, nur in Hemd und Hosen, aber mit flatternden Bändern geziert, beginnen im Angesicht der Zuschauer ihren Wettgang. Der Eine läuft eine halbe oder ganze Stunde weit zu einem bestimmten Ort, wo man ihm ein Glas Weins reicht, und eilt dann wieder von wannen er kam zurück. Der Andre hebt inzwischen 50 oder 101 Eier auf, die er in einen mit Spreu gefüllten Korb wirft, ohne daß eines zerbrechen darf. Aber die Eier sind auf einer Wiese in schnurgrader Linie gelegt, jedes vom andern eine Elle weit. Der Auffammler beginnt am äußersten Ende der Linie, und trägt Ei um Ei zum Korbe am andern Ende der langen Reihe. Sieger ist, wer seine Aufgabe am ersten vollendet hat.

Eben so ist das Stein-Werfen oder „Steinstoßen" eine Kraftübung besonderer Art. Wer den schwersten Stein am weitesten schleudert, empfängt unter dem Jubel der Zuschauer, den Ehren-Preis; einen buntgestickten ledernen Küher-Gürtel, oder eine Kappe von feinem Leder, oder eine Denkmünze, oder Geld im zierlichen Beutel. Der zu werfende Stein ist aber oft über einen halben oder ganzen Centner schwer und von runder, schwierig zu handhabender Gestalt. Wer ihn lüpft, muß ihn sich selber auf eine der Schultern legen, und dann erst schleudern. Im Jahr 1805 hob ein Mann von Urnäsch einen Stein von 184 Pfund auf, und warf ihn zehn Schuh weit.

An die Ringer-Spiele des Alterthums, bei Griechen und Römern, mahnt das schweizerische „Hosenlüpfen." In einem Kreise von Männern und Weibern, Jünglingen und Mädchen, stehn die kampffertigen Athleten. Sie nahen in gebückter Stellung. Jeder sucht die Theile, bei welchen er ergriffen werden kann, Schultern und Hosengurt, so weit er kann, vom Gegner zu entfernen. Endlich drängen sie, Kopf an Kopf, Wirbel an Wirbel gestämmt, zusammen, und haschen nach Gurt oder Schulter des Andern. Eins oder das andere ergriffen, beginnt ihr wirkliches Ringen. Wer von beiden zuerst zu Boden gestürzt wird, ist der Ueberwundene. Aber man sollte die gewaltigen Anstrengungen dieser Muskelstarken, ihre geschmeidigen Wendungen und Biegungen, ihre durch Gleichgewicht der Kräfte zuweilen erzwungene starre Ruhe sehen, die plötzlich wieder in ungestüme Angriffe übergeht; ihre äußersten Machtversuche und Listen sehen, die Fersen des Gegners vom Erdboden zu trennen, um sich eine lebendige Vorstellung vom Ringen des Hercules mit dem Riesen Antheus zu geben.

Ich übergehe eine Menge andrer üblicher Spiele, die von minder eigenthümlicher Art sind. Manche der in der Vorzeit gebräuchlichen, oft lebensgefährlichen, worin nur rohe Kräfte sich ohne Zweck erschlossen, wie im „Blockfest“, da man ungeheure Baumstämme in Prozession durch die Dörfer schleppte, sind im gleichen Verhältniß abgegangen, wie, mit größerer Gesittung, das Gefallen an geselligen Spielen des Witzes und heitrer Laune, oder an der Kunst des Gesanges, wuchs.

Unter den öffentlichen Volksbelustigungen, die auch itzt noch wie ehemals, und weit allgemeiner, denn ehemals, beliebt sind, gehört das Ziel- oder Scheibenschießen. Sonntags hört man fast in allen Dörfern, während der Sommerzeit, das Knallen der abgeschossenen Stutzer. Abwechselnd werden bald in dieser bald in jener Ortschaft „Freischießen“ gegeben, bei welchen den Besten der Schützen, die weit her aus den Umgegenden erscheinen, kostbare Siegespreise aufgestellt sind.

Ehemals waren diese Uebungen der Schützen auch in Deutschland gemeiner. Sie dienten zur Verbrüderung und Vergesellung der Völkerschaften. Beim großen Hauptschießen zu Stuttgard, im Jahr 1560, sah man auch die Schweizer zahlreich. Man zählte da anderthalbtausend Schützen mit 96 Gesellschaftsfahnen; und unter den Schützen erblickte man Fürsten und Bauern beisammen um den Preis zielen. Bekannter noch ist das große Freischießen von Straßburg im Jahr 1576, zu welchem die Züricher verhießen, so freudig und rasch zu eilen, daß ihr in Zürich gekochter Hirsbrei noch in Straßburg warm ankommen solle. Sie hielten Wort, indem sie zu Schiffe, mit ihrem Brei die Limmat, Aar und den Rhein hinabschwammen.

Die in Deutschland zum Theil halb, zum Theil ganz erloschene Sitte dauert in der Schweiz, und nicht in Appenzell allein, sondern in allen Kantonen ungeschwächt fort, ja in größerem Maasstabe, als vor Zeiten. Privatleute und Regierungen zollen ansehnliche Gaben zu den Festen, welche durch Stiftung der sogenannten eidsgenössischen Freischießen wirkliche Nationalfeste geworden sind. Das erste von diesem gab die Schützengesellschaft der Stadt Aarau. Sie lud dazu die Meisterschützen der gesammten Eidgenossenschaft ein. Es dauerte, unter Zudrang aus fast allen Kantonen, acht Tage lang, und eben so in nachfolgenden Jahren in andern Schweizerstädten. Beim eidsgenössischen Schießen in Zürich, im Jahr 1834, dem glänzendsten, welches bisher sowohl in Rücksicht der großartigen und geschmackvollen Einrichtungen, als der Kostbarkeit und Menge

Kaplica przy Stoss

eng by C. Frommel & H. Winkles

CHAPEL ON THE STOSS.

DIE KAPELLE AM STOSS.

LA CHAPELLE DITE AM STOSS

Carlsruhe, im Kunst-Verlag.

der Gaben veranstaltet [illegible]
und Fortgehenden Tausende [illegible]
Schweiz, und Tausende von [illegible]
Letztern standen auch die [illegible]
Gaben; und einige waren [illegible]
untereinander verabredeten, [illegible] die
größte Gabe gewinnen sollte. Aber [illegible]
den von Außerrhoden hat auch [illegible] und
jeder der 4 — 500 Scharfschützen [illegible] Stutzer
mit Zubehör. Mehr denn die [illegible] Kunst
so eingeübt, daß ein Schuß [illegible] Brett von
der Größe eines Geviertschuh's in der Entfernung von 2 — 300
Schritten verfehlt.

2.

Die Kapelle am [illegible]

Ein breiter, eingehägter Weg zwischen [illegible] leitet vom
außerrhodischen Pfarrdorf Gais ostwärts das [illegible]
den hölzernen, hochgegiebelten und fenster[illegible]
eines Weilers. Da faltet sich [illegible]
schaftsbild auseinander. [illegible]
streckt sich unter [illegible]
Bündens, St. Gallen [illegible]
empor. Man nennt die [illegible]
„Stoß“ bezeichnet in den [illegible]
am während des Sommers [illegible]n.

Am Wege, links neben den [illegible],
sieht man eine einfache [illegible] und
Denkmahl der zwanzig [illegible]schlacht
des Jahres 1405, den Tod [illegible] sind. Der
Kampf auf dieser Wahlstätte hatte [illegible]. Freilich
in unsern Zeiten darf man den [illegible] nicht allzuviel
vertrauen; aber den treuen Todten[illegible] jener Tage ists erlaubt
Glauben zu leihn.

An einem regnerischen Junim[illegible] der Herzog von Oesterreich und der Abt von St. Gallen [illegible] mit dreitausend Streitern,
aus dem Rheinthal herauf, um die Appenzeller, noch keines Angriffs gewärtig, zu überraschen. In der That konnten diese in
aller Eile kaum mehr, denn 400 Mann, zusammenraffen. Graf

Kaplica przy Stoss

der Gaben veranstaltet worden ist, sah man täglich an Kommenden und Fortgehenden Tausende der Gäste aus allen Gegenden der Schweiz, und Tausende von Schützen. Unter den glücklichsten der Letztern standen auch die Appenzeller. Sie gewannen die ersten Gaben; und einige waren ihres Sieges so gewiß, daß sie sich untereinander verabredeten, wer aus ihnen folgendes Tages die größte Gabe gewinnen sollte. Aber eine jede der zwanzig Gemeinden von Außerrhoden hat auch ihre eigne Schützengesellschaft und jeder der 4 — 500 Scharfschützen seinen eigenthümlichen Stutzer mit Zubehör. Mehr denn die Hälfte dieser Männer ist in ihrer Kunst so eingeübt, daß ein Schuß aus freier Hand nie ein Brett von der Größe eines Geviertschuh's in der Entfernung von 2 — 300 Schritten verfehlt.

2.

Die Kapelle am Stoss.

Ein breiter, eingehägter Weg zwischen Bergwiesen leitet vom außerrhodischen Pfarrdorf Gais ostwärts das Gebirg hinauf zu den hölzernen, hochgegiebelten und fensterreichen Wohngebäuden eines Weilers. Da faltet sich ein prachtvolles, unermeßliches Landschaftsbild auseinander. Ein Theil des Rheinthals, wie Schwabens, streckt sich unter unsern Füßen aus. Die Gebirge Appenzells, Bündens, St. Gallens und Voralbergs steigen aus der Tiefe empor. Man nennt diese Höhengegenden „den Stoß." Das Wort „Stoß" bezeichnet in den Alpen einen Wiesenraum, groß genug, um während des Sommers darauf Weide für eine Kuh zu haben.

Am Wege, links neben den ländlichen Gebäuden des Weilers, sieht man eine einfache Kapelle. Sie steht da, als Dank- und Denkmahl der zwanzig Tapfern, die hier, in der Freiheitsschlacht des Jahres 1405, den Tod fürs Vaterland gestorben sind. Der Kampf auf dieser Wahlstätte hatte etwas Wunderhaftes. Freilich in unsern Zeiten darf man den Schlachtenbulletins nicht allzuviel vertrauen; aber den treuen Todtenberichten jener Tage ists erlaubt Glauben zu leihn.

An einem regnerischen Junimorgen zogen der Herzog von Oesterreich und der Abt von St. Gallen hier, mit dreitausend Streitern, aus dem Rheinthal herauf, um die Appenzeller, noch keines Angriffs gewärtig, zu überraschen. In der That konnten diese in aller Eile kaum mehr, denn 400 Mann, zusammenraffen. Graf

Rudolph von Werdenberg stellte dieselben am Fuß des Berges, der sich dort erhebt, oberhalb der Kapelle in Schlachtordnung. Entschlossen, frei zu leben, oder als Freie zu sterben, warfen sich die 400 gegen die 3000 ins Gefecht, nachdem zuvor der Feinde eine große Zahl durch herabgewälzte Felsen zerschmettert worden war. Jeder Einzelne von den Appenzellern schien sich zu vervielfältigen. Einer von ihnen, Ulrich Rotach, den Rücken an eine Hütte gelehnt, nahm es allein mit zwölf Gegnern auf, deren er fünf erlegte, bis die Hütte brennend über ihm zusammenstürzte. Die Flucht des Feindes ward aber erst von der Erscheinung eines langen Heerzuges entschieden, der in Hirtenhemden über den Sommersberg den Appenzellern zur Hülfe eilte. Es waren die Frauen und Töchter der Appenzeller, von Gais daherwandelnd, an der Seite ihrer Gatten, Söhne, Väter und Brüder zu streiten, oder den Tod zu finden. Ehe sie jedoch herankamen, hatten die Männer schon den Sieg wohlfeilen Kaufs, nur mit Verlust von zwanzig der Ihrigen errungen, während der dritte Theil des feindlichen Heeres zerschmettert und erschlagen auf dem Schlachtfelde lag. Als im Jahr 1820 der Eigenthümer der Wahlstatt einen Hügel seines Gutes, unterwärts der Kapelle, ausebnen wollte, fand er noch unter aufgehäuften Steinen der Todtengerippe eine Menge.

Den Siegestag feiert Innerrhoden alljährlich noch mit einer Betfahrt, zu welcher jede Haushaltung wenigstens eine Mannesperson senden muß. Und im Jahr 1825 war es hier, daß fast aus gesammter Eidsgenossenschaft, der „Sempacher-Verein", verbunden mit dem Appenzeller Sängerverein, unter dem Liede „Am Grabe unserer Väter" das Gedächtniß der Freiheitsschlacht beging.

Die Schweizer, mit Ausnahme einiger von ihnen selbst verspotteter Thoren, setzen keinen Werth auf ihr Abstammen aus adlichen Geschlechtern der Vorzeit; desto höhern auf die adlichen Thaten der Vorwelt. Zur Verehrung derselben verbanden sich aus vielen Kantonen im Jahr 1822 gebildete junge Männer, mit Verpflichtung, alljährlich auf irgend einer Wahlstätte schweizerischer Freiheitsschlachten zusammen zu treten und sich durch das Andenken der alten Heldenwerke, zu ähnlichen zu begeistern, wenn Gefahr des Vaterlandes dazu riefe. Weil sie die erste Zusammenkunft auf dem Kampfplatz von Sempach gehalten, empfing ihre Verbrüderung jenen Namen des „Sempacher-Vereins."

Aber auch die nächsten Umgebungen der Kapelle am Stoß sind durch manche Merkwürdigkeit anziehend. Nur eine Stunde von ihr liegt im wiesenreichen Hügellande das große und schöne Dorf

Gaiß dessen Kirche auf derselben Stätte steht, wo vor Zeiten des tapfern Ulrich Rotach Hütte gewesen. Das Dorf mit seinen zierlichen Lustgängen, Gasthäusern und Pavillons ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts einer der berühmtesten Kurorte der Schweiz geworden. Fremde, oft aus allen Gegenden Europens, und Einheimische trinken hier während der Sommermonate, im Genuß der gesunden, reinen Luft des hohen Wiesenthales, Ziegen-Molken.

Und zwei Stunden von da, in reizender Gebirgseinsamkeit liegt ein anderer fast eben so reich besuchter Kurort, das Weisbad, wo, neben dem Molkentrank, das Wasser einer Heilquelle, in 80 Wannen, zu Bädern benutzt wird. Obwohl den Lebensbequemlichkeiten und gesellschaftlichen Freuden der Gäste Sorge getragen ist, gewährt doch der Besuch der nahen Berge weit höhern Genuß. Denn es münden sich gegen die Anlagen des Bades drei Alpenthäler aus. Durch das mittlere führt der Weg zum Gipfel des höchsten Berges im Lande.

Dieß ist der Säntis (7770 Fuß über dem Meer). Ihn scheidet von seiner steilen Nachbarin, der Gyrenspitze, ein Gletscher. Der Weg hinauf, durch das stille Thal der Seealp, ist, wenn auch dann und wann etwas mühsam, so gefahrlos, daß ihn selbst Frauenzimmer wandeln. Nur ohne Wegweiser soll man ihn nicht betreten, zumal wenn Wolken die Abgründe steiler Felsen verhüllen. Im Jahr 1791 stürzte ein Professor Jetzeler von Schaffhausen vom Felsenvorsprung des hohen Mesmer herab. Unkundig der Wege, hatte er sich ohne Führer dahin gewagt. Eine Inschrift am Felsen verkündet sein trauriges Geschick.

Ein Unfall andrer und minder gewöhnlicher Art, aber beinahe furchtbarer denn irgend einer, traf auf der Säntishöhe vor wenigen Jahren (1832) den Ingenieur Buchwalder. Er hatte, zu trigonometrischen Messungen im Dienst der Eidgenossenschaft, nur von seinem Diener begleitet, hier für einige Tage sein Zelt aufgeschlagen. Die Luft war schwül. In der Ferne regneten Blitze am schwarzen Hintergrund. Der Wolkenhimmel sank herab. Ein Nebelmeer floß über alles Land. Ein andrer Wolkenhimmel rollte sich droben aus, und verspann sich gährend mit dem andern. In den Klippen heulte der Sturmwind; von den Felswänden prallte der Donner zurück. Buchmüller rettete sich mit dem Diener unter das Gezelt vor den fallenden Regenschauern. Das Ungewitter rückte näher. Seine Blitze züngelten um die Spitzen der nahen Berge. Doch für die beiden Einsamen schien keine Gefahr zu fürchten zu

seyn; denn ihre Zeltstange war mit einem Wetterableiter versehn. Sie lagen harrend und horchend da. Die Wetterwolke hing über dem Säntis. Der Blitz fiel. Der zerschmetternde Funke glitt an der Zeltstange nieder, und brachte dem Diener, der mit den Nägeln seiner Schuhsohle die Stange berührte, Tod. Buchmüller sank bewußtlos zusammen. Der Blitz hatte ihn an einem Beine verletzt. Fast eine Stunde mogte vergangen seyn, als er aus der Betäubung nach und nach erwachte, und ihm deutlich ward, wo er sich befinde, was geschehn sey. Noch troff die Zeltdecke vom Regen. Das Ungewitter murmelte noch in der Ferne. Der Leichnam des erschlagnen Dieners lag neben ihm. Umsonst sein Versuch, ihn zu wecken. Es war ein grausenhafter Augenblick, in dieser einsamen Höhe neben dem Todten, fern von allen Lebendigen, ohne ihre Hülfe. Er mußte nach St. Johann im Toggenburg zurück, von wannen er gekommen war; ein weiter, ein beschwerlicher Weg bis dahin, und wohl der gefahrvollste von allen, die zum Säntis herauf führen. Er entschloß sich aber dennoch zum Wagstück, und glitt, noch mit dem Gefühl der Schwäche in seinem Bein, steil hinunter im schlüpfrigen Bergschutt bis zum „großen Schnee,“ den er überschritt, um dann neben entsetzlichen Abgründen des Berggrathes und zwischen Felsstücken und einzelnen Schneefeldern, unter den Schrecken der „weißen Wand“ hin, zur ersten Alp, zum sogenannten „Schafboden“ zu gelangen. Der Gewitterregen in tiefern Landesgegenden war auf diesen Berghöhen Schnee, welcher Klippen und Klüfte winterlich bedeckte. Auch am schönsten Sommertag ist hier kein betretner Pfad zu erkennen. Dichter grauer Nebel verschlang jede Aussicht und verheimlichte links und rechts die Abgründe. An jedem Fehltritt hing eine Todesgefahr. Aber Buchmüller, ergeben in sein Schicksal, kletterte weiter. Er hatte keine Wahl mehr. Es gelang ihm; er rettete sich und kam zu hülfreichen Menschen.

3.

Das Wildkirchlein.

Ein fantastisches Gebilde der schöpferischen Natur! Oder ist es das nicht erst durch menschliche Einfälle geworden? Nicht romantisch darf ich diese Stelle nennen, sondern lieber einen Roman

eng. by Winkles

DAS WILDKIRCHLI.

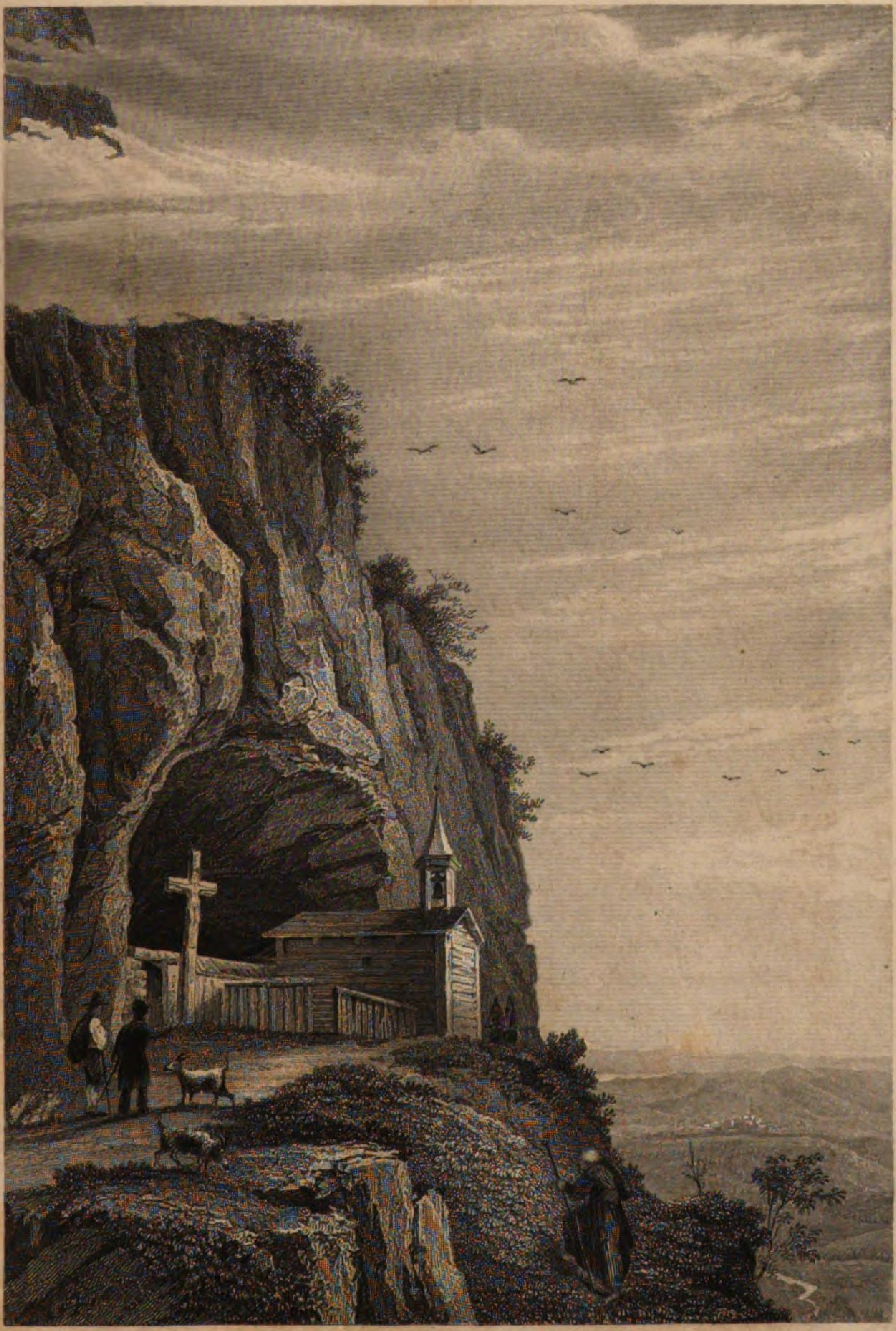
THE WILDKIRCHLEIN. *LA CHAPELLE DITE WILDKIRCHLI.*

[illegible] Wetterableiter versehn, [illegible] Buchmüller [illegible] an einem Beine [illegible] als er aus der [illegible] ward, wo er sich [illegible] vom Regen. [illegible] Der Leichnam [illegible] sein Versuch, ihn zu [illegible] in dieser einsamen [illegible] Lebendigen, ohne [illegible] Toggenburg zurück [illegible] halsbrecherischer Weg [illegible] die vom Säntis [illegible] Wegstück, und [illegible] steil hinunter [illegible] den er [illegible] des Berggrathes und zwischen [illegible] unter den [illegible] zum sogenannten [illegible] in tiefern [illegible] auf [illegible] welcher Klippen und [illegible] winterlich bedeckt. [illegible] Sommertag ist hier [illegible] trener Pfad zu [illegible] graue Nebel [illegible] Aussicht und [illegible] rechts die Abgründe. [illegible] Buchmüller, ergeben [illegible] Schicksal, [illegible] keine Wahl mehr. [illegible] zu hülflosen Menschen.

3.

[illegible]

[illegible] der schöpferischen Natur! Oder [illegible] geworden? Nicht [illegible] [illegible] nennen, sondern lieber einen Roman



eng. by Winkles

DAS WILDKIRCHLI.

THE WILDKIRCHLEIN. LA CHAPELLE DITE WILDKIRCHLI.

selbst, mitten in die Alpen hineingebaut, abentheuerlich und seltsam, dem noch die belebenden Gestalten aus den Fantasien Walter Scotts abgehen.

Im grauen Kalkstein einer Felswand der innerrhodischen „Ebenalp,“ 4620 Fuß über dem Meer, wölbt sich eine geräumige Höhle, die mehr denn hundert Fuß über der darunter grünenden Bommeralp und ihren Heerden erhaben ist. Drinnen errichtete die Andacht einen Altar, dem heiligen Michael geweiht; daneben einen Kapellenthurm, dessen Glocke fünfmal des Tages geläutet wird. Ihr weit durch die Stille der Berge und Alpen schallender Ton ruft die Sennen eben so oft zum Gebet. Ueber der Grotte aber steigt der senkrechte Felsen noch einige Hundert Fuß himmelwärts. Neben ihr ist eines bärtigen Kapuziners Einsiedelei zwischen Felsen geklebt, die auch eine Grotte formen, malerisch, wie Alles hier. Eine kleine Brücke führt am tiefen Abgrund zu ihr. Dieß noch nicht genug. Hinter des Einsiedlers Gemach klafft eine neue Höhle aus einander. Sie hat wohl 60 Schritte Breite und 80 Schuh Wölbung. Beständig träufelt darin Wasser herab, welches, von Kalktheilen geschwängert, Alles mit Tropfsteinrinde deckt und überzieht. Hundert Schritte wandert man durch den Bauch des Berges, bis sich der Weg verengert zu einer schmalern Höhle. Das Innere derselben ist von feuchter Mondmilch überkleidet; der Boden voller Steintrümmer und Felsspalten. Es geht über diesem Schutte steil aufwärts. Der Eremit leuchtet mit flammendem Holzscheit voran. Man steht vor einer kleinen Thür. Sie wird aufgeschlossen, und es tritt uns ein blendendes Bild entgegen; eine fremde Alpenaussicht, blauer Himmel, Gebirg, glänzendes Wiesengrün, Halmen der Gräser wie durchsichtig. Es ist keine Täuschung. Wir sehen umherirrende Rinder. Wir hören das zeitweise Tönen ihrer Halsglocken. Wir sind durch das lange Felsengrab in die schönste aller innerrhodischen Alpen gelangt, in die Ebenalp, wo Hunderte von Kühen weiden.

Die gesammte Gebirgskette, wie sie ihrer Länge und in ihren Seitenzweigen vom Kamor bis zum Säntis hinzieht, ist voll solcher Höhlungen ihres Innern. Viele mögen weitläuftiger seyn, als ihre engen Oeffnungen verrathen, die von den Hirten bald Wetterlöcher, bald Windlöcher, Krystallhöhlen und Ziegenlöcher genannt werden. Viele mögen im Bauch der Berge mit einander in Verbindung stehn. Aber wer wagt das Leben, um die Geheimnisse der unterirdischen Nacht zu erforschen? Die Hirten der Alpen bauen ihre Milchhütten zu solchen Felslöchern, aus denen jeder-

zeit ein kalter Luftstrom bläst, der die Frische der Milch, selbst in den heißesten Tagen, bewahrt. In der italiänischen Schweiz dienen dergleichen Grotten zur Aufbehaltung des Weins.

Aber das Wildkirchlein in der Grotte des Ebenalpfelsens baute, (im Jahr 1756) zur Nahrung oder Bewahrung der Frömmigkeit, ein gottesfürchtiger Bewohner des Fleckens Appenzell, Namens Paul Ulmann. Am Festtag des Schutzengels Michael wird alljährlich hier Messe gelesen. Nach ihrer Vollendung erschallt die weite Ebenalp vom Jubel, Spiel, Gesang und Lärmen, bei Schmaus und Trunk, der hiehergezognen frommen Christenmenge des ganzen Gebirgs. Auch ohne grade der Andacht pflegen zu wollen, wandern an schönen Sonntagen die Nachbarschaften dahin. Vom Kurort Weisbad sind es nur anderthalb Stunden.

Man mögte fast den Einsiedler um sein herrliches, hohes Adlernest an einer der Säulen des merkwürdigen Naturtempels beneiden. Er selbst aber hat, bei dem vor ihm schwebenden Wechselspiel des Himmels und der Erde, nur Kapuzinergedanken. Der Anblick des ungeheuren Prachtbildes draußen vor dem Fensterlein seiner Hütte ist ihm zur gewohnten, bunten Tapete geworden.

Ich stand in der Stille des Sommermorgens droben einsam. Vor mir lag's wie ein aufgeschlossenes Weltall. Der Blick schweifte lang und irre durch die helle Weite in die blauverdämmernden Fernen. Er findet keinen Haltpunkt, wo er ruhe. Die zahllosen Hütten, wie Maulwurfshäuflein, an den Hügeln Appenzells verschwinden. Der Osten der Schweiz, der Bodensee, das weite Schwaben, sind zur flachen in sich verschwommenen Landcharte geworden; zur Mosaik, worauf sich das himmlische Gewölbe lehnt. Die Seele bebt vor wollustvollem Grausen, als habe sie sich in der Unendlichkeit verloren. Der Blick flieht scheu zurück, wie wenn er in einem unbegränzten, lautlosen Meer von Duft und Duftfarben zu ertrinken scheue. Er rettet sich zu benachbarten Alpenfirsten, zu nähern, festern Gegenständen. Er senkt sich, wo der Seealpsee aus dem nachbarlichen Hochthal, wo der Wellenschaum des Schwändibaches aus schwarzer Waldschlucht, und der Strom der Sitter hinter Hügeln heraufglänzt. Das milbenhafte Geschlecht der Sterblichen bleibt dem Auge in dieser Höhe unsichtbar. Die weiten Landstriche drunten sind still und todt, als wären sie noch unbewohnt; als müßten sie noch aus Hochasien, der Wiege des Menschengeschlechts, Bevölkerung erwarten.

So stumm und todt schwang sich einst Jahrtausende lang dieser Weltball in weiten Kreisen um die Sonne, nur Spielball gährender

Elemente, welche, aus den Tiefen der Gewässer, Länder und Gebirge hervordrängten; — und Jahrtausende rollte er wieder im grünen Gewande seiner Urwälder und Savannen dahin, ehe das Thiergeschlecht aus Meeren und Sümpfen über festen Grund hervorging und sich stufenweiß und wechselweiß mit Pflanzenarten entfaltete. — Wann endlich trat der Mensch in den vollendeten Gottesgarten? Wie viele Jahrtausende flossen abermahls vorbei, eh' er sein Lallen des Säuglings mit einer ausgebildeten Sprache vertauschte, und die Sage vom Schicksal seiner Tage Enkeln überliefern konnte?

Vor meinem innern Blick zog, unter diesen Gedanken, die Lebensgeschichte der Menschheit mit ihren Familien und Nationen, mit ihren Göttern und Heroen, Pyramiden und Ruinen, Tyrannen und Märtyrern, Weltumseglern und Erfindern vorüber. Ich sah, wie Jakob im Traum, die Himmelsleiter des sterblichen Geschlechts, wie es, von Stufe zu Stufe seiner Gesittung, zur Vergöttlichung überging. Auf jeder Stufe standen Millionen; die meisten dieser Millionen auf der niedrigsten, dem Urschlamm der Erde am nächsten.

Es ist die Stufe der Kindheit unsers Geschlechts, der Stand ursprünglicher Wildheit. Der Mensch, noch ohne Gesetz, ohne Eigenthum, ohne deutlichen Begriff, fast ohne Sprache, steht da unter alleiniger Vormundschaft der Natur, der Leitung seiner Lebens- und Kunsttriebe überlassen. Sein weiches Gedächtniß hat nur selten bleibende Eindrücke. Er genießt und vergißt. Mit Gegenständen ändern seine Gefühle. Er weint, aber lacht im nächsten Augenblick mit unsinniger Freude. Er hascht nach dem, was ihn anglänzt. Ihm scheint Alles Gemeingut. Er kennt kein Recht, kennt keine Strafe, nur Rache und Furcht. Den Thieren verwandt, an Schärfe der äußern Sinne ihnen gleich, im Nachahmungstriebe sie übertreffend, beobachtet er sie mit furchtsamer Neugier. Er lernt von ihnen bauen, den Feind beschleichen, sich verstellen, wie sie, und ihre Spiele und Tänze nachäffen. — Wer gibt Rechenschaft über die Dauer der Zeiträume, in denen noch, mit dem Gedächtniß, die Geschichte der Menschheit fehlt? Wer erinnert sich der eignen Tage, da er selber noch, als Säugling an einer Mutterbrust lag? Der Wilde liegt an der Mutterbrust der Natur.

Aber er erstarkt; er klimmt, als Knabe, zur andern Stufe der Gesittung hinauf. Er wird auf ihr ein Halbwilder. Sein Gedächtniß hat Festigkeit gewonnen. Es leitet ihn durch die un-

wegsamen Steppen und Urwälder; es verleiht ihm Macht, Erfahrungen und Schicksale der Alten, in Sagen und Sängen fortzupflanzen. Der Greis lehrt; der Starke gebietet; der Schwache gehorcht; das Weib ist Magd; der Besiegte Sklav. Im Hochgefühl roher Kraft wird dem Halbwilden Unerschrockenheit in Gefahr, Ausdauer in Noth, trotzige Verachtung des Schmerzes und des Todes, die höchste Tugend. Dem Ungestüm seiner Begierde opfert er gleichgültig das Leben. Ebenso gleichgültig bringt er Menschenopfer und schmückt er die hinfällige Hütte mit Schädeln der Erschlagnen. Auch Schönheitssinn erwacht. Das Weib erhöht seinen Reiz mit kindischem Zierrath; der Mann tättowirt sich. Der Schrecklichste ist dem schwächern Geschlecht der Liebenswürdigste. Der Held herrscht oder der Stammvater der Familie; die Kriegergemeinde gibt das Gesetz. Wie heut noch Eskimo's in der Eiszone, Guarani's, Mbaya's und andere Horden in Tropenländern Amerika's, standen einst die Griechen der Urzeit, die Germanen des Tacitus, die Gälen Ossians.

Nur vor Einem erbebt der Trotz des Halbwilden; vor dem, den seine Faust nicht zwingen, sein Pfeil nicht erreichen kann. Es ist die unsichtbare Gewalt im Donner der Wolke, im Sturm, der den Wald bricht; die Gewalt, welche Sonnen und Monde ruft und verfinstert. Er ahnet einen großen Geist, er ahnet Gottheiten; er hört in Träumen ihre Stimme, sieht in Wundern und Zeichen ihren Wink.

Erfahrungen steigern die Urtheilskraft. Losgerissen endlich von der Vormundschaft der Instinkte, vertraut sich das jugendliche Geschlecht der Sterblichen seiner Selbstmacht. Es verläßt die Mutterhand der Natur und verliert sich mit irren Schritten in ein Labyrinth reizender Täuschungen. Der Knabe ist zum lebenstrunknen Jüngling geworden; der Halbwilde zum B a r b a r e n. Er betritt eine höhere Stufe der Himmelsleiter. Die Keime von Staat, Kunst und Religion, im Leben der Halbwilden schwächlich aufgesprossen, gewinnen unter barbarischen Völkern festere Formen. Aber die Einbildungskraft überwuchert noch den halbentwickelten Verstand und mehr noch die Vernunft. Maaslos in Liebe und Haß und in allen Begierden, schweift der Barbar, gereizt von ihnen, vom Aeußersten zum Aeußersten. Er kennt keine Mittelbahn. Nur Außerordentliches, Riesenhaftes, Uebermenschliches ist seiner Bewunderung werth. Da paaren sich Rohheit und Zartgefühl, Grausamkeit und Edelmuth, Freiheitsstolz und Knechtsgeist, Ueppigkeit und Weltentsagung. Der Barbarenstaat hat nur Leib-

eigene und Bevorrechtetere; Erbadel und Priesterthum; despotische Göttersöhne oder die Gottheit selber auf dem Thron, von Altardienern umgeben. Im Wesen der Majestät wohnt ihm Uebernatürliches; die Religion wird entweder schwärmerische Andacht und Wundersucht, oder trockene Werkheiligkeit. Es fordert der Barbar dem Frieden prunkvolle Feste, glänzende Spiele, alle Wollüste des Lebens ab; dem Kriege hinwieder Riesenthaten nud Abentheuer. Er vergöttert die Geliebte, kämpft und stirbt für den Ruhm ihrer Schönheit, und verwandelt sie in der Ehe zur Sklavin seiner hausherrlichen Hoheit.

Unter dem Walten der Fantasie und ihres Zaubers geht die kindliche Augenlust am bunten Glanz und rohem Pomp, am Wunderhaften und Gigantischen, allgemach zum edlern Geschmack über. Kein Lebensalter der Nationen ist der Entfaltung des Kunstsinns gewogner, als das ihrer Barbarei. Tanz, Malerei, Baukunst, Bildnerei, Dichtung und Musik treten der Vollendung entgegen. Da steigt das Alterthum in Verklärung aus den Nebeln der Sagen; von dorther strahlt die goldne Zeit mit ihren Paradiesen, wo die Götter noch menschlich schwach, die Menschen göttlich groß auf Erden wandelten. Die Helden der Halbwilden sind dem Barbaren Heroen und Giganten geworden; und, mit abergläubiger Ehrfurcht, zollt er ihren Enkeln noch Huldigungen, als wäre vom Geblüt der Unsterblichen, Gottartiges in ihren Adern vererbt.

Aber es kommen die Jahre, da jene Unbändigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft dem überlegener gewordenen Verstande weicht, das Brausen des Jünglings Bedachtsamkeit des Mannes wird und der Barbar zum Halbbarbaren heranreift.

Auf dieser höhern Staffel der Menschheit seh' ich große Nationen, umsichtiger und klüger dastehn; aber nicht edler, nicht weiser. Ehre, Gewalt und Gold sind noch die Hebel aller Unternehmung; Vernunftgesetz, Tugend und Religion werden Dienerinnen des schlau berechnenden Verstandes. Materielle Interessen ragen hoch über die Intressen des Geistes hinaus. Während die Kunst des Schönen welkt, treten Prachtstädte, Handelsstraßen, Flotten, stehende Kriegsheere, Hochschulen in Fülle hervor. Man beflügelt die Schiffe mit Dampf, und fliegt, von Gaswolken getragen, über das Reich des Adlers hinaus.

Der Halbbarbar giebt seiner Barbarei nur gefälligere Formen, und sezt an die Stelle schwärmerischer Fantasie den Kalkul der Selbstsucht, welche sich aber in Farben der Vaterlandsliebe, Menschenliebe und Gottesliebe kleidet. Schulen und Kirchen,

Schauspielhäuser und Rednerbühnen ertönen von Tugenden; aber man verlacht im Stillen den, der ihnen Rang, Vermögen und Lebensfreuden hinopfert, ohne stattlichen Ersatz. Ein Mensch ist zwar nicht mehr Leibeigener des andern, aber des Staates. Er wird mit dem Boden seines Landstrichs verkauft, vertauscht und vererbt. Der Staat selbst ist kunstreich gebaut, aber ohne Einfalt; ein widerspruchvolles Flickwerk von Ueberbleibseln roher Vorzeit mit vernunftgemäßern Stiftungen; ein ritterthümlicher Burgstall mit modernen Anhängseln, worin Glauben, Aberglauben und Unglauben beisammenhausen.

Ich blicke zur höchsten Gesittungsstufe der Menschheit empor. Wie stehen doch so wenig droben! Sie winken den Tieferstehenden; ihr Ruf wird nicht verstanden; deßwegen verhönt. In ihrer Höhe gilt der Mensch nach innerm Werth und dem, was er ist, nicht was er hat. Da führt ihn die Alleinherrschaft der heiligen Vernunft wieder zur Heiligkeit der längst von ihm verlassenen Natur zurück. Wohl seh' ich noch Reichthum und Armuth, aber keinen Pöbel mehr, weder in Seiden- noch Zwilchgewand. Ich sehe noch Schwache und Starke, aber das Gesetz und das sittliche Gefühl über Alle. Selbst das Weib ist in der bürgerlichen Gesellschaft Genossin höhern Rechts geworden. Ich sehe noch Sünder und Strafen; aber die Strafe ist nicht mehr Rache oder allein Sicherheitsmaasregel für andre, ondern Besserungsmittel des Irrenden. Ich sehe — — —

Ach, meine Himmelsleiter und alle Gesichte verschwanden plötzlich. Der Kapuziner läutete die Glocke des Wildkirchleins, murmelte ein Ave Maria und bot mir nebenbei, aus der buchsbaumenen Dose, eine Prise.

Müller del.

C. Frommel & H. Winkler sculp.

KAPELLE BEI SCHWADERLOCH.

THE CHAPEL NEAR SCHWADERLOCH

LA CHAPELLE PRÈS DE SCHWADERLOCH.

X.

Kanton Thurgau.

1.

[illegible] Schwaderloch.

[illegible] fruchtbaren Boden, [illegible] trifft man zwischen [illegible] netten Obstgärten oder Alleen von [illegible] gleichen, in den Kanton [illegible] keine Wildnisse, keine Felsen- [illegible] zeigt seine Gipfel nur aus [illegible] zählt, wie seine Nachbar- [illegible] zur „ebnen Schweiz.“ Es [illegible] 17 [illegible] [illegible] und nach dem Tode sogar noch das [illegible] Stall, das beste Gewand im Kleiderschrank

X.

Kanton Thurgau.

1.

Die Kapelle bei Schwaderloch.

Ueber einen sanft auf- und abwallenden, fruchtbaren Boden, der hin und wieder zu Hügeln aufschwillt, tritt man zwischen Getreidefeldern, Weinbergen, weiten Obstgärten oder Alleen von Fruchtbäumen, die kleinen Lustwäldern gleichen, in den Kanton Thurgau ein. Man erblickt hier keine Wildnisse, keine Felsenmassen, keine Alpen, das Hochgebirg zeigt seine Gipfel nur aus der Ferne. Dies freundliche Hügelland zählt, wie seine Nachbarkantone, Schaffhausen und Zürich zur „ebnen Schweiz.“ Es wohnen im Thurgau, auf dem Flächenraum von etwa 17 Geviertmeilen, gegenwärtig bei 84,000 freie Menschen (zehn Jahre früher zählte man nur wenige über 79,000). Nicht nur Landbau und Viehzucht sind im sichtbaren Fortschritt, sondern Gewerbe aller Art, Handel, Manufakturen und Fabriken verbreiten sich durch Dörfer und Städte zahlreicher und nähren das Wachsthum des allgemeinen Wohlstandes.

So war's nicht vor 40, noch nicht vor 30 Jahren. Es ist wahrlich der Mühe werth dies Ländchen und die Seegenskraft der Freiheit zu sehen. Vorzeiten fand man hier armes, vielbedrängtes, von allen Seiten ausgesogenes Unterthanenland der schweizerischen Eidsgenossenschaft, unfreier, sklavischer als irgend ein Gebiet und Volk benachbarter Monarchen. Noch vor vier Jahrzehenden war es mit Schmach der Leibeigenschaft bedeckt. Jeder Unterthan hatte seinen Guts- und Leibherrn, dem er den „Fallbatzen“, die „Leibhenne“ oder andere Kennzeichen der Knechtschaft entrichtete, und nach dem Tode sogar noch das beste Stück Vieh im Stall, das beste Gewand im Kleiderschrank

u. s. w. als Erben nehmen ließ. Uneheliche Personen waren den regierenden Kantonen eigen und fällig, und wurden auch von diesen beerbt.

Man kann sich von dem Wirrwarr der landesherrlichen, gerichtsherrlichen und gutsherrlichen Rechtsame und Befugnisse keine Vorstellung machen, die in bunter Mannigfaltigkeit aus den Tagen des vielbelobten Mittelalters bestanden. Auch ist es in der That nicht mehr der Mühe werth, davon einen deutlichen Begriff zu geben. Es ist genug hier zu sagen, daß die Landeshoheit acht verschiedenen Kantonen der Schweiz zustand, deren jeder, der Reihe nach, alle zwei Jahre einen Landvogt schickte, welcher oft seine einträgliche Stelle mit 8 bis 10,000 Gulden erkauft hatte. Man denke sich dazu, daß außerdem noch zwei und siebenzig Guts- und Gerichtsherrschaften von Privatpersonen, Städten und 18 Klöstern Rechtsame übten, Vortheile forderten. Wie konnte das arme Volk genesen in dem Chaos überall ungleicher Gesetze, Ordnungen, Uebungen und geldlüsterner Beamten? Noch sieht man, geht man durch das aufblühende Land, als Denkmal jener Tage, baufällige, unansehnliche Städtlein, in denen sich stattliche Gebäude jüngerer Zeiten erheben; große Dorfschaften voller elenden Hütten, zwischen welchen Fabriken und zierlichere Wohnungen der Landleute aufsteigen.

So wird sich niemand wundern, wenn ein großer Theil von der Bevölkerung der Schweiz, oder vielmehr wenn alle Unterthanen der Schweiz, welche man damals, wie zum Spott „freie Schweizer" nannte, beim Beginn der schweizerischen Staatsumwälzung schlechte Neigung bewiesen, ihre gnädigen Herrn und Obern zu vertheidigen. Auch im Thurgau traten die Abgeordneten des ganzen Landes im Jahr 1798 im Marktflecken Weinfelden zusammen und verlangten von den regierenden acht Kantonen Freiheit und Unabhängigkeit. Sie war nicht zu verweigern. Der Thurgau ward ein selbstständiger Freistaat; aber seit 1814 in unbehaglicher fast aristokratischer Form. Daher traten im Jahr 1830 die Bürger des Landes abermahls in Weinfelden zusammen, (ihrer einige Tausend waren da erschienen) und baten ihre mitbürgerliche Obrigkeit um Verbesserung der Landesgrundgesetze, — eine Bitte, die sich nicht abschlagen ließ.

Die Natur hat das Land reich ausgestattet. Das Volk, gernthätig und in seiner Thätigkeit itzt unbeengt, erweitert alljährlich den eignen Wohlstand. Der Staat selbst ist nur dürftig ausgestattet. Mit einer Summe von etwa 100,000 fl. die er vom Salz- und Post-Stempel, Zollwesen und andern wenigen indirekten

Abgaben jährlich bezieht, muß er die gesammten Bedürfnisse seiner Haushaltung bestreiten. Auch betragen daneben die Kirchen= Schul= und Armengüter weit über eine Million Gulden Kapital. Dem ungeachtet ist kein Mangel an guter Ordnung und Landeszucht; an Verbesserung der öffentlichen Anstalten, besonders der Schulen, an wohl unterhaltenen Landstraßen, Brücken u. s. w. In wohlorganisirten Staaten macht Noth erfinderischer und weiser, als die eingeübteste Staatsklugheit, und führt und treibt der Mangel zum öffentlichen Reichthum durch wohlberechnete Sparsamkeit.

Der Hauptort der Republik, Frauenfeld genannt, ist noch ein unbedeutendes Städtchen, von ungefähr 2000 Seelen belebt; ohne klassische Erinnerungen, ohne besondere Sehenswürdigkeiten, ohne Namen irgend eines berühmten Bürgers, obgleich hier im alterthümlichen Schlosse der dreihundertjährige Sitz der eidsgenössischen Vögte gewesen ist. Die Gewerbsherrn und reichen Güterbesitzer wohnen zerstreut im Lande auf ihrem Eigenthum; unter ihnen sehr ausgezeichnete Personen, wie der edle Joseph von Laßberg in seinem Schlosse zu Eppishausen, der fleißige Sammler und Herausgeber der frühesten Denkmäler altdeutscher Dichtkunst; — oder auf anmuthsvoller Höhe des Armenberges, in der Nähe von Konstanz, in ihrem heitern Schlosse den Stürmen der Welt entronnen, die Gräfin von St. Leu, Napoleons Stieftochter, einst Hollands Königin, in edler Muße, wohlthuend und verehrt. Ihr geistvoller und liebenswürdiger Sohn, Prinz Louis, vergißt da, im Umgang mit den Musen, das glänzende und gefährliche Loos, welches durch seine Geburt ihm einst bestimmt zu seyn schien. Der Prinz ist Republikaner geworden, und der Bürger des freien Thurgaus steht unabhängiger, als er je im königlichen Pallast, und harmloser unter dem Himmel der Alpen, als er je unter der Pracht eines Thronhimmels gestanden seyn würde.

Auch an klassischen Stellen, deren sonst der Schweizerboden so reich ist, leidet der Thurgau Mangel; doch nicht gänzlichen. Denn auch er zeigt eine von den Wahlstätten der letzten acht Freiheitsschlachten der Eidsgenossen, durch welche sie im sogenannten Schwabenkriege Unabhängigkeit errangen.

Die Heerschaaren Kaiser Maximilians I., die Macht des schwäbischen Bundes und des Adels umspannte damahls in weitem Bogen das Land der Eidsgenossen von den Engpässen Tyrols bis zu den Ebnen des Elsasses. Die Streitkräfte der Schweizer auf einer Linie von mehr denn 60 Stunden Weges zerstreut, waren überall schwach. — In Konstanz lag zahlreiches Kriegsvolk, zu Fuß

und Roß aus Deutschland versammelt, um von da aus, durch den Thurgau ins Innere der Schweiz vorzudringen. Es war im April des Jahres 1499, als diese Heerabtheilung, 10,000 Mann stark, aufbrach; mit vielen Feldschlangen ausgerüstet, und von einer Menge Wagen begleitet, die Beute fortzuführen. Sie zog längs dem Ufer des Bodensees bis zum Marktflecken Ermatingen, wo die Schweizer eine Besatzung gelassen hatten. Diese ward niedergemacht oder auseinander gesprengt; der Ort geplündert und eingeäschert, rings die Landschaft verheert. Der nächste Wachthaufen der Schweizer, meistens Luzerner, befand sich bei einem Gehölz, genannt das Schwaderloch. Hieher, wo itzt auf der Gebirgshöhe ein Bauerhof steht, und am Bärenrain eine Kapelle im Schatten ihrer alten Linde, kamen die zerstreuten Flüchtlinge und baten um Beistand. Sogleich ward das Feuerzeichen der Hochwacht gegeben, und die aufsteigende Rauchsäule verkündete den benachbarten Gegenden die Stelle der Gefahr. Noch waren auf dieser erst fünfzehnhundert Mann versammelt, als die feindliche Macht schon an den Berghalden heraufzog, aber so zerstreut und verworren und so sorglos, daß es den Eidsgenossen leicht schien, ein überraschendes Wagstück auszuführen. Sie schickten ohngefähr 500 Mann aus, die Engpässe im Rücken des Feindes zu besetzen. Die übrigen gingen dann in tiefer Stille auf Fußwegen des Waldes vor, bis sie, in der Nähe des Feindes, den ihnen vortheilhaftesten Ort und Augenblick zum Angriff ersahen. Hier ordneten, hier schaarten sie sich, und stürzten mit Ungestümm gegen die Massen des feindlichen Fußvolks, welches ohne Ordnung und Vorsicht bergauf zog und nun die Reiterei zum Beistand rief. Dieser war es unmöglich, auf Bergpfaden und in Gebüschen Bewegungen auszuführen. Sie rief die Geschützmeister schleunigst aus den Feldschlangen zu feuern. Allein die Stücke waren mit Beute und Gepäck so beladen, daß sie nicht im Augenblick Dienst verrichten konnten. Die Schweizer waren indessen schon im Handgemenge mit dem Fußvolk, und gestatteten demselben nicht Zeit, sich in Reih und Glied aufzustellen. Vom Kampf erschreckt, nahmen die Wagenführer mit dem Feldgepäck die Flucht; das Fußvolk in hülfloser Unordnung folgte bald dem Beispiel derselben; dann wandten sich auch die Reiter. Als die verworrenen Mengen gegen die Engpässe gelangt waren, fanden sie diese verrammelt, sich vom Hinterhalt der Schweizer angegriffen; alle Auswege von den eigenen Packwagen gesperrt. Es entstand fürchterliches Gemetzel. Jeder floh wie er konnte, nach Konstanz zu; die Schlachthaufen der Schweizer

nach, so daß auch bei der Stadt selbst die Flucht nicht endete, und Viele im See das Leben verloren, die sich durch Schwimmen zu retten suchten. Nach dieser Niederlage wurden beim schwäbischen Bundesheer bei 2000 Mann vermißt. Die meisten Feldschlangen, alles Feldgepäck, alle Beute war von den Schweizern erobert, die mit geringem Verlust auf ihren gewöhnlichen Posten zurückkehrten.

So erzählt den Schlachttag von Schwaderloch einer der Feldobersten des schwäbischen Bundes selbst, Bilibald Pirkheimer. Seine Geschichte des Schwabenkriegs, oder wie er ihn nennt, des Schweizerkriegs, ist ein eben so naives als treues Gemälde von damaliger Kriegführung und Sitte. Ich hebe nur einen Zug aus, der heutiges Tags jedem Feldherrn und Diplomaten ein Lächeln abgewinnen kann.

Man schickte sich von Heer zu Heer keine Parlamentairs oder Herolde zu, sondern beauftragte mit den Depeschen alte Weiber, Frauen und Mädchen. Als Kaiser Maximilian aus den Niederlanden nach Konstanz zum Heer gekommen war, sandten ihm die Schweizer aus ihrem Lager einen Brief mit Friedensanträgen. Das Mädchen, welches das Schreiben überbracht hatte, stand im kaiserlichen Vorzimmer und wartete auf Antwort, der Feldoberst Pirkheimer befand sich ebenfalls daselbst.

„Was treiben die Schweizer da droben in ihrem Lager?“ fragte einer der Trabanten die Botin.

— Ihr sehts ja, antwortete diese, sie erwarten Euch.

„Wie stark sind sie wohl?“

— Genug, um Euch noch einmahl zu schlagen.

„Sprich auf der Stelle, wieviel sind ihrer?“

— Ei nun, ihr hättet sie wohl vor den Thoren dieser Stadt zählen können, wenn ihr Euch auf der Flucht von Schwaderloch nur ein einzigesmahl würdet umgesehen haben.

„Was? haben denn die Leute auf dem Berg droben zu leben?“

— Sonst wären sie ja schon gestorben.

Pirkheimer und alle Anwesende lachten bei diesen Bescheiden laut auf. Aber den Frager ärgerten die Erwiederungen, welche die Lacher auf die Seite der jungen Schweizerin brachten. Er legte die Hand an's Schwerd und drohte ihr den Kopf zu spalten.

Sie lächelte ihn ruhig an, und sagte: „Mann, du bist mir ein rechter Held, der einem schwachen Mädchen mit dem Schwerd droht! Warum stürmst du damit nicht lieber gegen den Posten der Schweizer an? Gelt, da antwortet dir, statt der Mädchenlippe, die Eisenzunge eines Mannes.“

Der biedre Pirkheimer gab, am Schluß seiner Kriegsgeschichte den damaligen Schweizern folgendes Zeugniß: „Sie nahmen den Ruhm standhafter Tapferkeit und gediegener Kriegskenntniß mit sich, da sie nie tollkühn und unbesonnen ein Unternehmen wagten, sondern in allen Dingen ihrem Muthe sehr viel, dem Glücke aber sehr wenig zutrauten; vorzüglich auch, weil sie dem Kriegsbefehl ihrer Anführer unbedingt gehorchten, und somit kein Rathschlag ohne That, und keine That ohne Rathschlag blieb."

2.

Das Schloss Gottlieben im Thurgau.

Vielleicht ist nur wenigen Anschauern dieser Bilder das Städtchen Gottlieben bekannt. Es liegt ganz in der Nähe von Konstanz, an dessen Seeufern. Kaum aus einem halben Hundert Wohnhäusern besteht es, über welche zween uralte, viereckte, mit eingedrückten Spitzdächern behutete Thürme vortreten. Diese Thürme gehören, wie man ihrer breiten, festen, schmucklosen Form, ihren regellos angebrachten Fenstern schon ansieht, zu einem Schlosse, welches mit seinen in verschiedenen Zeitaltern angeflickten Zugaben ein räthselhaftes unfreundliches Ansehen hat. Es gleicht einem in sich verschlossenen, mürrischen Alten, der unter Leidenschaften ergraut, von Jahren niedergedrückt, aber keineswegs geschwächt ist; der seine Jugendfreunde und Verwandte längst im Grabe weiß, aber inmitten einer ihm fremden Generation noch keineswegs Lust zeigt, den Platz in dieser Welt zu verlassen.

Lord Byron besang die aus dem Genfersee hervorsteigenden Kerkermauern des Schlosses Chillon, die itzt den Dienst eines waatländischen Pulvermagazins verrichten. Würde der britische Dichter die finstern Burgthürme von Gottlieben gekannt haben, welche ihr wunderliches Gebilde im Bodensee spiegeln, ich wette, das düstere Feuer seiner Fantasie würde sich hier an grauenvollern Erinnerungen entzündet haben. Denn dies Schloß mit dem frommen Namen hielt vorzeiten in seinen Kerkermauern, eins ums andere, die Zierden und Schanden der Menschheit gefangen, deren Andenken länger als der Steinhaufen dauern wird, welcher ihre Seufzer empfing. Aus den Pforten dieser Burg ging Papst Johann XXIII.

Der biedere Pirkheimer gab, am Schluß seiner Kriegsgeschichte den damaligen Schweizern folgendes Zeugniß: „Sie nahmen den Ruhm standhafter Tapferkeit und gediegener Kriegskenntniß mit sich, da sie nie tollkühn und unbesonnen ein Unternehmen wagten, sondern in allen Dingen ihrem Muthe sehr viel, dem Glücke aber sehr wenig zutrauten; vorzüglich auch, weil sie dem Kriegsbefehl ihrer Anführer unbedingt gehorchten, und somit kein Rathschlag ohne That, und keine That ohne Rathschlag blieb.“

2.

Das Schloss Gottlieben im Thurgau.

Vielleicht ist nur wenigen Beschauern dieser Bilder das Städtchen Gottlieben bekannt. Es liegt ganz in der Nähe von Konstanz, am [illegible]. Kaum aus einem halben Hundert Wohnhäusern bestehend [illegible], aus welchem zween uralte, viereckte, mit eingedrückten [illegible] bedeckte Thürme vortreten. Diese Thürme gehören, wie man ihrer breiten, festen, schmucklosen Form, ihren regellos angebrachten Fenstern schon ansieht, zu einem Schlosse, welches mit seinen in verschiedenen Zeitaltern angeflickten Zugaben ein räthselhaftes unfreundliches Ansehen hat. Es gleicht einem in sich verschlossenen, mürrischen Alten, der unter Leidenschaften ergraut, von Jahren niedergedrückt, aber keineswegs geschwächt ist; der seine Jugendfreunde und Verwandte längst im Grabe weiß, aber inmitten einer ihm fremden Generation noch keineswegs Lust zeigt, den Platz in dieser Welt zu verlassen.

Lord Byron besang die aus dem Genfersee hervorsteigenden [illegible] des Schlosses Chillon, die itzt den Dienst eines [illegible] magazins verrichten. Würde der britische [illegible] Burgthürme von Gottlieben gekannt haben, welche [illegible] im Bodensee spiegeln, ich wette, das [illegible] Fantasie würde sich hier an grauenvollern Erinnerungen [illegible] haben. Denn dies Schloß mit dem frommen [illegible] in seinen [illegible]mauern, eins ums andere, [illegible] gefangen, deren Andenken länger als der [illegible] dauern wird, welcher ihre Seufzer empfing. Aus den Pforten dieser Burg ging Papst Johann XXIII.

eng. by Winkles

DAS SCHLOSS GOTTLIEBEN.

THE CASTLE OF GOTTLIEBEN. LE CHÂTEAU DE GOTTLIEBEN.

in das Elend des Lebens; Johann Huß und Hieronymus von Prag zum Scheiterhaufen und Felix Hemmerlin, der gelehrteste, vielleicht edelsinnigste Mann des Schweizerlandes seiner Zeit, ward hier das Opfer seines Tugendmuthes.

Wem wäre unbekannt, daß Huß, gesichert durch einen kaiserlichen Geleitsbrief und durch Verheißung päpstlichen Schutzes, aus Böhmen nach Constanz reisete, um vor der allergrößten und glänzendsten Kirchenversammlung, welche je in der abendländischen Christenheit gesehn worden war, seine Lehre zu vertheidigen? Wem wäre unbekannt, daß weder Pabst Johann XXIII., noch Kaiser Siegmund dem armen Professor der Theologie Treu und Glauben hielten? — Er ward in die felsenfesten Kerker von Gottlieben geschleppt. Aber felsenfest blieb auch hier sein Glaube und Muth. Und dieser wich von ihm nicht, als er (6. Juli 1415) vor dem Kaiser und der ganzen Kirchenversammlung das Todesurtheil hören mußte; als er, die papierne, mit vier Teufeln bemalte Mütze auf dem Kopf, vom Kurfürsten von der Pfalz dem weltlichen Gericht überantwortet wurde, und er, unter Bedeckung von 800 Mann, erst vor den bischöflichen Pallast geführt wurde, um die Verbrennung seiner Schriften durch Henkershand anzusehn; dann von da zum Scheiterhaufen.

Nur sein treuer Freund Hieronymus von Prag hatte noch gehofft, ihn durch Flucht aus der Gewalt einer blutdürstigen Priesterschaft zu retten; hatte sich verkleidet in die Stadt geschlichen; aber zu spät. Er erfuhr, wie streng der Märtyrer der Wahrheit im Kerker von Gottlieben bewacht sey; hörte sogar, daß seine eigne Ankunft in Constanz verrathen sey. Er floh in Eil davon, ohne in die Herberge zurückzukehren, wo er Degen und Reisebündel zurückließ. Aber er ward eingefangen, in Fesseln nach Constanz gebracht; von da, wie Huß, ins Burgverließ von Gottlieben, dann, wie Huß, zum Scheiterhaufen. Er setzte sich selber die Papiermütze mit Teufeln aufs Haupt, nachdem er seinen Hut unter den Haufen der umherstehenden Bischöfe und Prälaten geschleudert hatte. Er ging den Todesgang (30. Mai 1416) voller Heiterkeit, und sang mit lauter Stimme den Triumpfgesang seines Glaubens. Er warf sich auf die heilige Stätte betend nieder, wo, elf Monate vor ihm, sein Freund den Heldengeist aufgegeben hatte. Dann, als der Holzstoß um ihn aufgethürmt stand, und die Henkersknechte hinter ihm anzündeten, rief er: „Hier vorn zündet an, vor meinen Augen! Hätt' ich das Feuer gefürchtet, ich stände nicht auf diesem Platz!“ — Da schlugen die Flammen über ihn

zusammen; und unter dem Flammengewölbe stimmte er von neuem einen Lobgesang an.

Aus der Asche dieser Märtyrer erwuchs der vielzweigige Stamm der großen Kirchenreform des sechzehnten Jahrhunderts, wie einst aus dem Senfkorn des Evangeliums die Verklärung des menschlichen Geschlechts in folgenden Jahrtausenden; oder aus dem Blute des verfolgten Christenthums, dessen Weltherrschaft. Aber alle Zeitalter haben ihre Pharaonen gehabt, welche gegen das Göttliche durch materielle Mittel zu siegen wähnten, und aufstrebenden Meinungen und Ueberzeugungen mit Kerker und Kette, Schwert und Flamme begegneten. Sie beschleunigten die Ueberschwemmungen eines Stromes, dessen Gewalt sie nicht erkannt hatten, und dessen Lauf sie mit Dämmen zurücksperren wollten.

Pabst Johann XXIII., welcher den Bekenner Huß in die Kerker Gottliebens hatte führen lassen, befand sich bald (3. Juni 1415) selbst, als Gefangner der Kirchenversammlung, mit ihm unter gleichem Dache.

Ein neapolitanischer Edelmann, Namens Balthasar Cossa, verschmitzt und verwegen, gewaltthätig und grausam, hatte lange Zeit auf den Meeren das Gewerbe eines Corsaren getrieben. Des wechselnden und gefährlichen Looses der Seeräuberei müde, oder dem Rächerarm der Justiz zu entkommen, floh er in ein Kloster. Da sah er in der Kirche bequemern Weg zu Reichthum, Gewalt und Ruhm. Des Seeräubers gewissenloses Talent, in den Glanz scheinheiliger Tugend verschleiert, wußte bald die Stufenleiter der Hierarchie zu ersteigen. Ein Mann, wie dieser, war dem römischen Hofe jener Tage brauchbar. Cossa ward mit dem Purpur der Kardinäle bekleidet, und als Legat des heiligen Stuhls nach Bologna versetzt. Gemächlicher und sichrer, denn ehemals auf dem Korsarenschiff, füllte er da seine Kisten mit Gold, welches er, im rechten Augenblick, wieder zu verschwenden und zu spenden verstand, als Alexander V., der Oberhirt der europäischen Christenheit gestorben war. Er gewann, als Nachfolger desselben, die dreifache Krone, und nannte sich Pabst Johann XXIII.

Aber der heilige Vater verläugnete auch auf dem Throne den Charakter des Corsaren nicht. Er bereicherte seine Schatzkammer mit Gelderpressungen, und trieb öffentlichen Handel mit Prälaturen, Bischöfsmützen, Reliquien und Sacramenten. Am Altar glich er einem rohen Cavalier; nur an der schwelgerischen Tafel einem gaumseeligen Mönch. Er vergeudete die Kirchengüter für seine Wollüste. Weder Unschuld der Jungfraun, noch Keuschheit der Gattinnen

war vor seinen Begierden geschirmt, die selbst im Nonnenkloster ein Harem fanden. Ich will das wüste Bild dieses Mannes nicht vollenden, wie es in der Anklage vor den frommen Kirchenvätern zu Constanz entworfen ist. Es ging sogar das Gerücht, er habe seinen Vorfahren auf dem heiligen Stuhl durch Gift aus dem Wege geräumt.

Als er mit Pomp und Geräusch zur Kirchenversammlung reisete und Konstanz erblickte, regte sich in ihm leichte Gewissensangst. „Ich sehe wohl, hier steht eine Fuchsfalle!“ sagte er zu seinen Begleitern. Er hatte es errathen. Die heilige Versammlung wollt' ihn zur Niederlegung seiner entweihten Würde nöthigen. Er aber entwischte aus der Stadt in gemeiner Reitertracht, während eben ein prachtvolles Turnier gehalten wurde. Auf einem Fischerboot, das bereit lag, schwamm der päpstliche Abentheurer den See und den Rhein abwärts nach Schaffhausen; von da nach Laufenburg und Freiburg im Breisgau. Hier eingefangen, ward er nach Constanz geführt und der päpstlichen Hoheit entkleidet, in das Schloß Gottlieben gesperrt.

Etwa vierzig Jahre später schleppte der Fanatismus den edlen Felix Hemmerlin von Zürich dahin (Februar 1454). Dieser tugendhafte Gelehrte hatte sich keines Verbrechens schuldig gemacht. Aber in zorniger Verzweiflung über die endlosen Entzweiungen, Bürgerkriege und Laster der Zeitgenossen glaubte er an kein Heil der Schweiz mehr, als in der Ausrottung Aller. Empört über die Sittenlosigkeit der damaligen Geistlichen, entlarvte er deren Heuchelei und ergoß sich sein bittrer Witz über die Unzucht der Nonnen und Mönche. Darum mußte er vier Monden lang im Thurm von Gottlieben, neben einem aussätzigen Mörder, in Ketten liegen. Darum ward er seiner Stellen und Würden beraubt. Die Beischläferinnen des Bischofs von Konstanz konnten ihm nicht verzeihen; und er, der lebenslang die Wahrheit gelehrt, für sie soviel erlitten hatte, selbst schon einmal auf offener Landstraße von gedungnen Meuchelmördern verwundet worden war, konnte nicht widerrufen. Darum ward er, von Gottlieben aus, seinen heftigsten Feinden, den Barfüßern in Luzern, zur härtesten Behandlung übergeben. Und sie erfüllten das Werk der Rache und Qual, als furchtbare Meister in dieser Kunst.

„Schön sind die Tage bei Morgarten, bei Laupen, bei Sempach, bei Murten," sagt Johannes Müller, wenn er vom Meister Felix Hemmerlin redet: „Viele sind in schweizerischen Jahrbüchern der schönen Tage in Frieden und Krieg: aber, das wisse die

Schweiz, jeder Fürst, jedes Volk, daß Unterdrückung eines gerechten Mannes ein Fleck in allen Geschichtbüchern ist!“

Heutiges Tages haben sich die Gemächer des alten Schlosses von Gottlieben in gefällige Wohnzimmer einer Bürgerfamilie verwandelt. Die Burg ist Eigenthum des Herrn Rittmeisters Hippemeier. Seiner und seiner Gattin Bekanntschaft dank' ich die Kenntniß einer wunderbaren, unerklärlichen Erscheinung in der Natur, die wohl der Besprechung würdiger ist, als alle Barbarei der Vorwelt. Des wackern Rittmeisters Gemahlin nämlich war, schon von Kindheit an, Rhabdomantin, das heißt, sie empfing vom Daseyn unterirdischer Gewässer, Metalle, Salze, Steinkohlen und andrer Fossile Kenntniß durch körperliche Empfindungen; durch krampfhafte Bewegung in einzelnen Muskeln; durch entstehende Kälte oder Wärme, oder Feuchtwerdung einzelner Theile des Körpers; durch Bangigkeit, oder Schwindel, oder plötzliches Erscheinen eines Geschmacks auf der Zunge. Am längsten beobachtete sie Hr. Ebel in Zürich. Der achtbare Beschreiber des Baues der Erde, des Alpengebirgs und der Schweiz zeichnete seine Bemerkungen und Erfahrungen sorgsam auf. Mir ist unbekannt, welches Schicksal sein schriftlicher Nachlaß gehabt hat. Aber gewiß sind die Wirkungen unterirdischer Minerale und Flüssigkeiten, welche Ritter und Amoretti an dem jungen italienischen Landmann Campetti vor einigen Jahrzehenden beobachteten, nicht außerordentlicher, als die Gefühlserscheinungen der jetzigen Eigenthümerin vom Schlosse Gottlieben.

Ich lernte sie als blühende Jungfrau kennen. In Fülle und Frische der Gesundheit zeigte sie nichts weniger, denn kränkliche Reizbarkeit und Nervenschwäche. Sie bedurfte keiner Wünschelruthe. Die Natur der Unterwelt, ich weiß nicht bis zu welcher Tiefe, verkündete sich in ihrer Empfindung. Ich führte sie durch ihr völlig unbekannte Juragegenden, in welchen keine äußere Spuren den mir schon bekannten Inhalt des Gebirgs verrathen konnten. Sie bezeichnete mir die Stellen großer Ablagerungen von Bohnerz mit eben so vieler Bestimmtheit, als sie den Umfang und das Streichen des Steinkohlenflötzes bei Elgg im Kanton Zürich angegeben hatte. Gypslager bewirkten ihr ein krampfiges Zusammenziehen der Halsmuskeln. Steinsalz in der Tiefe erregte ihr den Geschmack desselben auf der Zunge; neben demselben, wie vom Pfeffer, ein Stechen. Letzteres hatte sie schon einmal am Thunersee empfunden, ohne erklären zu können, von

welchem Fossil es bewirkt sey. Als ich, um dieß zu erforschen, verschiedne in Papier verhüllte Mineralien ihr nachmals unmittelbar unter die Fußsohlen gelegt hatte, empfand sie dieß Stechen bei einem beträchtlichen Stück Anhydrit. Es ist bekannt, daß das Steinsalz von diesem wasserfreien Gyps begleitet zu seyn pflegt.

Mein größtes Erstaunen aber verursachte sie dadurch, daß selbst einzelne Sterne des Himmels, — sie nannte mir Venus, Jupiter und den Polarstern, — auf ihre Empfindungen einwirken sollten. In abendlicher Finsterniß und dichtem Nebel war ich einst mit ihr und ihrem Gemahl zur gastfreien Wohnung eines Landpfarrers im Aargau gekommen. Das Gespräch wandte sich, nach dem fröhlichen Nachtessen, auf ihr Sterngefühl. Des Nebels wegen ließ sich die Stelle keines Sterns am Himmel ausmitteln, als, mit Beihülfe der Magnetnadel, die des Polarsterns. Der Pfarrer brachte, ohne ihr Vorwissen, um mich zu orientiren, die Bussole, während ich der wunderbaren Fühlerin ihren Merinoshawl um den Kopf wand und in einen Knoten schürzte. Nachdem ich sie lange genug im Zimmer nach aller Richtung umhergeführt und mehrmals um sich selbst gedreht hatte, blieb sie stehn, hob den rechten Arm himmelwärts mit vorgestrecktem Zeigefinger, und wandte sich, die Hand, als suche sie am Himmel, auf- und niederbewegend, langsam herum nach jeder Gegend des Horizonts. Plötzlich ging ein Zucken vom Zeigefinger durch den aufwärts gehobnen Arm. „Dort!“ sprach sie, und zeigte auf Norden und die dortige Höhe des Polarsterns. Sie wiederholte später nachher bei mir, in einer Abendgesellschaft, denselben Versuch mit demselben Erfolg.

Aber ich schweige, um mich nicht dem Verdacht von Aberglauben oder getäuschtem Leichtglauben ganz und gar Preis zu geben.

XI.

Kanton Schaffhausen.

1.

Der Rheinfall.

Nein, den mächtigsten, den prachtreichsten Wasserfall von Europa, den tausendmal beschriebnen und besungenen, will ich hier nicht wieder beschreiben mit seinen Donnern, von denen die benachbarten Felsen erdröhnen, und stundenweite Fernen in nächtlicher Stille den Nachhall vernehmen; mit seinen Regenbogen, die in grauen Wolken aufwirbelnden Wasserstaubes über dem Brodeln der Wogen blitzen; mit seinen malerischen Einfassungen, die rußige Hammerschmiede links, den alterthümlichen Schloßthurm im Wörth rechts, und die Burg Laufen drüben auf dem Felshügel. Wer dieß gigantische Naturspiel nicht selber sah, kennt es wenigstens aus zahllos davon gegebnen Abbildungen, ohngefähr so gut oder schlecht, wie man einen Unbekannten aus dessen schwarzen Schattenrissen, hinter Glas und Rahm, erkennt. Man muß dabei nur die Gefälligkeit der Einbildungskraft um Nachhülfe bitten, daß die silbernen und blaugrünen Wellenstreifen des Rheins in ewiger Beweglichkeit wechseln, und der wolkige Wogensturz der sechszig bis achtzig Schuh tief fallenden Wassermasse nicht, wie gefroren, behangen bleibe, in unwandelbarer Gestaltung.

Die Nebenbuhler unsers Rheinfalls, die Catarakten des Niagarastroms an Kanada's Gränzen, des Bogota in Colombien, des Pyrl in den indischen Rajemahalgebirgen, mögen ihn an Größe, nicht aber an Ruhm übertreffen. Indessen dieser Ruhm ist auch noch nicht alt. Es scheint fast, die welterobernden Römer kannten den Rheinfall gar nicht; denn keiner ihrer Schrift-

XI.

[illegible] Schaffhausen.

[illegible] Rheinfall.

[illegible] den [illegible]sten Wasserfall von Europa, [illegible] besungenen, will ich hier [illegible] Donnern, von denen [illegible] Fernen in [illegible] mit seinen Regenbogen, die in [illegible] Wasserstaubes über dem Brodeln der Wogen [illegible]; mit seinen malerischen Einfassungen, die rußige Hammerschmiede links, den alterthümlichen Schloßthurm im Wörth rechts, und die Burg Laufen drüben auf dem Felshügel. Wer dieß gigantische Naturspiel nicht selber sah, kennt es wenigstens aus zahllos davon gegebnen Abbildungen, ohngefähr so gut oder schlecht, wie man einen Unbekannten aus dessen schwarzen Schattenrissen, hinter Glas und Rahm, erkennt. Man muß dabei nur die Gefälligkeit der Einbildungskraft um Nachhülfe bitten, daß die silbernen und blaugrünen Wellenstreifen des Rheins in ewiger Beweglichkeit wechseln, [illegible] Wogensturz der sechszig bis achtzig Schuh tief [illegible] Wassermasse nicht, wie gefroren, behangen bleibe, [illegible] Gestaltung.

[illegible] unsers Rheinfalls, die Cataracten des [illegible] an Kanada's Gränzen, des Bogota in [illegible], des [illegible] in den indischen [illegible]gebirgen, mögen [illegible] übertreffen. Indessen [illegible] Es scheint fast, die welterobernden [illegible] nicht; denn keiner ihrer Schrift-

eng. by Winkles

FALL OF THE RHINE NEAR SCHAFFHAUSEN. DER RHEINFALL BEI SCHAFFHAUSEN. LA CHUTE DU RHIN PRES DE SCHAFFHOUSE

steller spricht von ihm. Und doch kundschafteten die Römer auf ihren Feldzügen jedes Land mit Sorgfalt aus; freilich nur in militärischer Hinsicht. Dazu war der Rheinfall ihnen wahrscheinlich ohne Wichtigkeit. Landschaftliche Naturschönheiten hatten überhaupt, scheint es, keinen besondern Reiz für sie; wenigstens ließen sie sich, selbst ihre Dichter, selten in Beschreibungen derselben ein. Vielleicht aber war auch der Rheinfall noch nicht vorhanden.

Daß dieser Strom einst, bevor er durch den Bodensee ging, den Weg durch den Wallen- und Zürichsee in das Aarebett genommen habe, ist kaum zu bezweifeln. Der venetische und akronische See des Alterthums (wie sonst der Bodensee hieß) hatte damals also keinen andern Abfluß von Gewässern, als von denen, welche ihm durch einzelne Bäche der schwäbischen und schweizerischen Seite zugeführt worden waren. Dieser Abfluß war unbedeutend; ward mithin nicht beachtet, zumal wenn die jetzige Felswand, über welche das Wasser niederstürzt, noch nicht durch den Wogenfall hervorgewühlt war. In Schaffhausen unter der Brücke, also eine halbe Stunde vom Rheinfall entfernt, ist die Oberfläche des Flusses um achtzig Fuß höher, als die Fläche desselben unterhalb dem Rheinfall. Das Wasser konnte daher zwischen den Felsenufern den Weg lange Zeit ohne Geräusch zurücklegen. Anders aber ward es, als der Rhein endlich seinen Lauf gegen den Bodensee durchbrochen hatte, und er die Fülle seines ganzen Wasserschatzes in denselben ergoß, die er von 150 Gletschern und zahllosen Waldströmen und Gießbächen des rhätischen Gebirgs empfängt. Dieß war freilich schon zur Zeit der Römer der Fall. Allein vielleicht gehörte noch ein Jahrtausend dazu und mehr, um die allmählige, schräge Verflächung des Flußes so auszuwühlen, daß unter den Felsen von Laufen ein senkrechter Wogensturz von 70 — 80 Fuß entstand. Wahrscheinlich bohrt er sein Becken fort und fort tiefer. Wenigstens füllt er dasselbe nicht mit Geschieben aus.

Denn was der Rhein von Schutt und Schlamm aus den Gebirgen und Thälern Graubündens fortreißt, setzt er im Bette des Bodensees ab. Dafür ist in diesem noch Platz genug, weil er nicht nur einen Raum von zehn Geviertmeilen einnimmt, sondern stellenweis, wie z. B. zwischen Lindau und Bregenz eine Tiefe von 2300 Fuß, also eine größere hat, als die Nordsee und das baltische Meer. Wie würde der alte Ammian Marcellin erstaunen, wenn er heut die Gestade des Bodensees oder des Brigantinischen Sees, wie er ihn nennt, mit Städten, Dörfern,

Fruchtfeldern und Gärten umkränzt erblicken könnte. Zu seiner Zeit, also im dritten Jahrhundert, starrten diese Ufer noch von wüsten dichten Waldungen, *) durch welche Rom blos eine Militärstraße gebahnt hatte.

So mag der Rheinfall bei Schaffhausen ein Gebilde späterer Zeit seyn, von welchem die Römerzeit nichts kannte, wie hinwieder der Niagarafall in Nordamerika wahrscheinlich nach tausend Jahren auf einer ganz andern Stelle gesucht werden muß, als heutigen Tages. Denn nach neuen Beobachtungen rückt derselbe, durch fortwachsende Anhäufungen des Schutts und Geschiebes, immer mehr dem Ontario-See entgegen. Aus Strichen und Zeichen, die man im Felsen dicht neben dem großen Fall angebracht hat, ersieht man, daß der Wogensturz in den letzten 25 Jahren um 19 Fuß 7 Zoll vorgerückt ist. Ursprünglich mag er in der Nähe des Erie-Sees gewesen seyn.

Es ist in unsern Tagen nichts Seltnes, das Schöne dem Nützlichen aufgeopfert zu sehen. Selbst die Pracht des Rheinfalls zu zerstören, kam jemand auf den Einfall, vorzuschlagen, damit man stromabwärts schiffen könne. Der Entwurf ging von einem Tausendkünstler aus, der auch sogar Gletscher, mit darüber zu streuendem Kohlenstaub, wegzuschaffen hoffte, wo sie den Nachbaren lästig wären. — Zum Glück blieb das Colossale an diesen Gedanken ihr Bestes. Man ließ dem Rheinfall sein schönes Spiel, und den Gletschern ihre Ewigkeit.

2.

Schaffhausen.

Unstreitig dankt dem Rheinfall auch die Schweizerstadt Schaffhausen ihren Ursprung. Sie trägt Schnitt und Form einer ehemaligen, kleinen Reichsstadt. Wegen des Wassersturzes beim Felsen von Laufen wurden hier die vom Bodensee kommenden Waaren in alter Zeit umgeladen. Man nannte den Ort von den Magazinen und Wohnungen der Schiffer Scaphhusen, Schaffhausen, (Schiffhausen). Das Gewerb der Schiffer und der Waarenverkehr verwandelte den Ort zu einem Flecken mit Jahrmärkten. Adel wohnte auf den Schlössern des Hegau's nnd Klettgau's in der Nähe. Bald kam auch eine Abtei aller Heiligen dazu (im Jahr 1052)

*) Horrore silvarum squalentium. Amm. Marcell. XV, 4.

SCHAFFHAUSEN.

Шафгаузенъ

Fruchtfeldern und Gärten umkränzt erblicken könnte. Zu seiner Zeit, also im dritten Jahrhundert, starrten diese Ufer noch von wüsten dichten Waldungen, *) durch welche Rom blos eine Militärstraße gebahnt hatte.

So mag der Rheinfall bei Schaffhausen ein Gebilde späterer Zeit seyn, von welchem die Römerzeit nichts kannte, wie hinwieder der Niagarafall in Nordamerika wahrscheinlich nach tausend Jahren auf einer ganz andern Stelle gesucht werden muß, als heutigen Tages. Denn nach neuen Beobachtungen rückt derselbe, durch fortwachsende Anhäufungen des Schutts und Geschiebes, immer mehr dem [illegible] See entgegen. Aus Strichen und Zeichen, die man [illegible] neben dem großen Fall angebracht hat, [illegible] daß der Wogensturz in den letzten 25 Jahren um [illegible] weggerückt ist. Ursprünglich mag er in der [illegible] gewesen seyn.

[illegible] nichts Seltenes, das Schöne dem Nützlichen [illegible] zu setzen. Selbst die Pracht des Rheinfalls zu [illegible] jemand auf den Einfall, vorzuschlagen, damit man [illegible] schiffen könne. Der Entwurf ging von einem Tausendkünstler aus, der auch sogar Gletscher, mit darüber zu streuendem [illegible]staub, wegzuschaffen hoffte, wo sie den Nachbaren lästig wären. — Zum Glück [illegible] das Colossale an diesen Gedanken ihr Bestes. Man ließ dem Rheinfall sein schönes Spiel, und den Gletschern ihre Ewigkeit.

2.

Schaffhausen.

Unstreitig dankt dem Rheinfall auch die Schweizerstadt Schaffhausen ihren Ursprung. Sie trägt Schnitt und Form einer ehemaligen, kleinen Reichsstadt. Wegen des Wassersturzes beim Felsen [illegible] hier die vom Bodensee kommenden Waaren [illegible]. Man nannte den Ort von den Magazinen und [illegible] Schiffer Scaphusen, Schaffhausen, (Schiffhausen). [illegible] Erwerb der Schiffer und der Waarenverkehr [illegible] zu einem Flecken mit Jahrmärkten. Adel wohnte [illegible] und Klettgau's in der Nähe. [illegible] aller Heiligen dazu (im Jahr 1052)

*) [illegible] Amm. Marcell. XV, 4.

SCHAFFHAUSEN — **SCHAFFHAUSEN.** — SCHAFFHOUSE.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag W. Creuzbauer

Шафгаузенъ

und dreißig Jahre später ein Agnesenkloster. Im dreizehnten Jahrhundert umgürtete sich der Flecken mit Ringmauern und ward eine Stadt, und sogar eine Reichsstadt, deren rührige Bürger Wirren und Fehden des Mittelalters zu benutzen verstanden. Sie machten sich nach und nach von der Oberherrlichkeit der Abtei, nach und nach von den Lasten des Reichs los; erweiterten, durch Kauf vom verarmenden Adel, ihr Gebiet bis zu einer Größe von acht Geviertmeilen und traten endlich mit diesem (im Jahr 1501) in den Bund der Eidsgenossen.

Das Städtchen mit seinen 7000 Einwohnern, seinen Ringmauern, alten Thürmen und bemalten Häusern wird seine mittelalterische Physiognomie sobald nicht verlieren, welche besonders durch eine Art Burgfeste, auf dem Hügel an der Ringmauer, etwas Eigenthümliches bekömmt. Es ist schwer zu sagen, wozu dieser weite, runde, aus großen Quadersteinen erbaute Thurm mit seinen achtzehn Schuh dicken Mauern, eigentlich dienen sollte, der doch erst seit 1564 fertig dasteht. Eben so schwer ist mir zu sagen, ob er Münnoth, oder Unnoth, oder Munoth heißt, und warum er so genannt ist? Lassen wir aber das Romantische beiseite. Den Glanz des Klassischen empfing die Stadt von einigen ihrer weitberühmten Bürger; dem herrlichen Bildhauer Trippel und dem großen Geschichtschreiber Johannes Müller. Aber mehr Verdienste hat Schaffhausen nicht um diese Männer, als daß sie da geboren wurden. Der eine lebte und starb in Rom; der andere lebte und starb in Deutschland, auf daß erfüllet würde Matth. 13, 57.

Man steht hier an den Schwellen der Schweiz. Aber donnerten nicht die silbern-grünen Wogen der Rheinkatarakte ihren Gruß dem Wandrer entgegen, er würde glauben mitten in Schwaben zu stehen, nicht in der Schweiz. Sprache, Kleidung, Sitte, Menschenschlag, Bauart und Lebensart des Volkes, — alles ist schwäbisch; aber auch biedermännisches, treuherziges Wesen, Gastfreundlichkeit, etwas Schwerfällig-Gemächliches in Wort und Wandel und eine gewisse Scheu vor allem Aufsehen-Erregen. In den Geschichten der Eidsgenossenschaft spielten die Schaffhauser gewöhnlich die Stillen im Lande. Sie giengen mit; halfen aber, und das gereicht ihnen zur Ehre, immer am liebsten zur Ruhe. Sogar in den letzten politischen Bewegungen der Schweiz dauerte die Aufwallung des Kantons Schaffhausen kaum einige Wochen, und Stadt und Landschaft waren wegen ihrer Rechte bald genug mit einander ausgeglichen. Nur in den Bewegungen des stattlichen

Marktfleckens Hallau, der am Fuß eines vom Randenberg stammenden Gebirgszweiges, und im Schooße der fruchtbarsten Gefilde, ruht, regte sich, wie schon in frühern Tagen, heißeres Schweizerblut. Hier hatten auch schon zu Thomas Münzers Tagen, im sechszehnten Jahrhundert, Wiedertäufer ihr wildes, schwärmerisches Spiel getrieben. Ja Thomas Münzer selbst wohnte, aus Deutschland verjagt, in Hallau und dem benachbarten Flecken Schleitheim ein halbes Jahr lang. Auch war's in eben diesem Hallau, wo sich zuerst im Innern der Eidsgenossenschaft, und zwar schon im Jahre 1790, der erwachte republikanische Geist gegen die sogenannte alte, gute Zeit regte, welche das Intresse des Landvolks und des ganzen Staates, neben dem Vortheil der Stadtfamilien, oft genug vergaß. Das rührige Völkchen hier und in der Umgegend wollte schon damals nicht länger die harten Willkühren und Neckereien beim Bezug der Zehnten und Bodenzinse, noch weniger die eben so gefährliche, als alberne Staatseinrichtung dulden, daß Oberbeamte durchs blinde Loos erwählt wurden. Nur mit Mühe ward ein bewaffneter Aufstand verhindert. — Und wieder war es hier, wo im Jahre 1833 das wachsame Volk seine Obrigkeit an vergessene Pflichten mahnte. Die schaffhauser Regierung hatte nämlich gestattet, daß eine Abtheilung Großherzoglich Badenscher Truppen mit zwei Kanonen durch den Klettgau, über Schweizerboden, nach Konstanz ziehen dürfe, hatte aber vergessen, davon den einheimischen Behörden an den Gränzorten Anzeige mitzutheilen. Als daher eine Abtheilung Badenscher Dragoner unerwartet einrückte, traten plötzlich die Hallauer unter Waffen; die Milizen des ganzen Landes waren schlagfertig. Zwei Offiziere von Hallau begaben sich warnend zum Badenschen Commandanten, und vermogten ihn, das Schweizergebiet zu vermeiden, um Blutvergießen zu verhindern. Die ganze Eidsgenossenschaft zollte dieser Wachsamkeit der Hallauer Beifall.

Es mangelt dem Ländchen, mit seinen zwei und dreißig tausend Einwohnern, nicht an mancherlei Arten des Gewerbfleißes; doch ist der Landbau auf diesem fruchtbaren Boden die Grundlage allgemeinen Wohlstandes; und die neue Staatsordnung, auf politischer Rechtsgleichheit begründet, sichert den Einwohnern zur Entfaltung ihrer materiellen und geistigen Kräfte eine Freiheit. wie sie alle Kantone der Schweiz itzt, außer den altdemokratischen, katholischen Hirtenländern im Hochgebirg, irgend genießen können, Die Staatsverfassung, die wir daher hier nicht näher bezeichnen wollen, hat indessen auch ihre Eigenthümlichkeiten, oder man

könnte sagen, Schweizerlichkeiten, welche vielleicht des Ausländers Verwunderung oder Lächeln erregen mögen. Zum Beispiel ist im Kanton Schaffhausen, wie ehemals schon, auch itzt noch den Advokaten die Zulassung bei allen Gerichtstellen untersagt. Aber nicht das Urbild der vollkommensten Verfassung, welches aus dem Geist des größten Denkers hervorgeht, ist immer das beste Grundgesetz jedes Volks; so wenig jedes Kleid, wär es auch der edeln Gestalt eines Antinous angemessen, jedem Menschen gerecht und bequem seyn kann. Wie Herkunft, Schicksal, Gewohnheit, Klima, Beschäftigungsweise und Gemüth den menschlichen Leib gestalten zum Wahrzeichen und Werkzeug der Seele, so gestaltet sich auch der Staat, als des Volkes äußere Form, aus dessen Leben, Oertlichkeit, Denkart und Bedürfniß.

XII.

Kanton Basel.

1.

St. Jakob.

Man komme vom Elsaß oder vom Schwarzwald daher in den Kanton Basel, — die landschaftlichen Gebilde verwandeln sich jählings. Der weiche Zauber des Schönen verschlingt sich seltsam mit majestätischer Wildheit. Die spröde Unfreundlichkeit der Natur ist von der Menschenhand gezähmt. Es begegnen uns andere Bauarten, andere Trachten, andere Sitten. Man steht im Vorhof der Schweiz. Wir sind von großen historischen Erinnerungen umgeben.

Ein Kirchlein, ein Siechenhaus, Stiftungen aus den Tagen der Kreuzzüge; einzelne ländliche Wohnungen darum hingebaut mit umhägten Gemüsegärten, — dies Bild der Ruhe, der Einfalt, der Zufriedenheit; es ist St. Jakob am Strom der Birs, eine Viertelstunde von der Stadt Basel. Diese Gefilde, sind die Thermopylen der Schweiz geheißen. Hier war es, wo sich am 26. August 1444 anderthalbtausend Schweizer unerschrocken dem Tode fürs Vaterland weihten, als Karl VII. von Frankreich an der Spitze von 60,000 Mann in das Gebiet der Eidsgenossen eindringen wollte. Mit eben so geringer Schaar, mit eben so furchtbarer Entschlossenheit, warf sich ohngefähr zwei tausend Jahr früher der Sparter-König Leonidas dem Perser-Schach Xerxes für Griechenlands Rettung entgegen, der mit größerer Macht, als Karl VII. gekommen war. Aber St. Jakob hatte keine Engpässe, wie die Thermopylen, wo Leonidas focht, links von schroffen Gebirgen, rechts vom Meer und Sumpf geschützt, und auf einem Wege, kaum 100, oft kaum 20 Schuh breit. Wie die Griechen

S. Jacob bei Basel. ST. JACOB NEAR BASEL. St. Jacques près de Bâle.

XII.

Kanton Basel.

1.

St. Jakob.

Man kommt vom Elsaß oder vom Schwarzwald daher in den Kanton Basel, — die landschaftlichen Gebilde verwandeln sich jählings. Der weiche Zauber des Schönen verschlingt sich seltsam mit [illegible] Wildheit. Die spröde Unfreundlichkeit der Natur ist von der Menschenhand [illegible]. Es begegnen uns andere Bauarten, andere Trachten, andere Sitten. Man steht im Vorhof der Schweiz. Wir sind von großen historischen Erinnerungen umgeben.

Ein Kirchlein, ein Siechenhaus, Stiftungen aus den Tagen der Kreuzzüge; einzelne ländliche Wohnungen darum hingebaut mit umhägten Gemüsegärten, — dies Bild der Ruhe, der Einfalt, der Zufriedenheit; es ist St. Jakob am Strom der Birs, eine Viertelstunde von der Stadt Basel. Diese Gefilde, sind die Thermopylen der Schweiz geheißen. Hier war es, wo sich am [illegible] August 1444 anderthalbtausend Schweizer unerschrocken dem [illegible] Vaterland weihten, als Karl VII. von Frankreich an [illegible] von 60,000 Mann in das Gebiet der Eidsgenossen ein[illegible]. Mit eben so geringer Schaar, mit eben so furcht[illegible], warf sich ungefähr zwei tausend Jahr früher [illegible] Leonidas dem Perser-Schach Xerxes für [illegible] entgegen, der mit größerer Macht, als [illegible] war. Aber St. Jakob hatte keine Engpässe, [illegible], wo Leonidas [illegible], links von schroffen Gebirgen [illegible] geschützt, und auf einem [illegible] breit. Wie die Griechen

G. A. Müller delin. | Winkles sculp.

ST. JACOB NEAR BASEL. | ST. JACOB BEI BASEL. | ST. JAQUES PRÈS DE BÂLE.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag, W. Creuzbauer.

starben die Schweizer, im blutigen Ehrenfelde. Alle, bis auf wenige Einzelne. — Beide, die Griechen wie die Schweizer, erschütterten mit ihrem Heldentode die Entschlossenheit des übermächtigen Feindes, dessen Sieg einer Niederlage glich, indessen der Untergang der Besiegten ihr ewiger Triumph in den Geschichten des menschlichen Geschlechts geworden ist. Ueber den Gräbern der gefallenen Freiheitskämpfer baute Griechenland dankbar ein Denkmahl; und die Bürgerschaft Basels errichtete, erst in diesem Jahrhundert (1824) ein solches den Eidsgenossen von St. Jakob am Wege zum Schlachtfeld. —

Nicht St. Jakob allein in der Nähe Basels, hier an der Schwelle des eidsgenössischen Bodens, auch ohnweit davon die Waldhöhe des Bruderholzes und das Feld von Dornach wurden ein halbes Jahrhundert später Zeugen dessen, was Schweizer einst für ihr Vaterland wagten. Ihrer Tausend vernichteten am Bruderholz eine vierfach größere Schaar des Schwabenbundes; und ihrer sechstausend schlugen bei Dornach sechszehntausend Feinde, deren Feldherr Heinrich von Fürstenberg mit 3000 seiner Krieger umkamen. Doch diese Siege werden von dem ruhmreichen Unglück bei St. Jakob noch überstrahlt.

Ein eidsgenössischer Schlachthaufe stand belagernd vor der Veste Farnsburg, als Nachricht kam, der Dauphin von Frankreich rücke mit unzählbaren Schaaren an Basel vorüber, ins Schweizerland; er sei kaum noch fünf Stunden Wegs entfernt. Niemand bei Farnsburg erschrack; aber jeden ergriff flammender Zorn gegen die eindringenden Fremdlinge. Während die Hauptleute Kriegsrath hielten, ob man den Feind in den Engpässen des Juragebirgs erwarten, oder ob man Verstärkungen herbeirufen müsse, erhob das gemeine Kriegsvolk wildes Geschrei, man solle nicht zaudern, vorwärts fliegen; schlagen; es gelte des Vaterlands Heil, und wäre des Feindes Macht zehnmal größer. Die Hauptleute wurden überschrien, und waren froh, es wenigstens dahin zu bringen, daß nur etwa 1500 Mann zum Dorfe Pratteln vorangehn sollten, nicht um ein Gefecht anzuheben, sondern nur Stärke und Gang des französischen Heers zu beobachten. Die Fünfzehnhundert zogen fort, im Herzen keineswegs gewillt, den Bedenklichkeiten ihrer Feldhauptleute genüge zu thun. Zween Chorherrn von Basel begegneten unterwegs der fröhlichen kriegerischen Jugend. Sie mahnten, behutsam zu gehen, in der Nähe eines so furchtbaren und überlegenen Heeres. „Nichts da" rief einer

der Eidsgenossen: „Es muß gehen, und gehts nicht, so hab' Gott unsere Seelen, der Feind unsere Leichen!“

In der Morgenfrühe standen sie vor dem Dorfe Pratteln. Dort in den Wiesen hatte sich der französische Marschall Graf von Dammartin mit einigen tausend Mann Fußvolks und Reiterei aufgestellt. Die Schweizer stürzten vor, brachen durch, sprengten den Feind, der mit Hinterlassung einiger hundert Todten, in die Verschanzungen beim Dorfe Muttenz zurückgeworfen ward. Hier stand er bei zwölftausend Mann stark. Die Verschanzungen wurden erstürmt; die Zwölftausend über den Strom der Birs gejagt. Die eidsgenössischen Hauptleute riefen halt! Die Birs sollte nicht überschritten werden; jenseits stand die französische Artillerie: die ganze Armee; voran eine Masse von 8 — 9000 Mann Reiterei. Aber die Birs ward durchwatet und durchschwommen, nicht ohne Verlust mehrerer Hundert Todten; nicht ohne Unordnung. Alle Feuerschlünde der Franzosen spien ihren Donner gegen die Schweizer; alle Streithaufen wälzten sich gegen sie an, sie zu erdrücken. Sie wurden von den ungeheuren Massen erdrückt, umringt, vereinzelt, niedergemacht. Vergebens sandte Basel 3000 Mann aus seinen Thoren, sich mit den Eidsgenossen zu verbinden, um sie in die Stadt zu ziehen. Es war zu spät. Der Feind trat zwischen die Eidsgenossen und die 3000, und drohte diese von der Stadt abzuschneiden. Die Schweizer kämpften fort, und fanden siegesmüde über Leichenhügeln ihrer Feinde hin den Tod. Noch war ihrer ein Häuflein von fünfhundert Tapfern übrig. Der warf sich zu St. Jakob in das Siechenhaus und dessen ummauerten Garten; schlug drei Stürme ab, brach zweimal zum Ausfall hervor. Des Todes und des Ruhmes für's Vaterland gewiß, nahm und gab er keine Gnade. Mann fiel neben Mann durchbohrt. Stückkugeln zermalmten die Gartenmauer; das Siechenhaus brannte. Wer nicht durch Pfeil und Kugel, Schwert und Lanze umkam, starb in den Flammen. Zehn Stunden lang war gestritten worden. Die Leichen von mehr denn tausend Rossen, von achttausend französischen Kriegern, und von anderthalbtausend Eidsgenossen unter ihnen, bluteten auf dem weiten Wahlplatz. Nur zehn Mann der Letztern, schon an der Birs von den Brüdern zu früh getrennt, retteten ihr Leben. Ludwig der Dauphin schwor, im Kreis seiner Räthe und Marschälle, ein heldenmüthigeres Volk sey nimmer gesehen worden. Er wollte es nicht weiter versuchen. Zu Ensisheim schloß er Frieden, die Schweizer mehr bewundernd, als fürchtend.

Der Dauphin scheint in den Schrecken dieser Thermopylen-Schlacht

Höheres, als gemeinen, soldatischen Muth erblickt zu haben, indem er aus Staatsklugheit oder Edelsinn die Besiegten ehrte, welche seiner eignen Macht so tiefe Wunden geschlagen hatten. Im vollen Gegensatz von ihm athmeten andere seiner Hauptleute nur Wuth ohnmächtiger Rache, wenn sie das Leichenfeld übersahn, das mit Blutströmen gefärbt war. „Heut baden wir in Rosen!“ rief triumphirend der Herr von Landskron, Burkhard Mönch, indem er durch die erschlagnen Tausende ritt. „Friß eine davon!“ rief unter den Todten ein sterbender Schweizer, der seine letzte Lebenskraft zusammennahm, den Hohn zu strafen, und dem Höhner das Haupt mit einem fortgeschleuderten Stein zerschmetterte, daß er bald davon den Geist aufgeben mußte. — Hier war nicht Heereskrieg, sondern Volkskrieg; hier nicht Gehorsam und Dienst um Sold, nicht Vertilgungskampf für eine Ehrensache, sondern Nothwehr fürs Vaterland, Begeisterung für Heiligthümer freier Bürger. Dieser Mannsmuth, diese Begeisterung ist das Erbtheil der Schweizer bis zu unsern Tagen geblieben. Wer erinnert sich nicht der einzelnen mörderischen Gefechte des Jahres 1798, wo eine kleine Bernerschaar bei Neuenegg die überlegne Macht der französischen Brigaden besiegte; oder wo bei Rothenthurm kaum 2000 Schweizer den dreifach so starken Feind schlugen; oder, wo beim Kampf gegen die geringe Schaar der Unterwaldner, General Schauenburg seiner Todten und Verwundeten im sechsfach größern Heer wenigstens doppelt mehr zählte, als Feinde ihm bei Stansstaad gegenüber gestanden waren. *)

Wenn Frankreich sich dennoch im Jahr 1798 nach wenigen Treffen der ganzen Schweiz bemächtigen konnte, ward das damals nur möglich durch die groben Gebrechen des eidsgenössischen Bundes, durch die Zwietracht der Regierungen mit den Unterthanen; durch die blinde Eifersucht der Kantone untereinander; durch die vollkommenste Verwahrlosung des Heerwesens seit einem Jahrhundert; durch Vereinzelung Aller im Kampf, indem jedes Ländchen an seinen eignen Gränzen den Streit für sich allein ausfechten wollte.

---

*) General Schauenburg selbst sagte in einem Schreiben vom 9ten September 1798 an den General Jordy: Nous avons perdu *beaucoup de monde*, ce qui étoit inévitable avec l'incroyable obstination de ces hommes audacieux jusqu'à la rage. — C'étoit une journée des plus chaudes, que j'aie jamais vue. On se battoit avec des massues. On s'ecrasoit avec des éclats des rochers. On combattoit sur l'eau. En un mot, on employoit pour s'exterminer tous les moyens possibles.

Zwar noch gegenwärtig nährt ein mangelvoller Bund der Kantone diese politische Selbstsucht, Nebenbuhlerei und Vereinzelung. Aber vom Unglück der Vergangenheit gewitzigt, ist ihr Heerwesen tüchtiger ausgebildet, und darin bei ihnen allein Einheit der Kräfte Aller. Jeder Schweizer ist Soldat und kampfpflichtig; jeder Waffenfähige bewaffnet. Mehr denn 100,000 Mann eingeübter Milizen stehen schlagfertig, denen noch wenigstens 50,000 folgen können, die Neutralität ihres vaterländischen Bodens und ihre Freiheit zu vertheidigen. Ihre ungestüme Tapferkeit zu leiten, fehlt es ihnen nicht an gebildeten und geistvollen Befehlshabern, oder an Vertrautheit mit den Fortschritten der neuern Kriegskunst. Aber nicht dies, nicht ihre Gebirge, Seen, Ströme und Engpässe allein sind es, was ihnen, in Kriegen der europäischen Mächte, künftig zum Selbstschutz Stärke gewährt; auch die Eifersucht ihrer großen Nachbarstaaten, und deren militärischer und politischer Vortheil, die Schweiz nicht zu verletzen, wird ihnen zur Hülfe. Es scheint immer mehr Grundsatz der Eidsgenossenschaft zu werden, gegen den ersten, der ihres Bodens Neutralität verletzt, Bundesgenoß von dessen Feinde zu werden. Und nicht gleichgültig mag es seyn für jede Macht, die Stärke ihres Feindes durch ein Heer von 100,000 Tapfern vergrößert zu sehen. Und mehr noch, auch die Fahnen der Freiheit sind heutigen Tages eine Macht, sey es auf welscher, oder deutscher Erde.

2.

Basel die Stadt.

An ihren Rheinufern liegt großartig die edle, altberühmte Schweizerstadt ausgebreitet, heute noch wie vor Jahrhunderten ein Marchstein auf der Gränzscheide Helvetiens, Germaniens und Galliens. Dieser Lage, wie dem rührigen Gewerbfleiß ihrer Bürger, dankt sie einen glänzenden Wohlstand, den in früheren Zeiten weder Schrecken der Natur durch Erdbeben, Pest oder schwarzen Tod, noch in spätern Tagen Kriege und Revolutionen benachbarter Staaten vernichten konnten. Ihren Ruhm aber unter den europäischen Städten dankt sie mehr noch der Pflege der Wissenschaften, die sie schon in Zeitaltern übte, als der größte Theil Europens in Nacht der Barbarei begraben lag. Hier lehrte einst

BASEL. BÂLE.

Zwar noch gegenwärtig nährt ein mangelvoller Bund der Kantone diese politische Selbstsucht, Nebenbuhlerei und Vereinzelung. Aber vom Unglück der Vergangenheit gewitzigt, ist ihr Heerwesen tüchtiger ausgebildet, und darin bei ihnen allein Einheit der Kräfte Aller. Jeder Schweizer ist Soldat und kampfpflichtig; jeder [illegible] bewaffnet. Mehr denn 100,000 Mann eingeübter Milizen stehen schlagfertig, denen noch wenigstens 50,000 folgen können, die Neutralität ihres vaterländischen Bodens und ihre Freiheit zu vertheidigen. Ihre ungestüme Tapferkeit zu leiten, fehlt es [illegible] an gebildeten und geistvollen Befehlshabern, oder [illegible] mit den Fortschritten der neuern Kriegskunst. [illegible] Ströme und Eng[illegible] der europäischen Mächte, [illegible] auch die Eifersucht ihrer großen [illegible] militärischer und politischer [illegible], wird ihnen zur Hülfe. Es scheint [illegible] der Eidsgenossenschaft zu werden, gegen [illegible] Bodens Neutralität verletzt, Bundesgenoß [illegible] zu werden. Und nicht gleichgültig mag es seyn für [illegible] Macht, die Stärke [illegible] Feindes durch ein Heer von 100,000 Tapfern vergrößert zu sehen. Und mehr noch, auch die Fahnen der Freiheit sind heutigen Tages eine Macht, sey es auf welscher, oder deutscher Erde.

2.

Basel, die Stadt.

An ihren Rheinufern liegt großartig die edle, altberühmte [illegible] ausgebreitet, [illegible] noch wie vor Jahrhunderten [illegible] auf der Gränzscheide Helvetiens, Germaniens und [illegible] Gewerbfleiß ihrer Bürger, [illegible], den in früheren Zeiten [illegible] durch Erdbeben, Pest oder schwarzen [illegible] Tagen Kriege und Revolutionen benach[illegible]. Ihren Ruhm aber unter den [illegible] noch der Pflege der Wissenschaften [illegible] übte, als der größte Theil Europens [illegible] begraben lag. Hier lehrte einst

Winkler sculp.

BASEL. BÂLE.

H. Winkles sculp.

THE CATHEDRALE OF BASEL   DER MÜNSTER IN BASEL.   LA CATHEDRALE A BALE

Erasmus von Rotterdam; hier ist die Heimath der Holbeine, der Iseline, der Euler, Bernoulli's und andrer erleuchteten und weitleuchtenden Männer. Hier ist fast jede Straße Trägerin irgend einer geschichtlichen Denkwürdigkeit; so wie die Stadt selbst und ihr Name an mehr, als ein dem Welttheil wichtiges Ereigniß mahnt, an Kirchenversammlungen, Friedensschlüsse u. s. w.

Wie alle Schweizerstädte, ist auch Basel nur eine Stadt von mäßiger Bevölkerung. Sie mag bei 17,000 Einwohner, und gegen 2200 Gebäude enthalten; ihr Umfang ließe auf das doppelte der Seelenzahl schließen. Aber stolz auf ihr Bürgerthum, oder eifersüchtig auf den Genuß ihres von der Vorwelt ererbten Gemeingutes, ist sie in Aufnahme neuer Mitbürger karger geworden, als sie es vordem gewesen. Man zählt schon seit einem halben Jahrhundert unter den Bewohnern der Stadt fast eben so viele fremde Ansassen als Ortsbürger. Im siebenzehnten Jahrhundert ward es Fremden sogar gesetzlich untersagt, Haus und Hof in der Stadt eigenthümlich zu besitzen, „um allerhand wichtiger Ursach willen.“ Obwohl die Bauart der Straßen und Häuser noch das nicht leicht zu verwischende Gepräge der mittelalterischen Reichsstadt trägt, deuten doch auch hier schon viele Wohnungen, in edlerem Style aufgeführt, öffentliche Lustgänge und andere Verschönerungen den verwandelnden Geist des neunzehnten Jahrhunderts an.

Es liegt in des Schweizers Gemüthsweise, an Art und Brauch seiner Altvordern fest und treu zu hangen, sei es aus kindlicher Ehrfurcht vor deren Weisheit oder aus jener süßen Behaglichkeit, welche in aller Gewohnheit liegt, und ihren Zauber durch nichts, als durch Gewalt der Umstände oder mächtiger Leidenschaften lösen läßt. Unter Gebirgsbewohnern ist dies, bei Einfachheit ihrer Verhältnisse, der Armuth und Geistesruhe minder Seltenes. Aber merkwürdiger ists in einer Stadt, durch deren Thore die Handelsstraßen Italiens, Frankreichs und Deutschlands ziehen; wo sich immer ein lebhafter Verkehr der Fremden regte; wo Reichthum, Wissenschaft und Gewerbe ihre Früchte trugen. Basel widerstrebte unter allen Städten der Schweiz vielleicht am längsten und hartnäckigsten den Veränderungen in Sitte, Brauch und Lebensart; und zwar, was nicht unbeachtet gelassen werden darf, mehr in geringfügigen Nebendingen und Kleinlichkeiten, als in allgemeinen und größern Angelegenheiten. Denn durch den Gemeinsinn der Bürger, wurden hier wichtige Verbesserungen alter, oder Begründungen neuer Einrichtungen ohne besondere Schwierigkeit durchgeführt, die anderswo fromme Wünsche bleiben mußten. Basel wetteifert mit den vornehmsten Städten der

THE CATHEDRALE OF BASEL — DER MÜNSTER IN BASEL. — LA CATHEDRALE A BALE

Erasmus von Rotterdam; hier ist die Heimath der Bauhine, der Iseline, der Euler, Bernoulli's und andrer erleuchteten und weitleuchtenden Männer. Hier ist fast jede Straße Trägerin irgend einer geschichtlichen Denkwürdigkeit; so wie die Stadt selbst und ihr Name an mehr, als ein dem Welttheil wichtiges Ereigniß mahnt, an Kirchenversammlungen, Friedensschlüsse u. s. w.

Wie alle Schweizerstädte, ist auch Basel nur eine Stadt von mäßiger Bevölkerung. Sie mag bei 17,000 Einwohner, und gegen 2200 Gebäude enthalten; ihr Umfang ließe auf das doppelte der Seelenzahl schließen. Aber stolz auf ihr Bürgerthum, oder eifersüchtig auf den Genuß ihres von der Vorwelt ererbten Gemeingutes, ist sie in Aufnahme neuer Mitbürger karger geworden, als sie es vordem gewesen. Man zählt schon seit einem halben Jahrhundert unter den Bewohnern der Stadt fast eben so viele fremde Ansassen als Ortsbürger. Im siebenzehnten Jahrhundert ward es Fremden sogar gesetzlich untersagt, Haus und Hof in der Stadt eigenthümlich zu besitzen, „um allerhand wichtiger Ursach willen.“ Obwohl die Bauart der Straßen und Häuser noch das nicht leicht zu verwischende Gepräge der mittelalterischen Reichsstadt trägt, deuten doch auch hier schon viele Wohnungen, in edlerem Styl aufgeführt, öffentliche Lustgänge und andere Verschönerungen den verwandelnden Geist des neunzehnten Jahrhunderts an.

Es liegt in des Schweizers Gemüthsweise, an Art und Brauch seiner Altvordern fest und treu zu hangen, sei es aus kindlicher Ehrfurcht vor deren Weisheit oder aus jener süßen Behaglichkeit, welche in aller Gewohnheit liegt, und ihren Zauber durch nichts, als durch Gewalt der Umstände oder mächtiger Leidenschaften lösen läßt. Unter Gebirgsbewohnern ist dies, bei Einfachheit ihrer Verhältnisse, bei Armuth und Geistesruhe nichts Seltenes. Aber merkwürdiger ists in einer Stadt, durch deren Thore die Handelsstraßen Italiens, Frankreichs und Deutschlands ziehen; wo von jeher sich großer Verkehr der Fremden regte; wo Reichthum, Wissenschaft und Gewerbe ihre Früchte trugen. Basel widerstrebte unter allen Städten der Schweiz vielleicht am längsten und hartnäckigsten den Veränderungen in Sitte, Brauch und Lebensart; und zwar, was nicht unbeachtet gelassen werden darf, mehr in geringfügigen Nebendingen und Kleinlichkeiten, als in allgemeinen und größern Angelegenheiten. Denn durch den Gemeinsinn der Bürger, wurden hier wichtige Verbesserungen alter, oder Begründungen neuer Einrichtungen ohne besondere Schwierigkeit durchgeführt, die anderswo fromme Wünsche bleiben mußten. Basel wetteifert mit den vornehmsten Städten der

Schweiz in der Menge und Vortrefflichkeit öffentlicher Anstalten. Es herrscht hier ein Reichthum von Bibliotheken, Sammlungen von Manuscripten, Alterthümern, Gemälden, Kupferstichen, physikalischen Apparaten. Münz- und Naturalienkabineten, deren weit größere Städte entbehren. Hier ist für Alles gesorgt, was zur Veredlung oder Veranmuthigung des Lebens hilft; selbst Cassino und Theater fehlen nicht, noch weniger eine Menge nützlicher und wohlthätiger Stiftungen, Werke edelmüthiger Bürger, die sich seit mehr, denn einem halben Jahrhundert, zu einer Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen verbunden.

Neben so vielen Vorzügen sieht man gern manchem Sonderlingshaften nach, welches durch Gewohnheit seine Rechte bis in unsere Tage behauptete; wie z. B. daß die Uhren der Stadt im Gang ihres Stundenzeigers von allen in Europa (mit Ausnahme Italiens, das noch 24 Stunden zählt) von jeher abwich. Die Basler Uhr nämlich mußte immer eine Stunde früher gehen, als die der übrigen Welt. Niemand weiß, woher der wunderliche Brauch stammt; noch wozu er nützt? Als man versuchen wollte sich auch hierin den übrigen Europäern gleich zu stellen, und gesetzlich befohlen ward, damit am 1. Jänner 1779 den Anfang zu machen, gab es der Partheiungen und Verwirrungen so viele und ernstliche, daß man schon vierzehn Tage nachher, das Gesetz wieder aufzuheben genöthigt ward.

Es versteht sich, daß eine Stadt von diesem eigenthümlichen Charakter, in ältern Zeiten noch weit mehr solcher Seltsamkeiten aufzuweisen hatte; und eine Sittengeschichte Basels wäre gewiß reichhaltiger und anziehender, denn diejenige irgend einer andern schweizerischen oder deutschen Stadt. Immer wandelten gern hier Frömmigkeit, selbst übergroße, mit Ueppigkeit des Wohllebens, die größte Mildthätigkeit mit kaufmännischer Knauserei, und der empfänglichste Sinn für das Große und Gute mit starrer Sprödigkeit der Denkart, Hand in Hand. Ich will einige Züge mittheilen.

Die innere geheime Religion bildungsarmer Völker ist deren Aberglaube. Davon war in frühern Zeiten das Volk des Kantons Basel besonders reich; und noch itzt findet man dessen in der Landschaft mehr Ueberbleibsel, als fast in sämmtlichen Gegenden der nördlichen Schweiz. Auch die Bürger der Stadt waren damit wohlbegabt, und wegen der Namensverwandtschaft spielten die Basilisken, die Schildhalter des Stadtwappens, Geschöpfe halb Hahn, halb Schlange, wichtige Rolle darin. Im Jahr 1474 ward feierlich durch Henkershand ein Hahn, der ein Basilisken-Ei gelegt

hatte, in der Stadt verbrannt. Die Fortschritte der Wissenschaften klärten viele auf, aber nach der Kirchenreformation trat an die Stelle jener Vorurtheile eine gemüthliche, oft schwermuthsvolle Andächtigkeit, eine Religion des Gefühls und schwärmerischer Einbildungskraft, eine Frömmigkeit, die sich oft sonderbar zur Schau stellte: z. B. las man noch im vorigen Jahrhundert über den Thüren der Häuser, deren Namen in eigenthümlichen Zusammenstellungen und Versen:

„Auf Gott ich meine Hoffnung bau,
Und wohne in der alten Sau.“

Oder: „Wacht auf ihr Menschen und thut Buß,
Ich heiß zum goldnen Rinderfuß.“

Im siebenzehnten Jahrhundert führte man außer dem üblichen Gottesdienst, noch besondere öffentliche Betstunden ein. Ja, sogar für die Stadtwachen, wenn sie aufzogen, oder abgelöst wurden, waren (im Jahr 1666) eigne Gebete vorgeschrieben, welche die Soldaten hersagen mußten. In den Dörfern wollte man Sonntags, außer Morgenpredigt und Kinderlehre, die Landleute noch, statt des Zielschießens und Kegelns, mit Abendgebeten und biblischen Vorlesungen unterhalten. Es ward aber des Guten zu viel; man kam damit nicht zu Stande. Jahre lang war sogar obrigkeitlich verbothen, Bürger an Sonn- und Festtagen aus den Thoren der Stadt zu lassen. Man trieb sie mit aller Gewalt zur Andacht. Selbst das berühmte Gemälde des Todtentanzes an einer Kirchhofmauer, welches auf Befehl der Basler Kirchenversammlung, zur Zeit der Pest, von einem Schüler Holbeins gemalt war, sollte dazu mitwirken. Jetzt ist das Bild verschwunden, nicht der Frömmigkeitseifer. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts begannen Pietismus, Herrenhuterei und Andächtelei überhand zu nehmen, nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande, wo früher schon auch Schwärmerei der Widertäufer großen Beifall gefunden hatte. Vergebens erschienen gegen diese Wiedertäufer wiederholt obrigkeitliche Verordnungen, selbst gegen „Umgang mit Sektirern und Irrgeistern.“ Ueberzeugungen und Gefühle gehorchten nie dem Machtspruch des Gesetzes. Noch bis auf den heutigen Tag ist Basel die Hauptstadt des Pietismus in der Eidsgenossenschaft. Der melancholische Geist religiöser Ansichten, welcher zur republikanischen, oder christlichen Sittenstrenge führen sollte, kämpfte fort und fort gegen alle öffentliche Lustbarkeiten des Volkes, gegen Tanz und Spiel, und hätte, wär es möglich gewesen, das ganze Land in ein protestantisches Kloster verwandelt. Aber die mensch-

lichen Neigungen zur Lebensfreude, gewaltsam zurückgedrängt verarteten nur in gefährlichere Sünden, in geheime Ausschweifungen.

Pietismus oder dogmatischer Eifer, führten auch zeitig genug in Basel eine Bücher-Censur ein, die manchmal mit lächerlicher Strenge gehandhabt ward. Im Jahr 1531 ward verbothen, nichts zu drucken, „was einer Stadt Basel nachtheilig sein mögte;“ im Jahr 1553 in keiner andern Sprache zu drucken, als in der hebräischen, griechischen, lateinischen und deutschen. Da nun in demselben Jahre zwei Basler Gelehrte um Erlaubniß baten, eine französische Uebersetzung des alten Testaments in die Druckerei zu geben, bewilligte es der Rath: „sofern man keine Schmutz- Schand- und Schmachworte darin finden würde!“

Mit dieser religiösen Gewissenhaftigkeit vertrug sich aber der Geldwucher ganz vortrefflich; ja fand in ihr die beste Unterstützung. Man nannte einen Zins zu 5 Prozent „einen christlichen Zins.“ Er ward obrigkeitlich mit so frommem Ernst befohlen (im Jahr 1682 und 1684), daß diejenigen, welche ihr Geld bei Landleuten zu vier oder wohl gar 3½ Prozent anlegten, „eigennützige, vortheilsüchtige, schädliche Leute genannt wurden;“ ja, daß man sogar die zu niedrigem Zins angelegten Capitalien konfiscirte. Man wird fragen, warum? Man antwortete: Weil diese Leute „durch ihren unersättlichen Geitz Nachtheil der Gotteshäuser, Spitäler, Kirchengüter und unausbleiblichen Schaden vieler armen Wittwen und Waisen befördern.“ Ein solches kaufmännisch-religiöses Gesetz hat man wohl in keinem andern Lande aufzuweisen, und steht vielleicht in der Geschichte der europäischen Staatsökonomie, als einziges in seiner Art.

Wie alle Schweizerstädte hatte auch Basel seine Aufwandsgesetze und Sitten-Mandate; aber nirgends trat man tiefer in das Einzelne und Kleinste ein über Stoff und Schnitt der Kleider, Art und Anzahl der Speisen und Weine bei Gastmälern, Zahl der Gäste und Kutschen u. s. w. als hier. Im Jahr 1758 verbot die Regierung das Frisiren der Frauenzimmer „durch Mannsbilder, als höchst unanständig und unehrbar.“ Im sechszehnten Jahrhundert waren eigne obrigkeitliche Sittenrichter angestellt, die „Unzüchterherrn“ genannt wurden. Sie hatten damals besonders mit den modisch gewordenen geschlitzten, oder wie es in den Gesetzen lautet, zerhauenen Kleidern, zu kämpfen. Als man im folgenden Jahrhundert aber die „Baselhüte“ mit hohen Köpfen selbst von Seiten der Obrigkeit sehr geschmackvoll fand, ward ein spaßhafter Major mit

einer Geldstrafe von 50 Gulden belegt, weil er sich einen Baselhut „fünf Werkschuh hoch“ hatte machen lassen.

Hingegen hatte man lange nichts dagegen, daß sich zu jener Zeit in der frommen Stadt zwei „Frauenhäuser“ für feile Dirnen befanden, die ihr Gewerbe öffentlich trieben. In noch früherer Zeit (1482) mußten die Freudenmädchen von Basel, als Kennzeichen, Mäntel tragen, die nicht länger seyn durften, denn eine Spanne tief unter dem Gürtel. Auch waren die, welche dergleichen Mädchen hielten, gehalten, sie an Sonn= und Festtagen fleißig in die Kirche zu schicken. Uebrigens nahm man es mit den Sünden gegen das sechste Gebot nicht allzustreng. Eine Jungfrau z. B. war laut Verordnung, noch immer für züchtig und ehrbar anzusehen, obschon sie mit einem Manne allzuvertrauten Umgang pflog, wenn nur der Mann ihr vor zwei gültigen Zeugen Ehe versprochen hatte.

Damals ward die Stadt noch „die ehrwürdige Stadt Basel“ geheißen; Straßburg hingegen die „ehrsame“. Es scheint nach diesem Unterschied, Basel müsse eine höhere Stufe des Ranges eingenommen haben. Der Pomp breiter Titel ward bald, wie im übrigen Deutschland, Haupt= und Staatssache. Der Rath von Basel erließ sogar (1501) das Gebot: „wann uns etliche, vielleicht aus Verachtung und Neid, an unserm Titel abbrechen und nicht schreiben, wie von altem Herkommen und unsern Vordern geschehen ist, daß Boten und Briefe unvernommen wieder zurückgeschickt werden sollten.“ Die vorgeschriebene Anrede an den Rath lautete (nach der Verordnung von 1546): „Edle, strenge, fromme, feste, fürsichtige, ehrsame, weise Herrn!“ und die Staatshäupter wurden „Eure Weisheit“ angeredet. Es ist schwer zu entscheiden, ob nur Bescheidenheit solche Benennungen forderte, um an die obrigkeitlichen Kardinaltugenden erinnert zu werden, die man besitzen sollte; oder Eitelkeit, daß man schon, als Eigenthümer derselben, gelten wollte. — Der Rath selbst, in Zuschriften an einen Edelknecht betitelte diesen „den Festen,“ einen wirklichen Ritter „den Strengen“, dutzte beide und redete sie blos bei ihren Taufnamen an; einem österreichischen Landvogt, oder einem Freiherrn gab man den Titel „Eure Edelkeit“, und einem römischen König zwar schon den der „Majestät“, aber seiner Gemahlin nur den „Ihrer königlichen Würde.“ Man muß gestehen, daß noch immer mehr Verstand in diesen Rangbezeichnungen lag, als in denen, welche von der Eitelkeit der spätern Zeit erfunden wurden.

Doch genug von Curiositäten und Antiquitäten, zu denen wir

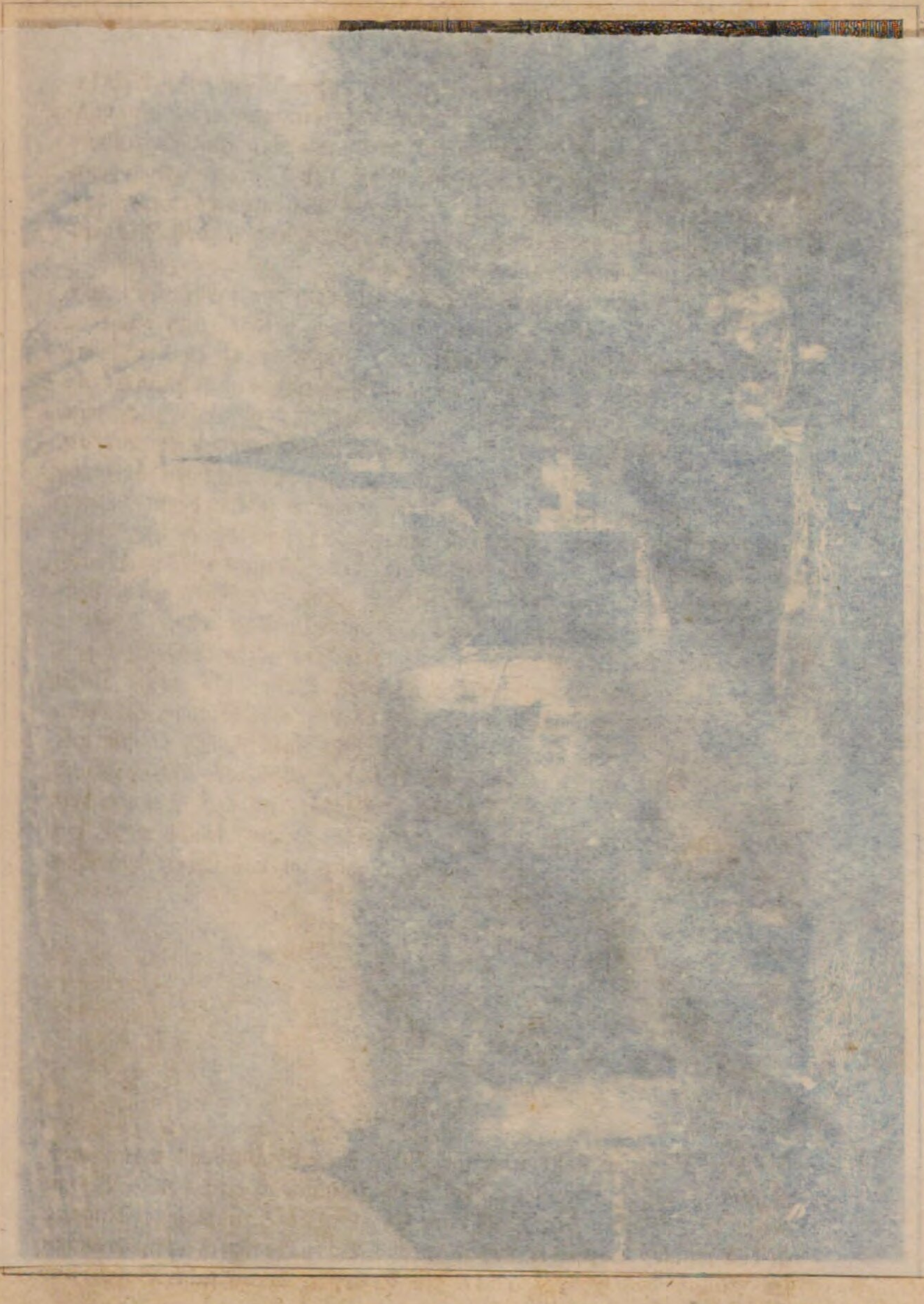
heut lächeln, wie einst unsre Enkel über unsre Weisheiten lächeln werden. Das heutige Basel ist natürlich ein anderes, als das mittelalterische, obgleich auch dieses noch zuweilen zwischen allem Bessern der neuern Zeit sehr unpassend die zur Thorheit gewordene Weisheit hervorstreckt, wie der Kopf des Lallenkönigs unter der Uhr des Rheinbrückenthurms, bei den Bewegungen des Pendels seine Zunge zum Ergötzen des Publikums.

Vielleicht verdient Basel itzt den Beinamen der „Ehrwürdigen" mehr, als in der etwas lockern Vorwelt. Statt jener steifen, äußerlich angenommenen Ehrbarkeit und Zucht, waltet in der Bürgerschaft ein richtiges, reines Gefühl des Guten und Anständigen; statt trockener, unfruchtbarer Schulgelahrtheit, ziemlich allgemein verbreitete Bildung und Kenntniß des Wissenswürdigen; und an wohlthätiger Freigebigkeit kann ihr nur Zürich gleichgestellt werden. Die beibehaltenen Charakterzüge ihrer Altvordern, jener Hang zur Ueberfrömmigkeit und Pietisterei; jene durch Gewerbs- und Handelsgeist bewirkte Werthung des Menschen nach Maasgabe seines „Habens und Sollens"; jener ungelenke Starrsinn einmal gefaßter Meinungen und Vorurtheile sind eben Schattirungen, vermittelst welcher der sonst edle Charakter dieser Schweizerstadt seine Eigenthümlichkeit behauptet. Besser ists doch, einen Charakter zu haben, als keinen, wie es unter Menschen, Städten und Völkern unserer Tage schon zu häufig Fall ist. Es scheint mir Ungerechtigkeit, Basel nachdem zu beurtheilen, wie es sich während der letzten Unruhen der Schweiz darstellte in der Trunkenheit politischen Partheigeistes. Auch den Ehrenmann kann wohl ein Räuschchen überraschen; aber niemand würdigt das Leben desselben nach einer Ausnahme von der Regel.

3.

Liestal.

Der Künstler stellt uns im Bilde dies Städtchen, wenn auch nicht von dessen schönster, doch bedeutsamster Seite dar. Bis zu dieser Brücke über den Bach vom Oristhal, bis zu diesem Eingang in den jetzigen Hauptort des Kantons Basellandschaft, drangen im August des Jahres 1831 die Truppen der Stadt Basel, um



heut lächeln, wie einst unsre Enkel über unsre Weisheiten lächeln werden. Das heutige Basel ist natürlich ein anderes, als das mittelalterliche, obgleich auch dieses noch zuweilen zwischen allem Bessern der neuern Zeit sehr unpassend die zur Thorheit gewordene Weisheit hervorstreckt, wie der Kopf des Lallenkönigs unter der Uhr des Rheinbrückenthurms, bei den Bewegungen des Pendels seine Zunge zum Ergötzen des Publikums.

Schwerlich verdient Basel itzt den Beinamen der »Ehrwürdigen« mehr, als in der etwas finstern Vorwelt. Statt jener steifen, ängstlich angenommenen Ehrbarkeit und Zucht, waltet in der Bürgerschaft ein richtiger, reiner Sinn des Guten und Anständigen; statt [illegible] Schwerfälligkeit, ziemlich allgemein verbreitete Bildung und Kenntniß des Wissenswürdigen; und an wohlthätiger Freigebigkeit kann es [illegible] Zürich gleichgestellt werden. Die [illegible] ihrer Altvordern, jener Hang zur [illegible]; jene durch Gewerbs- und [illegible] des Menschen nach Maaßgeld [illegible], jener ungelenke Starrsinn [illegible] und Vorurtheile sind eben Schattirungen, [illegible] der sonst edle Charakter dieser Schweizerstadt [illegible] behauptet. Besser ists doch, einen Charakter zu haben, als keinen, wie es unter Menschen, Städten und Völkern unserer Tage schon zu häufig Fall ist. Es scheint mir Ungerechtigkeit, Basel nachdem zu beurtheilen, wie es sich während der letzten Unruhen der Schweiz darstellte in der Trunkenheit politischen Partheigeistes. Auch den Ehrenmann kann wohl ein Räuschchen überraschen; aber niemand würdigt das Leben desselben nach einer Ausnahme von der Regel.

3.

Liestal.

Der [illegible] stellt uns im Bilde dies Städtchen, wenn auch nicht von [illegible] schönster, doch bedeutsamster Seite dar. Bis zu [illegible] über den Bach vom Oristhal, bis zu diesem Eingang [illegible] des Kantons Basellandschaft, drangen im August des Jahres 1831 die Truppen der Stadt Basel, um

engraved by H. Winkles

LIESTAL.

den kleinen, kaum von zweitausend Seelen bevölkerten Ort, wegen seiner Widersetzlichkeit zu züchtigen. Acht Stück groben Geschützes standen gegen diese bescheidnen Wohnungen aufgepflanzt, deren einige die auf sie geworfenen Kugeln heut noch, als Zierde, Ehrenzeichen oder Denkmale der Zeit, eingemauert tragen. Aber die Sturmglocke des Thurms, die aufgestiegene Rauchsäule eines vom Geschütz in Brand gesetzten Gebäudes, hatte weit umher das Volk der übrigen Landschaft zur Vertheidigung oder Rache herbeigerufen. Die Truppen Basels wurden zum Rückzug gezwungen. Die Volksfreiheit feierte hier und an diesem Tage ihren ersten Triumph.

Ueberhaupt herrschte im Leben und Wesen dieses Landvolkes immer schrofer Gegensatz zu dem der Hauptstadt Basel. Vergebens suchte man einst auch in den 74 Gemeinden des Kantons den düstermüthigen Geist des Pietismus herrschend zu machen; er ließ sich nicht vollständig einbürgern. Er erzeugte Partheiung und Zwietracht in Dörfern und Haushaltungen und rohe Herabwürdigung des geistlichen Berufs. Vergebens versüßte die oberherrliche Stadt durch reiche Wohlthaten nnd Unterstützungen das bittre Gefühl dienstbarer Unterwürfigkeit oder Niedrigkeit, welches in der Brust des Landmanns durch städtischen Geldstolz und Gebieterton rege blieb. Dies Volk, obwohl es noch die Narben ehemaliger Leibeigenschaft trug, hatte bei aller Unwissenheit, bei allem Aberglauben, worin es gelassen war, einen zu lebhaften Geist, einen zu tüchtigen Verstand, ein zu reizbares Gemüth von der Natur, um nicht das freiere Loos des Landmanns in den angränzenden Staaten der Fürsten zu erkennen, und sich seiner unschweizerischen Zustände zu schämen. Mehrmals schon in frühern Jahrhunderten erhob es sich in gewaltsamer Bewegung wider die Machtsprüche der Stadt, und jedesmal war Liestal Mittelpunkt der allgemeinen Aufwallung gewesen. Aber jedesmal büßte es, unterliegend, statt zu gewinnen, von seinen Rechten ein. Zwar nach dem Aufstande von 1525 empfing es urkundlich Lossprechung von der Leibeigenschaft; aber schon sechs Jahr nachher mußten die „armen gehorsamen Unterthanen" ihre Urkunden, und zwar wie vorgegeben wurde, „freiwillig" an die Stadt zurückliefern und sich wieder in den Stand der Leibeignen einsetzen. — Von dieser Zeit an erbte Groll und Widerwille des Landmanns gegen die städtische Hoheit fort von Geschlecht zu Geschlecht.

So darf man sich nicht wundern, daß dieses Volk schon im Jahr 1797, da der Eroberer Italiens, Bonaparte, durch die

Schweiz reisete, ihm mit stürmischer Begeisternng, als dem Helden der Freiheit, als dem Erlöser unterdrückter Völker, entgegenjauchzte und ihn mit Ehrenbezeugungen umringte, die es nie der oberherrlichen Stadt gewährt haben würde. „Votre Liestal est bien patriote!" sagte Bonaparte damals zu den Basler Rathsherrn mit Lächeln. Er hatte nicht geirrt. Liestal war's, wo in der Schweiz der erste Freiheitsbaum (am 17. Jänner 1798) aufgepflanzt wurde. — So geschah es, daß auf demselben Strich Landes, auf welchem in der Eidsgenossenschaft die Schmach des Leibeigenthums am längsten beibehalten worden war, der Grundsatz staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit, diese Basis der Republiken, am früheſten Sieg gewann.

Noch im fünfzehnten, und selbst im sechszehnten Jahrhundert wurden im Kanton Basel die Leibeignen einzeln gekauft, verkauft, geliehen oder vertauscht. Wenn sie auch an andern Orten wohnten, mußten sie sich ihrem Leibherrn von dorther versteuern, und ihn, wenn sie starben, aus ihrer Hinterlassenschaft das beste Stück Vieh erben lassen. Als sie im Jahr 1525 ihren kaum empfangenen Freibrief wieder an die Stadt ausliefern und erklären mußten, derselben „mit Darstreckung des eignen Leibes und Gutes unterthänig zu dienen," ward ihnen zuerst aus Gnaden gestattet, sich unentgeldlich von einem Landesbezirk in den andern zu verheirathen. So sehr waren sie der Scholle Angehörige. Es mag auch wohl selbst noch im neuesten Entwurf der Staatsverfassung, welche Basel dem gesammten Kanton ertheilen wollte, der beschränkende Grundsatz, Ueberbleibsel jener Uebungen, oder Ansichten, in gemilderter Form seyn, daß niemand gleichzeitig ein Bürgerrecht in mehreren Gemeinden besitzen dürfe. Ein Gesetz um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts verbot den Unterthanen, sich in Amtsbezirken, die anderer Herrn Leibeigengut waren, niederzulassen, „es wäre denn, daß sich solche Personen von ihren Halsherrn zuvor der Leibeigenschaft ledig gemacht haben, wie auch, daß sie dem Rath der Stadt Basel schwören würden, wie andere seiner eignen Leute, hoch und nieder, zu dienen."

In den Kämpfen der Kirchentrennung und mit den Fortschritten der Gesittung wurde freilich das Loos der Landleute in Vielem erträglicher. Aber sie blieben die zinsbaren Dienstleute der Stadt; und diese gab ihnen Vögte, Richter, Geistliche, Hauptleute aus der Zahl ihrer eignen Söhne. Der Landmann konnte nur auf dürftig besoldete untere Stellen Anspruch machen, deren sich der Stadtbürger schämte. Die öffentlichen Aemter wurden zwar nicht versteigert, aber was nicht so ehrenlos, doch lächerlich

genug ist, an die Stadtbürger verloost; sogar die Lehrstellen an der Hochschule, wie die Pfarreien. So geschah, daß das Spiel des Schicksals einen Professor der Mathematik plötzlich zum Rechtslehrer, einen Lehrer der Geschichte zum Orientalisten verwandelte. Man kann wohl denken, wie wunderlich das Verhängniß zuweilen in einer so bestellten Staatsverwaltung schaltete; und mit welchen weltlichen oder geistlichen Obern sich oftmals das Landvolk begnügen mußte, dessen Freiheit und Glückseligkeit man dann und wann entschieden genug pries. „Ihr genießet“, sagte im Jahr 1710 der Oberstpfarrer von Basel zu den Bauern von Kleinhüningen, als er ihr neuerbautes Kirchlein mit einer fast drei Stunden langen Predigt einweihte: „Ihr genießet, neben der leiblichen Freiheit auch der geistlichen und Gewissensfreiheit!“ — Ich weiß nicht, ob die armen Bauern, die doch Leibeigne waren, an ihre leibliche Freiheit glaubten; oder sich wirklich ihrer Gewissensfreiheit rühmen konnten, während man ihnen bei Leibesstrafe verbot, dem Gottesdienst eines Pfarrers vom lutherischen Glaubensbekenntniß beizuwohnen. Von jener salbungsvollen Predigt des Oberstpfarrers an die Leute von Kleinhüningen, führ' ich nebenbei noch eine charakterische Stelle an: „Das Gebet“, rief er, „ist um so kräftiger, wenn ihrer Viele zugleich dem Himmelreich Gewalt anlegen. — Wenn ein ansehnlicher Mann von einer Menge Bettler umringt wird, so kann er nicht anders, er wirft ihnen ein Stück Geld dar, nur damit er ihrer los werde; also umringen wir gleichsam unsern Gott, wenn wir in der Gemeinde den anrufen und nöthigen, daß er uns erhören, und seinen Seegen hinter sich lassen muß.“

Erst im Jahr 1789 wagte es ein Bürger von Basel, sein Name verdient genannt zu werden, Abel Merian, in der Mitte des großen Rathes, auf Entlassung der Unterthanen vom Joch der Leibeigenschaft anzutragen. Solothurn hatte die seinigen schon im Jahr 1785 leibfrei gemacht. Die Basler entschlossen sich nicht ohne Sträuben erst im Jahr 1790 dazu, als das ferne Wetterleuchten der französischen Revolution sie warnte, und das Landvolk sich seiner Menschenrechte lebhafter erinnerte.

Der erschütternde Gang der französischen Staatsumwälzung, unter welchem fast alle Nationen Europens zum Bewußtseyn ihrer selbst erwachten, und eine Menge neuer Ideen in der dunkeln Welt der politischen Vorstellungen aufleuchtete, blieb wie in der ganzen Eidsgenossenschaft, so im Kanton Basel, nicht ohne bedeutsame Einwirkung. Nicht nur in der Landschaft, sondern selbst in

der herrschenden Stadt, forderte man Grundverbesserung der mittelalterischen Formen der öffentlichen Verwaltung; forderte man die Republik, nicht für die Stadtbürgerschaft allein, sondern auch für die Bürger des ganzen Landes, damit sie den Namen freier Schweizer nicht in ironischem Sinn tragen müßten. Das Waffenglück Frankreichs, endlich auch die unzweideutige Absicht dieser Macht, den stillen Feindseligkeiten der schweizerischen Aristokratien gegen sich, durch Vernichtung der letztern, ein Ende zu machen, beschleunigte in Basel den Schritt zur unausweichlichen Abänderung der Landesverfassung. Schon näherte sich ein französisches Heer den Schweizergränzen; da ertheilte die gesammte Bürgerschaft der Stadt, in ihren Zünften versammelt, und der souveräne Rath des Staats, den Bürgern der Landschaft die ungestüm verlangte Entlassung von der Unterthanenschaft und gewährte Gleichheit staatsbürgerlicher Rechte mit den Einwohnern der Hauptstadt. Die am 20. Jänner 1798 ausgestellte Freiheitsurkunde wurde den Ausschüssen des Landes, zween Tage nachher, zu Liestal feierlich überreicht. So ward die merkwürdige Prophezeiung eines der edelsten Eidsgenossen, und zwar eines Baslers, erfüllt, mit einer Bestimmtheit, wie selten sonst bei Prophezeiungen der Fall ist. Schon im Jahr 1770 nämlich hatte der menschenfreundliche Weltweise Isaak Iselin geschrieben: „die Unterthanen der Schweizerregierungen aller Kantone werden nicht eher glücklich werden, bis ein mächtiger Nachbar einmal die Güte haben wird, die Schweiz zu erobern.“ *)

Stadt und Land waren nun vereint. Sie blieben es, im Genuß gleicher Freiheit, während der ephemeren, helvetischen Republick; sie blieben es, während der schönen Friedenstage unter der napoleonischen Vermittelung und Herstellung eines verbesserten Föderativsystems der Kantone. Aber Zufriedenheit und Eintracht verschwand wieder, als es im Jahr 1814 einer mißvergnügten Faction von Aristokratisch-Gesinnten, beim Durchzug des Heers der gegen Frankreich verbündeten Mächte, gelang, eine neue Staatsumwälzung durchzusetzen, und den ehemaligen Patriziaten und Hauptstädten mehr oder weniger die ehemaligen Vorrechte zurück zu ge-

---

*) „Je mehr ich nachsinne“, schrieb Isaak Iselin am 14. April 1770: „je abscheulicher finde ich den Zustand und die Verfassung unseres Vaterlandes.“ Dann fügt er die denkwürdige Weissagung hinzu: „Selon moi, les sujets de leurs Excellences de tous les cantons ne seront heureux, que lorsque quelque voisin puissant voudra bien leur faire la grace, de les conquérir. (Pet. Ochs Geschichte der Stadt und Landschaft Basel. VIII. Band. 229, 230.)

winnen. Wie in fast allen Kantonen der Schweiz äußerte sich auch im Kanton Basel unzweideutige Mißstimmung des Volks, Sehnsucht nach Wiedereroberung der einst feierlich beurkundeten, nun entwendeten Rechte. Aber erst nach den Pariser Julytagen, im Jahr 1830, als das Schweizervolk ohne Furcht vor Einmischung der heiligen Allianz, seine innern Angelegenheiten ordnen konnte, forderte auch die Landschaft Basel Zurückstellung ihres Rechts und Verbesserung der Verfassung des Staats. Es geschah dies anfangs in ehrerbietigen Bitten, die sich, beim Zögern oder Unwillen der Stadt, bald in einen Ernst verwandelten, welcher das Selbstgefühl Basels verwundete. Hier entwarf der souveräne Rath, in seiner Machtvollkommenheit unmittelbar selbst, eine verbesserte Staatsverfassung, welche neben den freisinnigsten Grundsätzen, dennoch die Bürgerschaft der Hauptstadt mit Vorrechten begünstigte. Die Landschaft bewaffnete sich zum Widerstand; die Stadt dämpfte den Aufruhr mit Waffengewalt, (Jänner 1831) und legte, vom eben verbreiteten Schrecken Gewinn ziehend, dem Volke die Verfassung zur Annahme vor. Die Annahme blieb zweifelhaft; das Volk der Landschaft unruhig, in sich selbst entzweit; in der großen Mehrheit gegen die Stadt. Als diese, Gehorsam zu gebieten, Truppen zur Besetzung Liestals, zum andernmal aussandte (21. August 1831) erlitt sie blutige Niederlage. Gekränkt durch diese, aber mehr noch durch den Geist der Eidsgenossenschaft, der die Stadt ihrem Schicksal überließ, stieß der große Rath fünf und vierzig der widersetzlichen Gemeinden von der öffentlichen Verwaltung des Staates aus. Eine vielleicht in Europa noch nie gehörte Maßregel! Die verbannten Gemeinden, nun sich selber hingegeben, wachten für sich. Und als heimlich und auf Umwegen die Stadt eines Nachts (April 1832) in ein ihr treu gebliebenes Dorf, Gelterkinden, starke Besatzung geworfen hatte, wurde auch diese mit Verlust von den Landschaften zurückgejagt.

Bei der Unaussöhnbarkeit beider Theile blieb das Verhältniß derselben lange feindselig und unentschieden. Die Eidsgenossenschaft, durch Zwieträchtigkeit in sich selber gelähmt, ließ es abwechselnd bei militärischen Besetzungen des unglücklichen Ländchens, oder bei fruchtlosen Vermittlungsversuchen bewenden. Als aber einige Kantone endlich, geleitet von aristokratischem Geist, in Sarnen sich enger gegen die übrigen verbanden; als Trennung des Bundes und Bürgerkrieg in der Schweiz drohten, als die Schwyzer schon mit bewaffneter Faust Feindseligkeit begannen, und die Stadt Basel gleichzeitig (3. August 1833) anderthalbtausend Mann mit

zwölf Feuerschlünden gegen Liestal sandte; als dieser Ausfall mit großem Verlust, durch die Tapferkeit der Landschafter, zu den Stadtthoren zurückgetrieben ward: da schritt die versammelte Tagsatzung entschlossener ein; besetzte die unruhigen Kantone mit 20,000 Mann; stellte allgemeine Ordnung her, und schied (17. August 1833) den Kanton Basel in den Stadttheil mit einigen Dörfern am rechten Rheinufer; und in den Landtheil von 75 Gemeinden, deren Hauptort die Stadt Liestal blieb. Das gesammte Staatsvermögen ward durch schiedsrichterlichen Spruch zwischen die zwei Gemeinwesen des Kantons vertheilt.

Somit hat die Eidsgenossenschaft einen Doppelkanton mehr empfangen, wie Appenzell Inner= und Außerrhoden, und Unterwalden ob und nid dem Wald es schon seit früheren Zeiten waren. Es fehlt der neuen Republik mit ihren 40,000 Einwohnern nicht an materiellen Mitteln und Kräften ihren Staatshaushalt wohl zu führen, oder ihren Bundespflichten Genüge zu thun; desto mehr aber fühlt sie den Mangel an wissenschaftlichgebildeten, kenntnißreichen Bürgern, welche an der Spitze der öffentlichen Verwaltung neue Schöpfungen großsinnig durchführen sollten. Jene erdrückende Schmach der Leibeigenschaft, in welcher die Stadt Basel dies der Freiheit so würdige Völkchen seit der Barbarei des Mittelalters bis zu den letzten Tagen des achtzehnten Jahrhunderts festhielt; — jener Pietismus, welchen die Pfarrer in der Landschaft herrschend zu machen getrachtet hatten, der nichts weniger, als Gemüth und Geist des Volks zu erheben geeignet war; dann der mangelhafte Jugendunterricht in den meisten Dörfern, endlich die unvermeidliche Verwilderung der Sitten, die in einem mehrjährigen Zustand der Gesetzlosigkeit und des Bürgerkriegs eintreten mußte, — dies Alles ließ das Schlimmste fürchten, wenn die Bewohner der Landschaft ein selbstständiges Staatswesen bilden wollten, zu dessen Geschäften kaum erst ein halbes Dutzend geeigneter Männer vorhanden war. Und doch besteht dieser Staat ziemlich wohlgeordnet in allen Zweigen der Verwaltung, unter welchen Verbesserung der öffentlichen Unterrichtsanstalten einer der wesentlichsten ist. Dies mag man mit Recht zu den Wundern der Freiheit zählen. Es ist das Werk republikanischer Bürgertugend, der Ehrfurcht vor dem sich selbst gegebenen Gesetz und einer Vaterlandsliebe, die dem Gemeinwohl das Theuerste opfern kann.

Register
zu den
Classischen Stellen der Schweiz
von
Heinrich Zschokke.

I. Band.

I. Rhätien oder Graubünden.

Seite.

Der Ursprung des Innstroms im Lugni-See am Maloya-Berg 25
Madulein und die Ruine von Gardovall 30
Vereinigung der drei Quellen des Vorderrheins 33
Die Kapelle bei Trons 36
Das Kloster Disentis 43
Die Stadt Chur 48

II. Uri.

Das Grütli 51
Die Tellenplatte 51
Tells Kapelle in Bürglen 53
Die St. Gotthards-Straße 59
Die Teufelsbrücke 63
Altdorf 64

III. Schwytz.

Der Hauptort Schwytz 66
Goldau vor dem Bergsturz 74
Goldau nach dem Bergsturz 78
Die Insel Schwanau 79
Maria zum Schnee auf dem Rigi 81
Einsiedeln 90
Die Kapelle bei Morgarten 92

IV. Unterwalden.

Im Melchthal 95
Kirche zu Sachseln 96

Seite.
Sarnen 100
Stans in Nidwalden 105

V. Zug.

Zug 109
Kapelle bei Küßnacht 114

VI. Luzern.

Luzern, die Stadt 116
Die Kapelle bei Sempach 124

VII. Glarus.

Der Flecken Glarus 128
Das Stachelberger-Bad 133
Das Klönthal 137

VIII. St. Gallen.

St. Gallen, Abtei und Stadt 146
Das Bad Pfäffers 152
Der Tamina-Schlund. 154
Zwinglis Hütte bei Wildhaus 156

IX. Appenzell.

Der Flecken Appenzell 162
Trogen 165
Die Kapelle am Stoß 171
Das Wildkirchlein 174

X. Thurgau.

Die Kapelle bei Schwaderloch 181
Das Schloß Gottlieben 186

XI. Schaffhausen.

Der Rheinfall 192
Schaffhausen 194

XII. Basel.

St. Jacob 198
Basel, die Stadt 202
Das Münster in Basel 203
Liestal 208

Seite.
Sarnen 100
Stans in Nidwalden 105

V. Zug.

Zug 109
Kapelle bei Küßnacht 114

VI. Luzern.

Luzern, die Stadt 116
Die Kapelle bei Sempach 124

VII. Glarus.

Der Flecken Glarus 128
Das Stachelberger-Bad 133
Das Klönthal 137

VIII. St. Gallen.

St. Gallen, Abtei und Stadt 146
Das Bad Pfäffers 152
Der Tamina-Schlund. 154
Zwinglis Hütte bei Wildhaus 156

IX. Appenzell.

Der Flecken Appenzell 162
Trogen 165
Die Kapelle am Stoß 171
Das Wildkirchlein 174

X. Thurgau.

Die Kapelle bei Schwaderloch 181
Das Schloß Gottlieben 186

XI. Schaffhausen.

Der Rheinfall 192
Schaffhausen 194

XII. Basel.

St. Jacob 198
Basel, die Stadt 202
Das Münster in Basel 203
Liestal 208

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich, / Müller, Gustav A. / Winkles, Henry,

Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Originalansichten dargestellt

Bd.: 1

Karlsruhe [u.a.] 1838

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.5,373(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094736-1